



Biogr.

140 sw

Brookline

MEMOIREN

AUS DEM

FELDZUGE IN SPANIEN

(1808 — 1814)

VON

STANISLAUS V. BROEKERE,

ehemal. Offizier der franz.-polnischen Armee.

IM ORIGINALE

HERAUSGEGEBEN VON DER TOCHTER DES VERFASSERS

PAULINE v. CYBULSKA.

Rendez l'honneur à celui qui mérite
d'être honoré. T. S.



POSEN.

IN COMMISSION BEI J. J. HEINE.

Druck von F. Chocieszyński.

1883.

305 68

MEMORIEN

AUS DEM

FELDZUGE IN SPANIEN.

MEMOIREN

AUS DEM

FELDZUGE IN SPANIEN

(1808—1814)

VON

STANISLAUS V. BROEKERE,

ehemal. Offizier der franz.-polnischen Armee.

HERAUSGEGEBEN VON DER TOCHTER DES VERFASSERS

PAULINE v. CYBULSKA.

Rendez l'honneur à celui qui mérite
d'être honoré. T. S.



POSEN.

DRUCK VON F. CHOCIESZYŃSKI.

1883.



EINLEITUNG.

Wiewohl Alles, was wir von unseren Eltern erben, für uns einen unschätzbaren Werth hat, doch das liebste und theuerste, und was unser Andenken ewig erfrischt und die Vergangenheit uns lebhaft vor die Augen ruft, das sind die eigenhändigen Manuscripte, die uns die lieben Eltern hinterlassen. Ich bin gerade in dem glücklichen Falle dieselben zu besitzen. Mein seliger Vater nämlich Stanislaus von Broekere schrieb seine Memoiren im Jahre 1824, nicht nur als Andenken, das für uns Kinder einen unschätzbaren Werth hat, aber um so mehr für seine Landsleute, um das Andenken und Wohlwollen seiner edlen und tapferen Kriegskameraden zu erfrischen und unsterblich zu machen, wie auch für die Nachkommenschaft derjenigen, deren Väter bereits lange zugleich mit meinem Vater im Grabe ruhen.

Meines seligen Vaters aufrichtiger Wunsch war es, noch bei seinem Leben die Memoiren herauszugeben; doch leider in Folge mangelhafter Mittel war dies ihm eine Unmöglichkeit. Und wiewohl ich das eigenhändige Manuscript besass, hielt ich dasselbe lange im Verwahren; ich suchte zwar bei verschiedenen Personen um Hülfe behufs Uebersetzung und Herausgabe desselben, doch leider ver-

geblich war meine Mühe und Anstrengungen; es war schwer einer schwachen Frau mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, namentlich in Zeiten, wo das Geld Oberhand nimmt! und wie oft geschieht es, dass auf diese Weise die schätzbaren Gegenstände und Erinnerungen unserer Ahnen zu Grunde gehen. Endlich habe ich mit meinen eigenen Mitteln das gewünschte Ziel erreicht.

Mein seliger Vater stammte aus dem Gross-Herzogthum Posen; erzogen im elterlichen Hause als Pole und ausgerüstet mit den nöthigsten Schulkenntnissen ging er nach Berlin, wo er die Militair-Kadetten-Schule besuchte und beendete. Da er daselbst durch langjährigen Aufenthalt die deutsche Sprache sich vollkommen angeeignet hatte, so schrieb er auch aus dem Grunde seine Memoiren in deutscher Sprache, die er mir auf dem Sterbebette, als der jüngsten Tochter, als einzige Erbschaft hinterliess. Und indem ich jetzt den Wunsch meines seligen Vaters erfülle, veröffentliche ich dieselben mit der ergebensten Bitte, das hochgeehrte Publikum möge geneigtest meinem seligen Vater verzeihen, dass er sich nicht immer eines recht glatten und literarischen Stiles bediente, denn als Soldat wusste er besser mit der Waffe zu kämpfen, als mit der Feder zu schreiben.

Mein Vater starb in Warschau am 4. Januar 1860 im Alter von 74 Jahren.

Posen, den 20. Februar 1883.

Pauline Cybulska

geb. von Broekere.

Zum ganz besonderen Vergnügen gereicht es mir, diese meine Denkschrift an meine Kollegen, die während des Krieges in Spanien meine Kriegsgefährten waren, so wie an die Leidensgefährten unserer langwierigen Gefangenschaft, und noch am Leben sind, zum Andenken zu widmen.

Der Verfasser

1824.

S. v. B.

MÉDAILLE DE SAINTE-HÉLÈNE
INSTITUÉE PAR S. M. NAPOLEON III.



NAPOLEON I^{er}

A ses Compagnons de gloire. Sa dernière pensée!

Sainte-Hélène, 5 Mai 1821.

Le Grand Chancelier de l'Ordre Impérial de la Légion d'Honneur, certifie que M. *Broekere Jean Stanislas* (Pologne) ayant servi durant la période de 1792 à 1815, a reçu la Médaille de S-te Hélène.

Duc de Plaisance.

(L. S.)

Inscrit à la Grande Chancellerie N-ro 10637.



Stanislaus v. Broekere,
ehemaliger Offizier der französisch-polnischen Armee.

U E B E R S I C H T!

Einleitung und Veranlassung zu den Kriegen in Spanien von 1808—1814. Mein Eintritt in den Militairstand.

Der Marsch durch Deutschland bis an den Rhein. Der Marsch durch Frankreich bis an die spanische Grenze. Die namentliche Liste der Ober- und Subaltern-Officiere des 9ten Linien Infanterie-Regiments des Grossherzogthums Warschau, die beim Uebergange der Bidassao die spanische Grenze zugleich im Regimente gegenwärtig waren. Der Marsch bis Madrid und die letzten kriegerischen Vorfälle bis zu Ende 1808. Der Krieg im Jahre 1809. Der Krieg im Jahre 1810. Der Krieg im Jahre 1811 bis zu meiner Gefangenschaft am 21ten August 1811. Meine Gefangenschaft selbst von 1811, meine See-Reisen und meine Freilassung aus derselben im Jahre 1814. Die namentliche Liste derjenigen Ober- und Subaltern-Officiere von 12 Nationen und verschiedenen Truppen, die mit mir zugleich gefangen waren. Meine See-Reise von der Insel Ivisa, Cagliari, Neapel und Genua. Verschiedenes über Spanien selbst, Einwohnerzahl, Flächeninhalt, geographische Lage, dessen Einwohner, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen, Wohnungen, Frauen, Militair und Geistlicher Stand, Cultur,

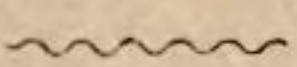
Ackerbau, Ernte, Vieh-, Pferde- und Schaaf-Zucht; die Wanderschaafe. Die Fabrikation der Bocksweinbeutel, die Verfertigung der grossen Weintöpfe von 1 bis 100, 200 und 300 Eimer Wein enthaltend. Die spanischen Stiergefichte, der Tod Pedro Hillos. Die Rückkehr von Genua durch Italien, Tyrol, Baiern, Sachsen, Preussen nach Polen, und die politischen Veränderungen in denselben.

Niedergeschrieben von

Stanislaus v. Broekere

ehemaligen Officier der französisch-polnischen Armee in
Spanien als Augenzeuge, 1824.

VORREDE.



In den verschiedenen Werken, die wir bereits über den Feldzug in Spanien von 1808—1814 besitzen, und die mir bis jetzt zu Händen gekommen sind, finden wir meistens nur die Hauptbegebenheiten dieses langen gräuevollen Krieges, wie grosse Schlachten, Belagerungen u. s. w. im Allgemeinen und kurz dargestellt; allein mein Wunsch ist es, da ich selbst diesen langwierigen und grausamen Krieg so viele Jahre hindurch mitgemacht habe, meinen Hochgeehrtesten Lesern Ausführliches über diesen Krieg mitzutheilen. Mögen alle meine noch jetzt lebenden und Hochgeehrtesten Mitkameraden, sowohl höheren wie niedrigeren Ranges, die diesen Krieg mitgemacht haben, und denen ich aus wahrer Hochachtung und Anhänglichkeit diese Denkschrift widme, mögen sie ein gerechtes Urtheil fällen, ob ich Alles der Wahrheit gemäss niedergeschrieben habe, oder nicht. So überlasse ich es auch den Herrn Officiern von so verschiedenen Nationen und Truppen höheren und niederen Ranges, mit welchen ich so viele Jahre hindurch in spanischer Gefangenschaft geschmachtet habe, und von denen noch viele am Leben sein mögen, ihnen überlasse ich es zu bekennen, ob ich die Begebenheiten unseres Elends treulich beschrieben habe oder nicht.*)

*) Ein ausführliches Namensverzeichniss sowohl der Officiere, die im Jahre 1808 die Bidassao oder die spanische Grenze überschritten, als auch meiner Leidensgenossen in der Gefangenschaft habe ich in diese Denkschrift mit eingewebt.

Ohne auf den Namen eines Schriftstellers Anspruch zu machen, erzähle ich einfach aber getreulich die grössten wie die kleinsten Begebenheiten, die uns von Anfang bis zu Ende dieses Feldzuges vorgekommen sind. Am Schlusse meiner Schrift füge ich noch etwas über die Sitten, Gebräuche u. d. m. der Spanier hinzu sowie eine Beschreibung ihrer Haupt- oder Nationalvergnügungen, der sogenannten Stiergefechte (los juegos de los torros*). Die vielen Jahre die ich in diesem Lande zugebracht habe, befähigen mich, ein treues Bild dieses Landes und seiner Bewohner zu entwerfen. Denn wer hat wohl mehr Gelegenheit, ein Land gründlich kennen zu lernen, als ein Soldat, der darin so viele Jahre, theils im Ueberfluss, theils in der grössten Noth und tiefsten Elende zubringen musste; kann sich wohl der Reiche, der grosse Summen Geldes wegwirft, um fremde Länder zu sehen, und sie blos im Fluge mit Extra-post oder Eisenbahnen durchreiset und seine Zuflucht blos in den Hauptstädten desselben, nur um seiner Ueppigkeit und Bequemlichkeit Genüge zu leisten, ein so treues Bild eines Landes erwerben, wie ein Soldat der tagtäglich ein anderes Quartier findet, der sich mit dem begnügen muss, was ihm die Wohlhabenheit oder die Dürftigkeit der Einwohner darreichen können, der heute im heiteren Zirkel einer anständigen Familie im grössten Palais froh sein kann und morgen in der Hütte eines Ackermannes oder Tagelöhners seine Ruhe und Bequemlichkeit findet, wo ihm die Gaben des Armen nach überstandenen langen Märschen so erquickend sind, wie die Leckerbissen des Reichen; dann wieder einmal unter freiem Himmel im Angesicht des Feindes auf dem Bivouac allen Elementen Trotz bieten muss? Welcher Unterschied zwischen dem Reisen eines Reichen und dem Reisen eines Soldaten! Letzterer, ge-

*) Das lange j oder jott lese wie cho.

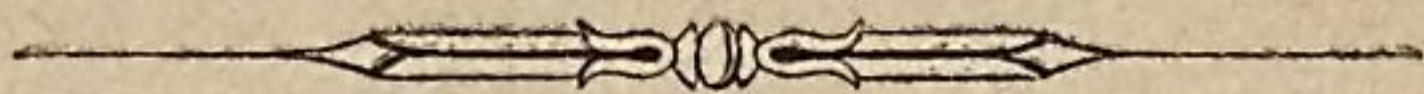
wöhnt an den Wechsel der Ereignisse, vergisst bald das Vergangene, es mag gut oder schlecht gewesen sein, er achtet nur des Gegenwärtigen, ja! sogar die schreckliche Zukunft beunruhigt ihn nicht.

Die Geschichte kann uns keine Zeit aufweisen, in welcher alle Nationen von Europa so unter einander vermischt gewesen wären, wie in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, der Zeit der ununterbrochenen Kriege in unserem Welttheile. — Ja! mancher verliess seine Vaterstadt schon in seinen blühendsten Jugendjahren, lernte andere Sprachen, vergass darüber seine Muttersprache und sogar sein Vaterland, und konnte es kaum und die Seinen wiederfinden. Hat nicht der polnische Soldat mit seinem Blute den Namen seiner Nation auf den meisten Schlachtfeldern Europas, für dessen ewigen Ruhm tief und unauslöschlich auf ewige Zeiten eingegraben, so kämpfte der Pole ruhmvoll, suchend sein verlorenes Vaterland in fremden Ländern als Waise so viele Jahre hindurch, besuchte er nicht den Egipter, den trägen Kalabreser in den Apeninen, den stolzen Spanier in seinem Hinterhalte auf den höchsten Gipfeln der Sierra-Morena, in den steinfesten Mauern von Saragossa, ja! sogar die überseeischen Bewohner von St. Domingo (Hajti) besucht, und sich nicht an die heissesten Zonen gewöhnen müssen, während der träge Spanier, nur an die ihm angeborne Bequemlichkeit seines Landes gewöhnt, in den nordischen Gefilden im tiefen Schnee waten musste?

Froh ist ein Jeder, sein Vaterland wieder gefunden zu haben. Nicht allein der Spanier, der sein warmes Klima wieder erreicht hat, sondern ein Jeder freut sich, die Flur seines Vaterlandes wieder erblickt zu haben; sie mögen noch so rauh und kalt sein, so bleiben sie doch für ihn die angenehmsten, denn ein Jeder liebt sein Vaterland — und wer sollte es nicht? Vorsehung! wie schwer bist Du zu erforschen, wie grausam scheinst Du mit den Schicksa-

len der armen Menschen in den letzten Zeiten dieser grossen Weltepoche gespielt zu haben! Wie viele Braven fanden den Tod im Auslande! Mancher verliess in der Blüthe seiner Jugendjahren und in bester Gesundheit sein Vaterland, und kehrte als ein Krüppel, seiner besten Glieder beraubt, zu den Seinigen zurück; und fand er diese nicht mehr, was blieb ihm übrig, als der Bettelstab? Mancher schmachtete Jahrelang in finsterem, traurigem Kerker als Kriegsgefangener im grössten Elende, und der Rachsucht seiner Feinde preisgegeben, ohne Hoffnung je wieder frei zu werden. Ein Vierter kehrte mit Ruhm und Ehren bedeckt zu den Seinen zurück. Mancher Eltern Thränen flossen um ihres verlorenen Sohnes willen, aber gerne wurden sie geopfert, denn was das Vaterland verlangt, muss niemandem zu theuer sein. Darum sei ein Jeder froh, der seinen vaterländischen Boden nach solchen Erfahrungen wiederum zu sehen bekommen hat, sich heute in dem Zirkel der Seinigen erfreut; die Rückerinnerung an die Vergangenheit ist sein einziger Lohn, den er in sein Grab auf vaterländischem Boden mitnehmen wird.

Auch mir schwebt mein militairisches Leben noch vor Augen. Ich sehe Alles vor mir und habe dieses Alles im frischen Angedenken behalten. Gar oft denke ich mit Sehnsucht an meine gebliebenen Kameraden, Gott dankend, dass er mir erlaubt hat, meine ermüdeten Glieder in mein Vaterland zurückzubringen; so oft ich aber an die kriegerischen Gräuelthaten aus den Jahren 1808—1814 zurückdenke, überfällt mich dennoch ein Schauer und ich sage dann gerührt: Friede den Menschen auf Erden!



ABTHEILUNG I.

Einleitung und Veranlassung zu diesem Kriege.

Wenn andere Mächte Europa's, theils eigener Aussichten wegen, theils aus Mitleid für die unglückliche Familie der französischen Könige (Bourbonen) zu den Waffen griffen, so hatte Spanien noch mehr Ursache dem Bunde beizutreten. Nicht nur die Furcht vor dem unseligen Einflusse der Neuerung auf eine benachbarte Nation, war es, was die Spanier unter die Waffen rief, sondern noch mehr der Umstand, dass Carl IV, ihr König, von derselben Dynastie abstammte. Als aber die Begebenheiten nach einem hartnäckigen Kriege die Hoffnungen der Völker vereitelten, die verbündeten Mächte in ihrem Eifer in Kurzem erkalteten und ihr Bund ganz geschwächt ward, da verzichteten sie auf den Krieg, was natürlich den Lauf der Revolution noch vergrösserte, anstatt ihn zu hemmen. Da es den Franzosen geglückt war die Festung Figueras in Catalonien und die drei Provinzen von Biscaya in ihre Gewalt zu bekommen und der General Perignon die gänzliche Einnahme von Spanien bedrohte, indem das Fortschreiten der Franzosen nichts hemmen konnte, so folgte Spanien, einsehend, dass

es wegen seiner Lage hinter den Bergen auf keine Hülfe hoffen konnte, dem Beispiele des Königs von Preussen und schloss am 22. Juni 1795 den Frieden zu Basel. In Folge dessen erhielt es alle von den Franzosen schon eroberten Provinzen wieder zurück, trat an Frankreich seinen Antheil der Insel St. Domingo ab, und was noch mehr, es erneuerte mit Frankreich alle älteren Bündnisse und Verträge. Dieser Friede erfreute den König so sehr, dass er dem Fürsten von Alcudia den Titel eines Friedensfürsten (*principe de la paz*) ertheilte. Vom Baseler Frieden an, waren die Spanier die getreuesten Allirten Frankreichs; ihre Schätze und Flotten waren Frankreich stets zu Diensten; ohne Murren leisteten sie die größten Opfer. — Um so mehr staunte Europa über das Verfahren Napoleons gegen den spanischen König. — Seit 12 Jahren führte das Staatsruder Emanuel Godoy, bekannt unter dem Namen des Friedensfürsten, welcher sich vom gemeinen Soldaten bis zum ersten Minister hinaufgeschwungen und sich mit einer Enkeltochter des Königs vermählt hatte. Dieser unterlag in Allem Frankreich, und alle mit Kraft angewandten Mittel, ihn der Königl. Gnade zu entziehen, waren umsonst. Als der nahe Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Preussen 1806 kein Geheimniss mehr war, stellte zwar Spanien noch 14,000 Mann Truppen, aber seine geheimnissvollen Entschlüsse verriethen sich, als auf die Nachricht der fast gänzlichen Auflösung der preussischen Macht die Rüstungen aufhörten. Dieser Schritt brachte über Spanien das grösste Elend, denn alsbald fasste Napoleon den Plan, Carl IV. vom Throne zu stürzen. Zu gleicher Zeit hatte das eigenmächtige Verfahren des Friedensfürsten viel Missvergnügen unter den Spaniern hervorgebracht. Viele Grossen gingen eine Verbindung gegen ihn ein, in welche sie auch den damals 23 Jahr alten Thronfolger hineinzogen. Napoleon beschloss von diesem Zwiste Vortheile zu ziehen. Bei

Bajonne versammelte er ein Heer von 50,000 Mann, unter Befehl des Feldmarschalls Junot, angeblich einzig und allein wider Portugal bestimmt. Sobald aber die französischen Anführer in Spanien erschienen, nahmen sie die Festungen, Pampelona, St. Sebastian, Figueras und Barcelona ein. Ein grosser Zwiespalt herrschte in der Familie Carls des IV. Der Friedensfürst, von dem Vorhaben des Thronfolgers wohl unterrichtet, bestand auf den Untergang desselben, um sich selbst zu retten. Er redete dem schwachen Könige ein: sein Sohn wolle ihn nicht allein vom Throne stossen, sondern stehe ihm auch nach dem Leben (1807). Auf Befehl des Königs wurde der Thronfolger sammt seinen Vertrauten Escoiquise und dem Prinzen Infantado verhaftet; indessen binnen Kurzem wieder auf freien Fuss gesetzt, da immer mehr französische Truppen in Spanien einrückten. Murat, welcher das Oberkommando über diese Truppen hatte, rückte unter dem Vorwande, dass er zur Einnahme von Gibraltar ziehe, gegen Madrid. Schnell verbreitete sich die Nachricht von der Abreise des Königs nach Sevilla. Die Spanier fürchtend, dass sie dasselbe Schicksal treffen möchte, wie die Portugiesen, schoben die ganze Schuld ihres Unglücks auf den Friedensfürsten und stifteten einen Aufruhr in Aranjues*), in Folgedessen der Friedensfürst gefangen gesetzt wurde. Er war aus der Grenzfeste Badajoz gebürtig, und seines Berufs eigentlich ein Minnesänger. Als solcher der Königin Louise von Spanien vorgestellt, wurde er von ihr an den Hof berufen. Zum Friedensfürsten (Principe de la paz) erhoben (22. Juli 1796)

Anmerkung. Genaueres über den Friedensfürsten (Principe de la paz) findet sich in den „Zeitgenossen“ IV. Band, Heft 13–16 von Bosse. Sein eigentlicher Name war: Emmanuel Godoy Alvarez de Faria.

*) Aranjues 7 spanische Meilen von Madrid, und Sommerresidenz der Könige, am Tagus in einer schönen Gegend.

schloss er am 19. August 1796 ein Schutz- und Trutzbündniss mit Frankreich ab; 1798 nahm er seinen Abschied. Später wieder eingesetzt, sandte er ein Schreiben an Napoleon (am 29. October 1807) mit der Nachricht, dass der Kronerbe Ferdinand der VII. den Plan habe, den Vater vom Throne zu stossen, dass er seiner Mutter nach dem Leben trachte, dass er bestraft und seines Erbfolgerechts verlustig erklärt werden sollte. Hierauf liess er den Thronerben verhaften. Als nun französische Heereshaufen eindrangen, und Godoy ihnen die Festungen zu öffnen verbot, bemächtigte sich allgemeine Bestürzung der Spanier. Schon nahete Murat mit 40,000 Mann Franzosen der Hauptstadt. Jetzt traf man am Hofe zu Aranjuez Reise-Anstalten. Als alles zur Abreise bereit und der Kronerbe davon benachrichtigt war, sagte er beim Abschiede denen, die den Dienst bei ihm hatten: „Wir sind verloren! mein Vater ist von Godoy betrogen, im Begriff Spanien zu verlassen und uns nach Amerika zu schleppen. Godoy hatte das Geheimniss nicht bewahrt.“ Des Kronprinzen Wort flog von Mund zu Mund, und ward das Losungswort zum Fluch über den Friedensfürsten. Alles strömte nach dem Schlosse. Es war um die Mitternachtstunde, die Wagenreihe vorgefahren, der König schon auf der Treppe, da erscholl ein lautes, vieltöniges Halt! die Leibwache weist die vorgehende Dienerschaft zurück, und sperrt den Ausgang. „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Verderben über Godoy,“ mit diesem Geschrei strömt die Menge des Volkes nach der Wohnung des Friedensfürsten, achtet das Feuern seiner Leibwache nicht; über ihre Leichen dringen sie ein, das Gold und den Schmuck in seinen Zimmern berühren sie nicht, suchen nur ihn und rufen Verderben über ihn! Aber Godoy war verumumt mit einem Bedienten über das Dach auf einen benachbarten Boden geflüchtet, wo er drei Tage in Todesangst blieb. Als er am vierten halbtodt nach Wasser lechzte,

schlich sich der Bediente herunter. Er wird entdeckt; hinauf stürzte das Volk, alles schreit: „Godoy ist gefunden“. An Händen und Füßen gepackt, gezogen, gerissen, wird er auf die Strasse geschlept, und über sein Leben berathschlagt. — Plötzlich weicht Alles zur Seite; Ferdinand kommt. Godoy kriecht zu seinen Füßen, und bittet um Gnade. Der Kronprinz befiehlt den Leuten auseinander zu gehen. Godoy wird verhaftet. „Er weiss von mehr Geheimnissen, die er uns vorher erst entdecken muss“. Darauf ging das Volk auseinander und der Friedensfürst ward ins Gefängniss gebracht. Aber bald wurde er aus demselben durch die Franzosen befreit. Während der Friedensfürst versteckt war, hatte König Carl IV. abgedankt; und während seiner Gefangenschaft begab sich der neue König Ferdinand nach Bajonne, wo er den 26. April 1808 ankam. Nun wiederrief der alte König die Abdankung, und stellte sich unter Murats Schutz, der indess Madrid besetzt hatte. Beide Könige waren somit in Napoleons Gewalt, aber der junge König wollte auf Spanien nicht Verzicht leisten, und der alte nicht nach Bajonne kommen. Murat forderte unter diesen Umständen die Freigebung Godoys von der Regierungs-junta zu Madrid, deren Haupt der Infant Antonio war. Dieser fühlte, dass er damit zugleich dem jungen Könige die Krone raube; aber er musste dem Andrang der Menge weichen, und Godoy wurde schnell nach Bajonne gesandt, wohin der König Carl der IV. und die Königin eiligst folgten. Ehe sie ankamen, hatte Godoy schon mit Napoleon unterhandelt, und Vorkehrungen zu allen weiteren Schritten getroffen. Als nun Napoleon mit Ferdinand, dem Vater, und mit der Mutter zusammentraf, deutete der Vater dem Sohne an: dass er ihn und seinen Bruder und seine Räthe als Ausgewanderte betrachten werde, wenn man ihm nicht vor Anbruch des folgenden Tages in feierlicher Urkunde die Krone zurück gäbe, und Napoleon erklärte: dass er

dem unglücklichen König gegen seinen aufrührerischen Sohn seinen Beistand weder versagen wolle, noch dürfe. Als der betroffene Sohn antworten wollte, gebot ihm sein Vater Schweigen, nannte ihn: Kronenräuber, Vaternörder, und drohte ihm mit geballter Faust; die Mutter verfluchte ihn, und schrie nach seinem Blute zu Napoleon; da schauderte selbst dieser zusammen, nahm seinen Hut, und stürzte herunter ins Freie, mit den Worten: Welch' ein Weib! wie hat es mich entsetzt!

Ferdinand entsagte also der Krone Spaniens zu Gunsten seines Vaters, und Carl IV. trat alle seine weiteren Rechte in seinem Namen an Napoleon ab, was auch bald darauf die Prinzen thun mussten. Napoleon berief nun seinen Bruder Josef, den damaligen König von Neapel, auf den Thron von Spanien und Indien (in Monat Junius 1808) und bestimmte Compiègne zum Wohnort für Carl IV., der Königin und Emanuel Godoy. Ferdinand der VII. wurde in die Festung Valenciennes geschickt, wo er bis zum 13. März 1814 in Haft verblieb. Nach Napoleons Sturz kehrte er über Perpignan, Figueras, Gerona wieder nach Spanien zurück, wo er unter grossem aber leider zu frühem Jubel der Bevölkerung am 14. Mai 1814 in Madrid anlangte. Der neue König Josef war den 16. Juni 1808 in Madrid angekommen. Mit Freigebigkeit suchte er das Volk zu gewinnen, aber seine Bemühung war vergebens; was ich als Augenzeuge wahrzunehmen nur zu oft Gelegenheit hatte; immer zeigte sich die wärmste Sympathie für Ferdinand den VII., während der Hass gegen alles aufgezwungene Wesen, und besonders gegen die Dynastie der Napoleoniden ganz ohne Grenzen war. —

Dies waren die Begebenheiten, die den Anlass zum spanischen Kriege, der so gräuevoll und so erbittert geführt wurde, hervorbrachten; ich habe sie zur Erläuterung nur hier in Kurzem mitangeführt, und überlasse es meinen

Lesern, da der Verlauf des spanischen Krieges bis zu seiner Beendigung in mehreren Werken ausführlich beschrieben ist, sich an diese zu halten. Ich würde, wollte ich ausführlicher sein, von dem Ziele, welches ich mir vorgesteckt habe, ganz abweichen, indem ich nur diesen Krieg insofern beschreiben will, wie ich denselben in dem Regimente, wo ich stand (es war das 9. Linien-Infanterie-Regiment des damaligen Grossherzogthums Warschau) mitgemacht habe. Ich kehre also zu meinem Regimente zurück, und werde mich nur an die Begebenheiten halten, die auf dieses Regiment, sowie dessen kleinere Abtheilungen Bezug haben.



ABTHEILUNG II.

Mein Eintritt in den Militairdienst.

Geboren bin ich den 8. Mai 1789, noch in Königl. polnischen Zeiten, auf einem Landgute, unweit der Stadt Meseritz (Międzyrzecz), dessen Eigenthümer mein Vater war. Schon in meinem 11 Jahre gab mich mein Vater mit meinen drei älteren Brüdern in die niedere Militairschule zu Kalisch ab. Dem Alter und den Kenntnissen gemäss, wurde einer nach dem andern in die höhere Militairschule nach Berlin geschickt. Im Jahre 1803 traf mich die Reihe und ich, der Jüngste, wurde in dieselbe Anstalt geschickt, in welcher mir meine Brüder vorangegangen waren, und in welcher ich bis zum Monat April 1806 verblieb. Nachdem ich das gehörige Alter erreicht, die nöthigen Kenntnisse zum Militairdienst mir erworben hatte, trat ich meinen Dienst als Junker in der schlesischen Armee an, und zwar im Infanterie-Regiment v. S., welches damals in F. stand. Nicht lange brauchte ich hier den wahrhaft alterthümlichen Garnisondienst mitzumachen, denn schleunigst wurden die Regimenter mobil gemacht, und schon im Monat August 1806 überschritten wir die Elbe bei Meissen, durchzogen mehrere kleinere deutsche Staaten, und in wenigen Tagen, standen wir schon dem Feinde im Angesichte ohnweit Ilmenau im Thüringer Walde. Von den Begebenheiten von Saalfeld (10. October 1806) blieben wir nur auf 2 Meilen weit ent-

fernte Zuschauer; auf hohen Bergen postirt, konnten wir das Blitzen beim Abfeuern jeder Kanone wahrnehmen. — Die darauf folgenden Begebenheiten dieses Krieges will ich mit Stillschweigen übergehen, denn da dieser nicht allzuweit von meinem Vaterlande geführt wurde, so sind die Resultate desselben einem jeden meiner Leser wohl zu bekannt, als dass ich noch weitere Erörterungen über denselben zu machen brauchte, nur des Zusammenhanges meiner Geschichte wegen muss ich hier so viel anführen: Nach der Affaire am 14. October 1806 bei Jena, in welcher die ganze preussische Armee zerstreut wurde, begab ich mich mit etwa 20 Mann des Regiments (denn ein jeder ging, wohin er wollte), und mit meinem Compagnie-Chef, dem Major v. S., der ein Franzose war, über Erfurt, Nordhausen, Halberstadt bis nach Magdeburg. Hier sammelten sich die Ueberreste der Armee von verschiedenen Regimentern und Truppen, während uns der Feind auf dem Fusse folgte. Ein jeder wurde in die Festung eingelassen, aber keiner über die Elb-Brücke, welche gesperrt ward; und so sammelten sich hier von der zerstreuten Armee über 20,000 Mann, welche die Stadt und Festung vertheidigen sollten. Magdeburg war nicht hinlänglich mit Lebensmitteln auf längere Zeit versehen, die Bestürzung war gross, die zwei schönen Vorstädte Krakau und Seidenburg, liess der Commandant der Festung noch vor Annäherung des Feindes, ganz unnützer Weise niederbrennen. Die Franzosen bloquirten die Festung, und schlugen alle Ausfälle, die gemacht wurden, lebhaft zurück; am Ende, nach einer 3 wöchentlichen Bloquade, capitulirte diese schöne, grosse Festung; am 11. November 1806 streckten 28,000 Mann laut Capitulation das Gewehr. Der gemeine Soldat wurde als Kriegsgefangener nach Frankreich geschickt, Officiere und Junker auf ihr Ehrenwort, mit einem Schreiben versehen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu

dienen, nach ihrer Heimath entlassen, unter welcher Zahl ich mich auch befand. Mit einer Marschroute versehen, begab ich mich in meine alte Garnison nach Schlesien, um meine daselbst zurückgelassenen Sachen in Ordnung zu bringen und wartete hier eine geraume Zeit ab, wie sich die Sachen gestalten würden. Da aber Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz übergingen und ganz Schlesien von feindlichen Truppen überschwemmt war, so blieb mir nichts weiter übrig, als mich in mein Vaterland Polen zu begeben. Zu dem sollten laut dem Tilsiter Friedensschluss, alle geborene Polen, die in der preussischen Armee im Dienst waren, sogleich aus derselben entlassen werden. Ich nahm also in Kraft der Friedensbestimmungen meinen Abschied aus dem preussischen Dienst.

So war ich auf einmal, nachdem ich kaum den Militärdienst angetreten, aus meiner Carriere herausgerissen, – ein trauriges Gefühl für einen jungen Mann, der von Jugend auf den grössten Hang und eine gewisse Vorliebe zum Militair hatte. In den preussischen Dienst wollte ich aus gewissen Gründen nie wieder eintreten. Das einzige beruhigte mein niedergeschlagenes Gemüth, dass ich meine Eltern, die ich seit 9 Jahren nicht gesehen hatte, doch wieder durch einen Händekuss von meiner kindlichen Liebe werde versichern können, aber leider meine Mutter lebte nicht mehr, nie sollte ich sie wiedersehen; verschwunden war für mich dies theure Bild auf immer.

Indem ich so in meiner Familie nicht den gehofften Trost fand, da auch die Brüder in ganz Europa zerstreut waren, ohne dass ich die geringste Nachricht von ihnen hatte*), blieb

*) Von meinen älteren drei Brüdern habe ich blos so viel in Erfahrung gebracht: Der älteste war bei der Occupation von Hannover 1805 durch die preussische Armee, als Seconde Lieutenant aus dem preussischen Dienst mit Abschied zu den Engländern übergegangen;

ich meinem Schicksal ganz allein überlassen. Im damaligen Grossherzogthum Warschau war die französische Conscription eingeführt, ein jeder musste Soldat werden. Es wurden viele neue Regimenter unter der Führung des Generals Dąbrowski gestiftet, alle Soldaten, die in der preussischen Armee gedient hatten, sei es in der Infanterie oder Kavallerie, wurden enrollirt, sie waren der polnisch neuen Regierung sehr willkommen, denn schon einexerciert lernten sie leicht das polnische Commando und das französische Exercitium. Mit Freuden traten sie in die Reihen der neuen Truppen ein, und mit Enthusiasmus sahen sie den Dingen entgegen, die da kommen sollten. In Kurzem war eine Armee von 100,000 Mann zusammengebracht, aber welcher Geist herrschte in derselben, es waren andere Soldaten geworden! Auch in mir, der ich einmal zum Militärdienst erzogen war, kein Vermögen zu hoffen hatte, zumal auch meine Mutter und meine Brüder für mich verloren waren, tauchte die Lust zum Militärdienst unter den vaterländischen Truppen wieder auf, und die neuen Aussichten belebten mein an sich selbst reges Gemüth. Der junge Mensch lebt in

seit diesem Jahre ist er gänzlich verschollen, und nie habe ich wieder etwas von ihm gehört.

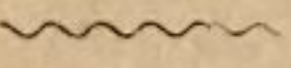
Der zweite war Seconde Lieutenant in dem Regimente, welches in Münster stand. Bei der Capitulation in Hameln übergab sich dieses Regiment, und mein Bruder, aufs Ehrenwort entlassen, nahm Dienste in den holländisch-französischen Truppen, die damals das Bloquade-Corps vor Hameln ausmachten, war dann mit den Holländern im spanischen Kriege, und kam 1814 als Oberlieutenant mit Abschied in seine Heimath zurück, wo er 1830 starb.

Der dritte war Fähnrich in dem Infanterie-Regiment, welches in Breslau stand. Nach der Schlacht bei Jena begab er sich nach Süden, trat in österreichische Dienste, in das 2-te Tyroler Jägerregiment als Unterlieutenant, machte die Schlacht bei Wagram und Aspern mit und kehrte, am Knie verwundet, im Jahre 1813 mit Abschied als Oberlieutenant in sein Vaterland zurück, wo er erst 1852 starb

dem Glauben, dass für ihn bloß die Welt geschaffen ist, was macht er sich für Pläne und Hoffnungen! Dies war gerade der Fall bei mir, ich glaubte nur meinen Wünschen und Willen gehorchen zu müssen, und als einige Regimenter der neu polnischen Armee den Befehl erhielten, sogleich nach Spanien zu marschieren, war ich entschieden. Dies war es, was ich suchte; ich ging der Conscription dadurch aus dem Wege, dass ich mich als Freiwilliger in das 9-te Linieninfanterie Regiment, was nach Spanien consignirt war, als Sergeant engagirte (denn Junker hatten die polnischen Regimenter nicht). Nachdem ich noch kindlich herzlichen Abschied von meinem alten Vater und den übrigen Verwandten nahm, begab ich mich zur Armee, schon im Geiste halb Europa und die schönsten Länder durchziehend; o! welche süßen Hoffnungen schwebten mir vor! meine Wissbegierde glaubte ich nie befriedigen zu können!

Zu Ende des Monats Juni 1808 verliessen wir die Stadt Meseritz (Międzyrzecz), die letzte auf unserem vaterländischen Boden, und überschritten die Grenze. Der Obrist und Commandeur meines Regiments warder Fürst Ordinat Anton v. Sułkowski, ein schöner, junger, einnehmender Mann von 24 Jahren, der meist im Auslande erzogen, von hoher Bildung und den schönsten Geistesgaben war. Er hatte dieses Regiment auf seine Kosten errichtet, und es war schon vorher bei der Belagerung von Danzig und Colberg gewesen, wo es unter der Anführung dieses jungen Fürsten sich sehr ausgezeichnet hatte. — Mir wurde von Seiten des Fürsten und Obristen beim Eintritt in das Regiment das Versprechen gegeben, dass das erste Avancement zum Officier mich treffen sollte, und treulich hielt er sein Wort, denn im Monat Juli 1809 wurde ich zum Unterlieutenant ernannt.

ABTHEILUNG III.



Der Marsch durch Deutschland bis an den Rhein.

Das Regiment welches aus 2 Compagnien Grenadiers, 2 Compagnien Voltigeurs, und 12 Compagnien Fusiliers, also im Ganzen aus 16 Compagnien oder aus 2400 Mann bestand, mit einem schönen Offizier-Corps, so wie mit einer zahlreichen und schön gekleideten Feldmusik versehen, setzte seinen Marsch über Zielenzig, Drossen, Frankfurt a/O., Beeskow, ins sächsische Gebiet über Lübben, Luckau, Hertzberg bis Torgau fort, wo wir den ersten Rasttag hatten. Nachdem wir die Elbe passirt, wurde mir die Sorge um die Quartiere für die Compagnie, in welcher ich stand, übertragen. Wir setzten unseren Marsch über Eulenburg, Leipzig, Erfurt, Gotha bis nach Eisenach fort. Von den Sehenswürdigkeiten dieser Städte und ihrer Umgebungen verdient hauptsächlich die Wartburg bei Eisenach besucht zu werden, was wir auch thaten; wem wäre es nicht aus der Geschichte bekannt, welchen grossen Gefangenen diese Burg einst hinter ihren altväterischen Mauern vor seinen Feinden verbarg. Auch sieht man hier eine grosse Sammlung von Rüstungen aus den alten deutschen Ritterzeiten; aber die Aussicht von der Wartburg auf die Stadt Eisenach, und

auf die Umgegend ist wirklich einzig. Die Beschreibung der übrigen Städte, die wir passirten, will ich hier übergehen, weil diese nur meinen Lesern allzu bekannt ist. Doch will ich, ehe wir den sächsischen Boden verlassen, noch etwas auf ihm verweilen, um nur einiges hier zu bemerken, was den Bewohnern dieses Landes durchaus zum Ruhme gereicht und von mir erörtert zu werden verdient.

Eine der schönsten Provinzen Deutschlands ist wohl Sachsen, die Kultur und die Wissenschaften blühen da im höchsten Grade, Fabriken und Manufacturen, der Ackerbau, das Bergwerkswesen stehen auf einen hohen Gipfel. Der gemeine Mann, unterscheidet sich mehr durch seine äussere Bildung und Milde des Herzens von dem Bewohner der übrigen Provinzen Deutschlands. Kein Land im Norden von Europa, ist wohl fortwährend so von feindlichen Truppen besucht worden, wie Sachsen. Wurden hier nicht der 30 jährige Krieg, die Kriege Carls des XII. der 7-jährige Krieg, die Kriege mit Napoleon von 1806 bis 1813 geführt? Daran ist wohl hauptsächlich die Lage dieses Landes schuld. Behaupten kann man, dass Sachsen am meisten in den letzten Zeiten gelitten hat. Wie viele hunderttausend Mann verschiedener Truppen und Nationen sind nicht durch Sachsen marschirt, haben lange Zeit darin gestanden, und sind von den guten und gastfreundschaftlichen Einwohnern auf das beste gepflegt und bewirthet worden; dies kann nur der Wohlstand, und die Gastfreiheit, die bei den sächsischen Bewohnern herrscht, mit sich bringen. Zu halben Compagnien fanden wir oft, Ober- und Unteroffiziere und Soldaten, bei einem Bauer einquartirt, und ein Jeder vom Oberen bis zum Letzten herab, wurde auf das Beste bewirthet. Auch findet man kein Beispiel, dass der Sachse seinen Freund oder Feind irgendwo schlecht oder verrätherisch behandelt habe. Der Vater erzählte seinem Sohne von dem Kriege und von den Soldaten, die er zu seinen Zeiten zu bewirthen

hatte, und wie er mit ihnen umgehen musste; kaum wuchs der Sohn heran, so war auch schon ein anderer Krieg da, und mit ihm andere Völker, an denen der Sohn das Beispiel des Vaters wiederholte. So viel als Soldat über Sachsen. Auch unsere Soldaten wussten es recht gut, wo Sachsen sich endete; wir hatten diese gastfreundliche Aufnahme, wo wir noch hinkommen sollten, nirgends mehr zu hoffen; und schieden mit dankbaren Herzen von den Sachsen. Nun setzten wir über Vach, Fulda, Gellenhausen Schlichtern unseren Marsch weiter fort bis Hanau. Hier sollten wir eingeschifft werden, um den Weg bis Mainz über Frankfurt am Main nicht zu Lande, sondern zu Wasser zu machen. Dies geschah wohl mehr auf Verlangen der Stadt Frankfurt a/M., damit unser Regiment, und die vielen hinter uns nachkommenden Truppen, Frankfurt nicht berühren, und mit Einquartierung belästigen sollten. — Zu dem Ende wurden wir in Hanau auf dem Main in grosse Kähne, ohne Verdeck, die gewiss 2 bis 3 Compagnien auf einmal einnehmen konnten; eingeschifft, aber welche traurige langsame Fahrt war dieses, welcher grosser Unterschied zwischen jetzt und damals, wo noch keine Dampfschiffahrt auf den Flüssen war!

Zur Erheiterung unserer Fahrt dienten die vielen Marketender und Höckerweiber aus Hanau, die sich gleich in Menge eingefunden, und mit uns eingeschifft hatten, um uns mit Getränken und Lebensmitteln auf der Fahrt zu versehen. Vielen Spass verursachten uns diese hanauschen Weiber, alt und jung, da sie kein polnisches Wort verstanden und die Soldaten, um etwas von ihnen zu kaufen, sich wieder ihnen auf deutsch nicht verständlich machen konnten. Diese lustigen Scenen dauerten bis zur Ausschiffung vor Mainz selbst und wechselten mit anderen lustigen Scenen ab, welche die Fortschaffung unserer Fahrzeuge mit sich brachte. Auf den Kähnen war nämlich am Ende des Mastbaumes ein grosses Seil befestigt, welches in zwei Enden auslief, die

so lang waren, dass sie bis aufs Land am Ufer reichten; an jedes dieser Enden war ein altes Pferd so angespannt, dass eins hinter dem anderen ging, um den Kahn wasserabwärts zu ziehen; hinter diesen Pferden ging ein Treiber mit einer Peitsche, der die Pferde zum Ziehen antrieb. Das Terrain an den Ufern war nicht eben, einmal war der Pfad schmal, dann wieder breit; das Seil, woran die Gaule zogen, blieb öfters an Bäumen und Sträuchern, die am Ufer standen, hängen, es kostete den Treibern viel Mühe, diese wieder los zu machen und den Kahn wieder in Gang zu bringen; zogen die armen Thiere, wo es schwerer ging, zu stark, so zerriss das Seil, und es war dann gewöhnlich, dass das Pferd ins Wasser, oder mit der ganzen Kraft des Körpers in den Sand stürzte, dies verursachte bei dieser lustigen Fahrt manchen Spass und Gelächter, aber es hemmte uns sehr im Fortkommen. Früh am Tage waren wir von Hanau abgesegelt und erst spät nach Sonnenuntergang langten wir in Frankfurt an. Die Soldaten bekamen gehörige Lebensmittel, blieben aber zur Nachtzeit auf den Kähnen; den anderen Morgen früh wurden die Anker gelichtet, und die Fahrt ging weiter und schneller, je näher dem Rheinstrome zu, und bei den Fête du Pont von Cassel vorbeisegelnd, langten wir an demselben Tage noch vor Abend in Mainz an. Hier betraten wir Frankreichs damalige Grenzen, und der Boden Deutschlands war uns auf lange Zeit verschwunden. — Aber die Munterkeit, und die lustige Laune der Soldaten blieb ihr steter und treuer Begleiter, — es waren ja meistens junge Leute, sie machten sich keine Sorgen um den Krieg, ihr Gesundheitszustand war vortrefflich, sie litten keinen Mangel; daher war auch ihr Sinn immer heiter.



ABTHEILUNG IV.



Der Marsch vom Rhein durch Frankreich bis an die spanische Grenze.

Mainz, eine der ältesten Städte Deutschlands, schon zur Zeit der römischen Herrschaft bekannt, sowohl von dem Rheine als von der Landseite durch seine Aussenwerke eine starke Festung, bleibt einer der Hauptpunkte der Rheinpositionen; dies haben die Kriegsoperationen in den letzten Kriegen von 1793 und 1794 bewiesen. Die Stadt an sich selbst ist ziemlich gross, hat breite, helle Strassen. Hier wurde uns ein Rasttag gegönnt. Der Unterhalt wurde den Officieren und Soldaten nach dem französischen Reglement, in täglichen Raten gezahlt. Der Einwohner gab blos Obdach und Licht. Hier erhielten wir aus dem Arsenale neue französische Gewehre, Patrontaschen, Tornister und Tschakos mit französischen dreifarbigem Cokarden. — Dann setzten wir unseren Marsch über Creuznach, Grevenmacher bis Luxemburg, auch eine grosse Festung, fort. Den Rheinwein tranken wir hier in guter Qualität und sehr wohlfeil. Die Landstrassen fanden wir überall, so wie noch jenseit des Rheins, mit doppelten Reihen von allerlei Obstbäumen

und wälschen Nussbäumen besetzt; von dem vielen Obst bereitet man hier den sogenannten Apfelwein, le cidre, der hier allgemein getrunken wird, von dem aber unsere Soldaten, besonders von dem noch jungen, so lange sie nicht daran gewöhnt waren, den Durchfall bekamen. Unser Marsch ging weiter über Trier, über Longoy, eine Festung und erste französische Station, über Montmedi und Carignan, gleichfalls eine Bergfestung, in welcher über 1000 englische Gefangene waren, dann weiter über Sedan, Messier und Charleville. Hier bekamen wir den alten General Valence als unseren Divisions General zugetheilt (dieser General war schon bei Jahren, aber von sehr lebhaftem Geiste; er war schon 1794 General der Republik gewesen und hatte mit Dumouriez zugleich gedient; er besass hier viele Güter, unter anderen die Stadt Epernais, wo der beste Champagner-Wein bereitet wird.) In dieser wirklich schönen Gegend der Champagne standen wir 18 Tage, und setzten dann unseren Marsch, ohne Rasttag zu machen, über Lonnois, Rheims, Soissons bei bester Munterkeit der Soldaten bis Paris fort. Hier blieben wir 8 Tage, und das Regiment wurde in den Kasernen am Boulevard des Italiens einquartiert. Wir passirten hier die Revue auf dem Platze Vendôme vor dem Kaiser; nach derselben wurden wir nach der École militaire geführt, wo die Gensd'armie d'élite stand, und das ganze Regiment wurde mit einem wahrlich kaiserlichen Mittagsmahl traktirt, wobei uns die Gensd'armie bediente. Das Mahl wurde in mehreren Sälen eingenommen, die Officiere natürlich von uns anderen getrennt. Es ging dabei so üppig zu, dass wir Unterofficiere und Soldaten an 12 Gerichte hatten, dazu die besten Weine im Ueberfluss, ein reichhaltiges Dessert nebst schwarzem Kaffee mit Rum; zum Schluss wurde noch rother Glühwein, du vin chaud, aufgetragen. Die Säle waren sehr lang, in den Flanken waren Trophäen von Waffen und Rüstungen angebracht, und über diesen

prangten, fächerartig aufgestellt, viele österreichische, preussische, russische, türkische Fahnen, mit Inschriften, in welchen Bataillen sie erbeutet waren. Und nicht allein wir, sondern alle Regimenter, die über Paris nach Spanien gingen, wurden so bewirthet. Nachher kehrten wir in unsere Kaserne zurück, und den anderen Tag marschirten wir weiter über St. Cloud nach Versailles. Mit einer Beschreibung der Stadt Paris will ich mich hier nicht befassen, da so viele Beschreibungen dieser grossen Stadt vorhanden sind; nur das führe ich an, dass ich auf dem Thore la porte de St. Martin die 4 Pferde, nebst dem Neptun auf seinem Wagen sah, welche von dem brandenburger Thor in Berlin weggenommen, bis hierher verpflanzt waren.

Von Versailles, der früheren Residenz der Könige von Frankreich, aber damals sehr öde und verlassen, setzten wir unseren Marsch über Rambouillet, Chartres, Bonville, Vendôme bis nach Tours an der Loire fort, über welche hier eine prachtvolle steinerne Brücke geht. In dieser Stadt, die in einer schönen anmuthigen und fruchtbaren Gegend liegt, ziemlich gross und sehr belebt ist, wurden wir mit Musik von den Einwohnern eingeholt und mit Wein und Rum bewirthet; dem Officier-Corps wurde ausserdem ein grosses Mahl und freies Theater gegeben; das ganze Regiment hielt hier Rasttag (sejour). Auf dem ganzen Marsche durch Frankreich hatten unsere Soldaten zu klagen; wie oft erinnerten sie sich an die Gastfreundschaft der Sachsen, wo sie immer satt waren, ein jeder Soldat bekam 10 Sous täglich, davon musste er sich beköstigen; es war nur guter Wille der Einwohner, wenn sie dem Soldaten etwas an Lebensmitteln gaben; mit einem Worte, die Gastfreundschaft der Franzosen behagte unseren Soldaten nicht, es kamen daher auch öfters böse Auftritte vor, welche üble Folgen nach sich zogen. — Das aber muss man jedem französischen Landmanne und Städter zum Ruhme nachsagen,

dass bei ihnen die grösste Ordnung und Reinlichkeit herrscht, allein wo sollte man diese finden, wenn nicht in dem civilisirten Frankreich? Aber um desto weniger üben sie die Gasttheit; unser Soldat gewöhnte sich allmählig an den Gedanken, dass es nicht bei den Einwohnern Sitte ist, anders zu sein, und wusste sich mit dem zu begnügen, was er vorfand, doch fielen manchmal wegen des Unterschiedes der Sprache, wo der Franzose den Polen und der Pole den Franzosen nicht verstand, sonderbare Excesse vor. — Wir setzten unseren Marsch über Poitiers fort, welches auf einem hohen Berge in einer sehr anmuthigen Gegend liegt. Dann kamen wir nach Chatelreau. Diese ansehnliche Stadt liegt in einer schönen, anmuthigen Gegend; neben der Stadt ist ein grosser, ansehnlicher Park mit vielen wilden Parthien, welcher den Bewohnern der Stadt zum Vergnügungs und zum Belustigungsorte dient. Nicht weit davon ist auch ein Palais, wo ehemals eine fürstliche Familie als Besitzer dieses Fürstenthums residiert haben soll!*) Die Stadt selbst ist sehr volkreich und schön gebaut, und ist deswegen so merkwürdig, dass in derselben an 4000 Messerschmiede wohnen, oder wohl mehr Menschen, die von der Fabrikation der Messer, Federmesser und Scheeren ihren Unterhalt haben; der eine verfertigt die Klingen, ein zweiter die Griffe, ein dritter die Beschläge und Verzierungen, ein vierter giebt der Waare die Politur und ein fünfter, gewöhnlich eine Frauensperson, bietet diese Waare feil, welcher die deutsche Fabrikation in Betreff der Feinheit und Eleganz nie gleich kömmt. Solcher Verkäuferinnen giebt es wohl einige hundert in dieser Stadt; sie tragen ihre Waare in einem Korbe an einem breiten Riemen auf dem Rücken nach Gattungen auf das eleganteste sortirt und placirt; überall lassen sie

*) Dieses Fürstenthum mit der Stadt Poitiers war einmal Besitz oder Eigenthum der Maria-Stuart.

sich mit diesen Körben, alt und jung, schön und hässlich sehen, und sind unter dem Namen les Couteillières de Chateaufort in ganz Frankreich bekannt; sie gehen jedem Reisenden und Fremden schon ein Stück vor der Stadt entgegen, und bieten ihre Waare feil, welche man wirklich wohlfeil kauft, weil der Absatz wegen der grossen Fabrikation schwierig ist; und es erscheint nicht nur eine, sondern gleich 20, 30 und mehrere sind da und überbieten sich selbst an Wohlfeilheit, um nur etwas zu lösen. Es kam uns dies höchst sonderbar vor, dass schon eine halbe Meile weit uns diese Couteillières mit ihren Körben entgegen kamen, und uns wieder bis in die Stadt begleiteten, wo das Regiment in Quartiere vertheilt wurde; da erst wurden wir ihrer los. Dem Officier-Corps wurde von dem Magistrat und von den Bewohnern der Stadt ein Ball gegeben, woran auch die Officiere der polnischen Garde-Ulanen Theil nahmen. Und während sich die Officiere in der Stadt gutthaten, wurde für unsere Soldaten Wein und Brantwein im Park aufgetragen, und unsere Regimentsmusik musste dazu verschiedene Stücke produciren. Der Wein versetzte alle in die beste Stimmung; der Tanz mit den hübschen französischen Mädchen, unter denen sich selbst Bürgerstöchter einfanden, dauerte die ganze Nacht, und Alles ging friedfertig zu; vielleicht zu friedfertig, denn da dem Gott des Weines vielleicht zu viel geopfert wurde, so folgten wohl die jungen polnischen wie die französischen Gemüther zu sehr ihren Neigungen; zu dem suchte jeder, da alle Officiere in der Stadt waren, sich aufs Beste zu entschädigen. Doch endete Alles in Frieden

Anmerkung. Aber in einem Jahre kam uns ein Gerücht nach Spanien nach: dass die Tochter des Maire Mutter eines jungen Polen geworden sei, zu dessen Vater sich jedoch unsere Soldaten, sowohl die Infanteristen, als auch die Ulanen von der kaiserlichen polnischen Garde nicht bekennen wollten. Die Sache ward unter uns mit vielen Spass aufgenommen, und die Zeit hat Alles in Vergessenheit gebracht.

und wir marschirten den anderen Tagweiter bis Angoulême. — Von Poitiers passierten wir mehrere kleinere Ortschaften und kamen endlich an die Mündung der Garonne, von wo wir in grossen Kähnen, die ganze Bataillone fassten, nach Bordeaux übergesetzt wurden. Diese Stadt, wohl eine der grössten und schönsten in Frankreich, liegt in einer überaus schönen und fruchtbaren Gegend an der Garonne, nicht weit vom Ausflusse derselben in das atlantische Meer. Der Fluss, der von den Pyrenäen herabströmt, ist hier von einer beträchtlichen Breite. Eine Brücke war damals noch nicht vorhanden. Handelsschiffe liegen bis an den Häusern vor Anker, und eine unzählige Menge derselben von allerhand Nationen liegt beständig im Hafen; denn die Stadt führt einen sehr grossen Handel sowohl zur See als zu Lande. Die Bevölkerung ist stark, die Häuser alle massiv, die Strassen sehr breit und regulair gebaut, geben der Stadt ein freundliches Ansehen. Eine ungeheure Menge der schönsten weitläufigsten Weinberge und Gärten verschönert die Umgegend; die Lebensmittel, besonders Seefische, Austern und der Wein, sind hier sehr wohlfeil und von guter Art; alle Gemüsenarten wohlfeil und von bester Güte.

Das Klima ist das angenehmste, und die Luft wird von dem nahen kühlen Winde der Pyreneen so wie von der Seeseite immer rein und gemässigt erhalten. Zwei schöne Theater gewähren den Einwohnern den schönsten Zeitvertreib. Vier Tage verweilten wir hier, indem die ältesten an Jahren und schwächsten Soldaten aus den Compagnien ausgehoben wurden und aus ihnen ein Depot des Regiments gebildet wurde, welches während des Krieges hier liegen bleiben sollte. So verliessen wir diese angenehme Gegend und die Stadt Bordeaux, und setzten unseren Marsch über Castres, Tartras und Dax fort. In dieser letzten Stadt verdient die meiste Beachtung die mitten auf dem Markte sich befindliche in ein hohes stei-

nernes Bassin gefasste, siedend warme Quelle, die in immerwährendem kochen und sprudeln begriffen ist, so dass ein grosser Dampf aus derselben hervorsteigt. Das angehäuften und überflüssige Wasser im Bassin fliesst unterirdisch wieder ab und bietet den Einwohnern manche Bequemlichkeit, die darin ihre Hühner abbrühen, Eier sieden u. d. m. Darauf kamen wir nach Mont de Marchand, Roquefort. Alle diese Städte liegen in der wahren Gascogne, die man les landes nennt. Welch' ein Unterschied zwischen dem übrigen Frankreich und dieser traurigen Provinz die wohl den schlechtesten Theil von ganz Frankreich bildet. Der Boden ist durchaus sandig, und fast nur mit Waldungen von Korkholz (lièges) und Kastanienbäumen bewachsen. Die elenden Städte sind auf 12 bis 15 lieus von einander entfernt, und keine Gasthäuser zwischen den Stationen. Daher war auf unseren grossen Märschen ein Stückchen Brodt mit Knoblauch berieben, unsere beste Speise. Mit einem Worte es ist ein hungriges, trauriges Land; besonders bei Mont de Marchand und Roquefort geben ihm die grossen Fichtenwaldungen noch ein traurigeres Ansehen. Die Einwohner selbst sind nicht so civilisirt wie im übrigen Frankreich; ihre Sprache ist ein unangenehmes patois, wie es die Franzosen nennen (Bauernsprache). Ihre Kleidung, in weissen Unterkleidern und einem schwarzen kurzen Mantel darüber bestehend, giebt ihnen ein komisches Ansehen. Dazu sind sie ein hartnäckiges Volk. Die grössten Excesse fielen hier zwischen ihnen und unseren Soldaten vor, sogar zu den Schiessgewehren griff man von beiden Seiten, und zwar, weil sich die Bewohner weigerten die Soldaten in ihre Häuser aufzunehmen, und ihnen die geringste Kost versagten.

Froh, dieses Land und seine Herrlichkeiten verlassen zu haben, langten wir endlich in Bajonne an. Diese Stadt ist ziemlich gross, und liegt auf beiden Seiten

des Flusses Adour, der nicht weit von hier ins atlantische Meer mündet, treibt einen ziemlichen Handel mit Kolonialwaaren und Wein, und ist dadurch sehr belebt. Hier blieben wir 3 Tage und fanden schon viele Truppen versammelt. Es war ein wahrer Tummelplatz der verschiedenen Truppen und Nationen, aber Alles nach Spanien bestimmt. Unsere Soldaten bekamen ein jeder 60 scharfe Patronen und 4 Flintensteine, und wurden auf 9 Tage mit Brod versehen. Dann marschirten einige Truppen über Pamplona nach Barcelona, und von dort über Pau nach Saragossa; wir aber gingen über St. Jean de Luz, 2 lieus von Bajonne entfernt, der spanischen Grenze zu. Diese letzte Stadt in Frankreich liegt an dem nicht grossen Flusse Bidassao, der sich von den nahen Pyreneen herabstürzt, und bei dem genannten Städtchen mit reissender Gewalt ins atlantische Meer ergiesst. Die Bewohner sind schon den Biskainern in allen Stücken ähnlich. So hatten wir Frankreich in seiner ganzen Länge durchzogen. Das Land ist überall eben cultivirt, gut angebaut und fruchtbar; auch nicht einen Berg von Bedeutung hatten wir zu passiren, desto mehr jenseit der Pyreneen. Heute das letzte Nachtquartier in Frankreich. Morgen schlafen wir schon in Spanien.

ABTHEILUNG V.

~~~~~

**Die Namens- Liste der Ober- und Subalternenoffiziere**  
des 9ten Linieninfanterie Regiments des Grossherzogthum  
Warschau, die beim Uebergange über den Bidassao und  
die spanische Grenze im Regimente gegenwärtig waren  
im Monat October 1808.

### *I. Zum Regiments-Stab gehörten:*

1. Seine Durchlaucht der Fürst Ordinat Anton v. Sułkowski als Obrister und Regiments Commandeur.
2. Jakubowski als Gros Major.
3. Sielski Obristlieutenant, Chef des 1ten Bataillons.
4. Grotowski Obristlieutenant, Chef des 2ten Bataillons.
5. Muchowski Capitain, Quartier maître.
6. Milewski Lieutenant, Regimentsadjutant.
7. Zboiński Lieutenant, Adjutant des 1ten Bataillons.
8. Koch Stabsarzt.
9. Kunowski                   { Bataillonsärzte.
10. Baum.                    }
11. Tietz Kapellmeister.
12. Marciński Capitain, war als Privatadjutant immer bei der Person des Fürsten.



## *II. Capitains und Compagnie Chefs.*

- |                        |   |
|------------------------|---|
| 1. Dobiejewski.        |   |
| 2. Hetlof.             |   |
| 3. Kierski.            |   |
| 4. Czyński.            |   |
| 5. Zawadzki.           |   |
| 6. Borkowski Voltigeur | } |
| 7. Borkowski Grenadier |   |
| 8. Rudnicki.           |   |
| 9. Gorzyński.          |   |
| 10. Stablewski.        |   |
| 11. Rynarzewski.       |   |
| 12. Rozmysłowski.      |   |
| 13. Zaleski.           |   |
| 14. Rybiński.          |   |
| 15. Ostrzeszewski.     |   |
| 16. Jasiński.          |   |
| 17. Geisler.           |   |
| 18. Ćwierciakiewicz.   |   |
| 19. Malinowski.        |   |

Compagnien.

## *III. Ober- und Unterlieutenants.*

1. Paszkowski.
2. Czarnicki Jan.
3. Kędrzyński.
4. Górski.
5. Nagorski.
6. Sierakowski.
7. Wesołowski.
8. Kozłowski.
9. Przeszkodzyński.
10. Grotowski.
11. Dzierzgowski.
12. Czarnecki Teodor.
13. Rauer.



14. Laskowski.
15. Paprocki.
16. Kowalski ślepy.
17. Czyński.
18. Kowalski.
19. Szmygielski.
20. Gutowski.
21. Rowiński.
22. Zdzitowiecki.
23. La Rose młodszy.
24. Buławecki.
25. Haumann.
26. Sobolewski.
27. Jabłoński.
28. Schütz.
29. Kielpiński.
30. Krzyżanowski.
31. Gurowski.
32. Illustrowski.
33. Danowski Chirurgus.

kamen erst 1809 zum Regiment mit 200 Mann als Renfort aus Polen.

## IV.

1. Rybicki.
  2. Kamiński.
  3. Politowski.
- waren Adjutants Sousofficiers oder Adjutanten Unterofficiere, dem Regimentsstabe in der Regimentskanzlei zugetheilt.

## V.

1. Broekere.
2. La Rose der Aeltere.
3. Bothe.
4. Wedelstaedt.
5. Pawłowski.
6. Chodecki.
6. Kleczewski.

überschritten die Grenze Spaniens mit dem Regimente zugleich als Unterofficiere, wurden aber nach der Schlacht von Almonacid am 11. August 1809 zu Unterlieutenants ernannt.



## VI.

- |               |                                                                                                                                                   |
|---------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Bałdowski. | } sind als Unterofficiere im 4ten Regiment des Grossherzogthums von Warschau zu Unterlieutenants ernannt, u. wurden unserem Regimente zugetheilt. |
| 2. Młocki.    |                                                                                                                                                   |
| 3. Krajewski. |                                                                                                                                                   |

Unsere ganze Division, die den Namen des General v. Dąbrowski führte, aber nicht mit uns nach Spanien ging, sondern in Polen zurückblieb, bestand aus:

1. Dem 4ten Linieninfanterie Regiment des Grossherzogthums Warschau; Obrister war der Graf Felix v. Potocki.
2. Dem 7ten Linieninfanterie Regiment des Grossherzogthums Warschau, Obrister war v. Sobolewski.
3. Dem 9ten L. Inf. Regim. des Gr. Herz. Warschau, Obrister war der Fürst Ordinat Anton v. Sulkowski.
4. Aus 800 Pferde des 1ten Weichsel Ulanen Regiments unter Commando des Obristen v. Konopka.
5. Aus einer Batterie Artillerie von 6 Stück 6 Pfündern und 2 Haubitzen, der Commandeur war der Capitain v. Kamiński.
6. Aus einer Compagnie Sappeurs unter Commando des Capitains v. Dąbrowski an 200 Mann stark.

Von den polnischen Truppen waren noch im Kriege in Spanien gegenwärtig:

Drei Infanterieregimenter der Weichsellegion unter Anführung des Obristen v. Chłopicki, und 600 Pferde des 1ten Weichselulanenregiments unter Anführung des Obristen Routiers. Diese Truppen ad A. marschierten gleich von Bajonne aus, über Pamplona nach Saragossa, wo sie 1½ Jahr den grössten Antheil an der Belagerung dieses festen Platzes nahmen. Da unsere Division von Bajonne aus, gerade zu nach Madrid und Portugal marschierte, so kamen wir den ganzen Krieg über nie wieder mit derselben zusammen.



## ABTHEILUNG VI.

---

### **Der Marsch von der spanischen Grenze bis Madrid und die letzten kriegerischen Vorfälle bis zu Ende 1808.**

Froh und unter dem grössten Jubel überschritten wir den folgenden Tag zu Ende des Monats October 1808 Spaniens Grenzen, allein eine grosse Frage war es, ob sie ein jeder von uns eben so froh wieder auf dem Rückwege überschreiten würde. An dem diesseitigen Ufer der Bidassao, über welche eine schöne steinerne Brücke führt, stand das französische Grenzzollhaus mit der Aufschrift l'Empire Français, und auf einem Thurme wehte die dreifarbige Fahne, welche uns noch den Segen auf den Marsch über diese Brücke zuwehte. Dann kamen wir bei dem spanischen Grenzzollhause an, worauf die Aufschrift el Reino de Espanna stand; die gelbrothe Fahne mit dem Löwen, hing traurig an einer Stange herunter, und bot uns ein trauriges Willkommen entgegen. Gleich von der Grenze an, marschirten wir bergan. Die Strasse über die Pyreneen, die hier wohl über ein und halben Tausend Fuss Höhe haben können, ist wegen der Steilheit im Zickzack angebracht, wovon ein jedes Zicksack wohl über Tausend Schritte lang an den Seiten mit einer Mauer ver-



sehen, und gehörig breit und sanft abdachend ist. Dieser Weg schlängelt sich bis auf den Gipfel der Pyreneen hinauf, und ist eine der Hauptstrassen, die von Frankreich nach Spanien führen. Das Mauerwerk gewährt beim Sonnenschein dem Fussgänger einen widerlichen Anblick. Die Aussicht von Oben auf das atlantische Meer, und zurück auf das ebene Frankreich ist wirklich einzig und imposant. Die höchsten Gipfel der Pyreneen blieben uns zur Linken liegen, und scheinen nach Pau und Pamplona zu, noch viel erhabener zu sein, denn diese weit über uns hervorragenden Gipfel waren schon mit Schnee bedeckt, welchen wir auf unserem Marsche noch nicht angetroffen hatten. Mitten im Gebirge, 2 Meilen von der Grenze, liegt der Flecken Irun. Welch' ein Unterschied ist zwischen diesen zwei Ländern, zwischen deren Einwohnern und ihrer Sprache. Die Sprache ist biskaisch, was niemand verstehen konnte; auch das Costüm war ein ganz anderes, und so wie die Gegend rauh und wild ist, so sind auch die Bewohner in derselben beschaffen. Welch' traurigen Anblick gewährt solch' eine spanische Stadt; die Strassen sind eng gebaut, die Steinhäuser haben keinen Putz, in den Fensteröffnungen sieht man keine Glasscheiben, bloss in den Fensterläden sind Oeffnungen ausgeschnitten, durch welche das Licht hineinfällt. Die Häuser sind beräuchert, denn die Einwohner bereiten ihre Speisen bei Stroh und Eselsmist unter den Wänden. Kein Gasthaus im ganzen Orte. Bleich und elend schleichen die Bewohner in grosse schwarze Mäntel gehüllt und mit Schuhen von Stricken oder Sandalen an den Füßen umher; haufenweise stehen diese Faulenzer an den Ecken der Strassen, stecken ihre Köpfe zusammen, wo nichts als berathschlagt wird; und wie neugierig sahen sie uns an; man mochte fragen, nach was man wollte, sogar für Geld war nichts zu bekommen. In diesem Orte blieben wir über Nacht, und das Quartier-



Machen der Fouriere hörte hier auf, denn wie könnten sich in diesem Lande kleinere Trupps von den Unsrigen sehen lassen? sie würden von den Einwohnern erschlagen worden sein. — In dieser Noth mussten wir uns so durchzuhelfen suchen, wie wir konnten. Und freilich war es hier und in den darauf folgenden Städten bis Vietoria noch erträglich, denn man traf doch zuweilen auf einige Spuren von Magazinen, die von den Franzosen angelegt worden waren; die Einwohner blieben noch in ihren Häusern, und zum Wenigstens bekam doch der Soldat seine Portion Brod, Wein und zuweilen Ziegen- oder Hammelfleisch; allein hinter Vietoria, bis wohin die Spanier nach der Madrider Revolution wieder vorgerückt waren, sah es anders aus. Die nächstfolgenden Städte, die wir passirten waren Montdragon, Villafranca und Tolosa, alle nicht viel besser als Irun. Hier hatten wir abscheuliche Engpässe und schlechte Wege in den Gebirgen zu passieren. Von den hohen Gebirgen herabgestiegen, marschirten wir wohl 3 Tage lang, durch nichts, als durch Schluchten und tiefe auf beiden Seiten von den höchsten Klippen und Felsen eingeschlossene Thäler, die oft von den aus den Bergen kommenden Giessbächen durchschnitten waren. Da es schon im Spätherbste war, und die gewöhnliche Regenzeit eintraf, so waren diese Bäche voller Wasser; sie haben ein sehr starkes Gefälle stellen und steigen bald wie alle Gebirgsbäche, schlängeln sich in den Thälern bald links bald rechts, nach den schroffen, unersteigbaren Felsenwänden ihren Lauf richtend. Das Bett derselben ist einmal breit, einmal wieder schmal, mit Kiessteinen angefüllt, an manchen Stellen seicht, an manchen Stellen wieder ganz trocken. Durch dieses Terrain ging unser Weg. Wohl dreissig mal mussten wir des Tags diese Bäche im Wasser

---

*Anmerkung.* In meiner 13. Abtheilung werde ich etwas Ausführlicheres über die Gebräuche und Sitten der Spanier mittheilen.



durchwaten; dazu verliess uns der ununterbrochene Regen auf diesen beschwerlichen Marsche nicht. Unsere Soldaten litten sehr. Hinter der Stadt Tolosa sahen wir die erste Scene dieses gräuelvollen Krieges, die in jedem von uns ein Schaudern erregte, ein Beispiel der spanischen Gastfreiheit, und guter Aufnahme des Fremden. Nicht weit von der Landstrasse hinter der Stadt lag ein französischer Kavallerist von den Briganten ermordet, verbrannt war sein ganzer Körper, an 4 Pfählen angebunden. Die Hände und Füsse waren noch unversehrt geblieben, an den Armen las man seinen Namen mit rother Farbe tätovirt. Ein Jeder meiner Leser kann sich wohl denken, welchen Eindruck dies auf unsere Soldaten machte, solche Grausamkeit schien nur wirklicher Barbaren würdig zu sein.

Hier hörte, wie ich schon oben bemerkt habe, das Quartier-Machen gänzlich auf, auch vom Vorspann- oder Fuhrengeben der Bewohner für die Bagage der Offiziere u. d. g. war keine Rede mehr, denn die Landleute flüchteten mit ihrem Viehe in die hohen Gebirge, nahmen Weiber, Kinder und die Lebensmittel mit sich und liessen ihre Wohnungen leer stehend zur Disposition der Feinde zurück. So standen ganze Ortschaften verlassen da, auch nicht eine lebendige Seele fand man darin. Ein jedes Regiment hatte zwar zwei eigene Fourgons, auf diesen konnte aber ein jeder Offizier nur 60 Pfund mitgeben, und man bekam dieselben manchmal in 6 bis 8 Wochen nicht zu sehen, da sie wegen den hohen Bergen und schlechten Wegen uns nicht überall folgen konnten, daher nahm auch der Offizier nur so viel mit, als ihm unentbehrlich war; das, was er nicht an dem Leibe hatte, musste sein Bursche tragen; zu Fuss musste Alles gehen, bloss die Stabsoffiziere und einige Capitains, welche die Mittel dazu hatten, hielten sich Reitpferde und einen Bedienten, die meist aus Polen mitgenommen und mitgekommen waren. Mit einem Worte,



die Veränderung war so gross und der Marsch so beschwerlich für die Offiziere, wie auch für die Soldaten selbst, dass man hier wohl sagen konnte, es kam uns Allen ganz spanisch vor.

Hier im Marsche begegneten wir einige Tage hindurch, — es war gerade nach der Schlacht bei Burgos — mehrere Transporte französischer Verwundeten, die auf die kläglichste Manier, um ihre Schmerzen und Leiden noch zu vergrössern, auf den abscheulichen zweirädrigen Wagen der Biscaier nach Frankreich transportirt wurden. Diese Wagen der Biscaier bestehen aus zwei hohen Rädern, die ohne Folgen und Sprossen von dicken Brettern oder Bohlen zusammengesetzt und mit Eisen beschlagen sind. Die Axe ist in den Rädern für immer befestigt, und schwebt unter dem obern Gestell des Wagens in eisernen Ringen; an einer kurzen Deichsel werden zwei Ochsen vorgespannt; im Fahren dreht sich nun die Axe mit den Rädern zugleich herum und bringt, da ans Schmieren nicht zu denken ist, durch die Berührung mit dem oberen Gestell des Wagens ein abscheuliches Geknarre hervor. Auf einer Art von Pritsche von Brettern mit Seitenbrettern gegen die Räder lagen die unglücklichen Verwundeten zu zweien auf jedem Wagen, und mussten so diese abscheuliche Musik, die man bei der grossen Menge der Wagen schon eine halbe Meile weit im Voraus hören konnte, in der Nähe ertragen; beim blossen Vorbeifahren dieser unzähligen Menge Wagen, denen wir 3 Tage hindurch begegneten, hätte man sich die Ohren zustopfen mögen, wie musste diesen armen Kranken zu Muthe sein? Ein Biscaier geht vor den Ochsen eines jeden Wagens mit einem langen Stocke, an dessen Ende ein scharfer Nagel befestigt ist. Den Stock über seine Schultern rückwärts nach dem Hintertheile der Ochsen haltend, erhält er die Ochsen in Ordnung und im Gange, indem er sie mit dem Nagel am Hinterleib sticht, so dass sie vor-



wärts gehen müssen. Das schwarzbraune magere Gesicht, und der finstere Blick des Biscaiers verrieth es, wie gerne er diesen Dienst verrichtete. Die Provinz Biscaia ist gewiss in jeder Hinsicht die schlechteste von ganz Spanien; am Fusse der Pyrenäen liegend, durchschnitten von lauter Bergen und Felsen, eignet sie sich wenig zum Getreidebau. Froh waren wir daher diese Provinz zu verlassen; je mehr wir uns Vitoria näherten, um so schöner wurde die Gegend, und schien sich mehr zum ebenen Lande umzuschaffen. Wir passierten noch, um dahin zu kommen, den Flecken las Salinas, merkwürdig durch seine Engpässe und Schluchten, die in den letzten Jahren dieses Insurrections-Krieges dem berühmten Partheigänger oder Anführer der Guerillas-Banden Mina zum Schlupfwinkel dienten. Hier hatte er öfters an 10,000 Mann zusammen, mit denen er die französischen, polnischen und deutschen kleineren Detachements zu überfallen, zu vernichten und gefangen zu nehmen suchte; von den höchsten Gipfeln dieses Engpasses herab beobachtete er jede Bewegung der Unsrigen, denn hier musste Alles durch, um nach Madrid zu gelangen und Mina pflegte zu sagen, dass er jeden Feind der nach Spanien komme, beim Durchgange durch diesen Pass zähle, aber so viele deren hereinkommen mögen, würde er sie nicht wieder herauslassen. Und er hat Wort gehalten. Denn wie viele kleine, ja sogar grosse Abtheilungen von unseren Truppen, die aus Frankreich kamen, oder zurück gingen, hat er hier aus seinem Schlupfwinkel überfallen, vernichtet oder gefangen genommen; er that den französischen Truppen während des Krieges beträchtlichen Schaden.

---

*Anmerkung.* Als wir durch las Salinas mit klingendem Spiele marschierten, stand daselbst ein holländisches Infanterie-Regiment, in welchem mein älterer Bruder als Officier diente; er sah uns vor seinem Quartier stehend, vorbeimarschieren, so nahe waren wir Brüder, und keiner ahnete was von dem anderen, erst im Jahre 1814 sahen wir uns wieder.



Endlich langten wir in Vietoria an. Diese Stadt, eine der grössten Altkastiliens, in einer schönen Ebene liegend und ziemlich gut gebaut, nahm uns in ihren Mauern auf. Hier wurden zum letzten Male unsere Soldaten bei den Bürgern einquartiert. Jedoch dem Kriegsschauplatz schon näher, fanden wir nicht nur die Gegend durch den Krieg schon mehr mitgenommen, sondern hatten auch schon mehr Feindseligkeiten von den aufgebrachten Einwohnern zu fürchten. Weiter hin bekam der Soldat kein Quartier mehr, sondern wir mussten im freien Felde bivouaquieren, oder wurden in den Klöstern, aus welchen die Mönche vertrieben waren, oder die sie selbst aus Furcht verlassen hatten, zu ganzen Bataillonen und Regimentern einquartiert.

In Vietoria vereinigte sich unsere ganze Division, die unter Anführung des Divisions General Valence, wie pag. 25 angegeben, stand, vereinigt; das 3te holländische Husarenregiment wurde derselben zugetheilt. Von hier aus würde ich es keinem gerathen haben, allein vorwärts zu gehen, oder hinter der Division zurück zu bleiben; die Bauern im Hinterhalte würden ihm schwerlich das Leben geschenkt haben; nur in ganz grossen Haufen war man sicher vor den Anfällen der Briganten, — so wurden im Allgemeinen die bewaffneten Bauern von uns wie von den Franzosen genannt. In dieser Gegend sahen wir auch die ersten Bocksbeutel mit Wein angefüllt, die uns vielen Spass machten, denn es giebt grosse, welche an 60 bis 70 Quart Wein fassen; ist ein solcher Beutel, oder wie ihn die Spanier nennen, la peleja del vino, voll, so steht er ganz allein aufrecht, ist er aber nur halb voll, und die Schenkerin kniet auf demselben, um Wein aus einem oben daran befestigten Rohre

---

*Anmerkung.* Von der Zubereitung dieser Bocksbeutel werde ich in meiner 13-ten Abtheilung ein Ausführlicheres mit anführen.



in eine Kanne zu zapfen, so erhebt sich das Rohr von selbst durch den Druck der Luft, und der ganze Beutel fängt jämmerlich an zu säufzen und zu stöhnen, giebt jedoch den schönsten Wein von sich, der aber leider, weil die Beutel inwendig ausgepecht sind, ganz nach Pech schmeckt. Dies erregte immer, ehe wir uns daran gewöhnt hatten, grosse Heiterkeit. Ausser den grossen giebt es auch kleinere von verschiedener Grösse, ja sogar bis zu einem halben Quart herunter, denn Tonnen kennt man hier nicht, da das passende Holz dazu in Spanien fehlt. Bald hatte auch ein jeder Soldat von uns einem solchen kleinen Bocksbeutel von 2 bis 3 Quart an einen Riemen über die Schulter hängen, und der Wein fehlte nun nicht mehr auf dem Marsche. So verliessen wir Vitoria, tagtäglich mehr von dem uns bevorstehenden Kriege erfahrend, und langten über Mirando, wo wir die steinerne Ebro-Brücke passierten, nachdem etliche Tage vor unserer Ankunft die Spanier, die diese Brücke vertheidigen wollten, von den Franzosen geschlagen waren, und die Flucht ergriffen hatten. Dann marschierten wir über Lerma, wo wir den Duero trockenen Fusses passierten, weil er daselbst ganz ausgetrocknet war, nach Poncorvo, wo ein nach diesem letzten Orte führender Engpass bemerkt zu werden verdient. Welche von der Natur festen, fast uneinnehmbaren Positionen besitzt Spanien; es hätte fast gar nicht der Festungen bedurft, wenn nur gute Anführer da gewesen wären, die überall die Gelegenheit zu benutzen verstanden hätten; allein davon waren die Spanier weit entfernt. Der Engpass von Poncorvo ist einer der Hauptaushänge der Bergkette zwischen Burgos und Poncorvo und wohl eine Meile lang; rechts und links schliessen ihn schroffe, steile, unersteigbare Felsen und Klippen ein, die wohl etliche hundert Klaftern hoch, an manchen Orten sich so zusammen einigen, dass nur ein paar Ellen Zwischenraum zwischen ihnen ist, so



dass wir nur mit Schauder in die Höhe blicken konnten und jeden Augenblick glaubten, die Felsstücke würden uns über den Köpfen zusammenfallen. Ein Brigand, der ganz oben auf den Gipfeln dieser Felsen im Hinterhalte lag, feuerte von oben sein Gewehr auf unsere Division ab; die Kugel traf aber niemand, und erregte nur allgemeines Gelächter, aber wer konnte hinauf zu ihm, um ihn zu züchtigen?

Wir langten endlich, nachdem wir diesen Engpass verlassen, und uns zwei bis drei Stunden ausgeruht hatten, in der Hauptstadt von Altkastilien Burgos an. Bei dieser grossen alten Stadt war es einige Tagen vor unserer Ankunft zur Schlacht gekommen. Gegen 40,000 Mann hatten sich versammelt, und boten in einer Ebene den Franzosen die Defensive an; der Kaiser Napoleon kommandirte selbst; in ein paar Stunden waren die Feinde gänzlich geschlagen, zersprengt, viele Gefangen gemacht, alle Kanonen und Bagage in den Hände der Franzosen, und die dicht hinter der Stadt liegende maurische Bergfeste ergab sich ebenfalls mit 5000 Mann. Gefangenen und Verwundeten begegneten wir zu hunderten an. Die Stadt selbst ward geplündert und der Schrecken herrschte noch als wir ein paar Tage darauf anlangten; keine lebendige Seele war auf den Strassen zu sehen. Kein Hauseigenthümer wagte es in seinem Hause Thier oder Fenster zu öffnen; eine Todtenstille herrschte, als ob Alles ausgestorben wäre. Wir wurden in ein Kloster bei der Stadt einquartiert, und sollten hier Lebensmittel bekommen, aber wen sollte man in der finsternen Nacht fragen, wo das Magazin war? Franzosen, Polen, Deutsche, irrten auf Strassen und Plätzen in der Dunkelheit umher; einer frug den andern, ein jeder rief dem andern zu: *qui vive!* und wer nicht gleich antwortete, auf den wurde Feuer gegeben. Die Lebensmittel erhielten wir also dennoch nicht und setzten unseren Marsch schleunigst weiter gegen Somosierra fort.



Ich selbst hatte das Unglück von Burgos aus der Division nicht folgen zu können. Schon aus den vorhergehenden Märschen von Burgos, hatte ich einen sehr schlimmen Fuss bekommen, so dass mir das Marschieren sehr schwer fiel, obwohl ich immer ein guter und leichter Fussgänger war; in Burgos noch mit dem Regimente angekommen, war ich nicht mehr im Stande mit diesem weiter zu marschieren, denn am linken Fusse gerade an den Zehen, bekam ich die Rose, der Fuss schwoll gewaltig an, so dass ich den Stiefel nur durch Aufschneiden der Näthe vom Fusse abnehmen konnte. Meinem Capitain klagte ich meine Noth, allein was konnte er mir helfen, er musste gleich mit dem Regimente fort; an Vorspann oder Krankenwagen war in diesem Lande nicht zu denken, nirgends Hilfe; ich blieb mir und meinem Schicksale selbst überlassen. Auf meinem Karabiner gestützt, folgte ich dem Regimente hinkend nach, aber wie weit kam ich den Tag über! Die Wunde versandete, und der Fuss wurde noch schlimmer. So quälte ich mich den ganzen Tag, und die Nacht darauf, meinen Marsch mit grossen Schmerzen mühsam und langsam fortsetzend. Viele Maraudeurs von den Franzosen, Deutschen und Polen gingen mit mir, keiner wollte mir helfen, und sie verliessen mich, da ich ihnen zu langsam ging. Es war am zweiten Tage meines traurigen Marsches, als ich mich vor Sonnenuntergang an eine Felsenwand vor Mattigkeit niederlegte, um auszuruhen. Vor mir zur Linken, wohl eine kleine halbe Meile entfernt, lag ein grosses Dorf; dieses plünderten die Maraudeurs, hernach gerieth es in Brand. Das Geschrei der Menschen kam bis zu meinen Ohren, der ich verlassen dass, ohne ein Stückchen Brod zu haben. In diesem Augenblicke traten drei Bauern, alles rüstige junge Burschen zu mir heran. Sie besahen mich von Oben bis Unten, und thaten an mich viele Fragen, auf welche ich ihnen nicht



antworten konnte, da ich damals noch nicht ein Wort kastilianisch verstand, nur durch Geberden zeigte ich auf meinen kranken Fuss. Sie schienen Mitleiden mit mir zu haben. Sie nahmen mein Gewehr, welches nicht geladen war, besahen es aufmerksam, spannten den Hahn ein paar mal, gaben es mir wieder und zeigten auf das brennende Dorf. Dann gab mir einer ein Stückchen Brod und etwas Käse. Darauf sprachen sie noch einige Worte unter sich und gingen fort. - In Gottes Hand stand damals mein Leben, die Vorsehung hatte mich beschützt, dass mir diese durch das Plündern der Unsrigen aufgebrauchten Bauern, kein Leid anthaten. Noch heute bin ich verwundert, wenn ich daran denke. Was hielt die Menschen davon ab, mir das Bajonnet in den Leib zu stossen und ihrer Wege zu gehen und das Gewehr noch mit sich zu nehmen? Denn auf dem Wege von Burgos bis Somosierra und weiter, lagen doch etliche Bauern, die von den Unseren erschossen waren, auf öffentlicher Landstrasse. Das war ein schrecklicher Anblick. Die Leichen waren nicht einmal aus dem Geleise an die Seite geschafft, sondern mitten im Wege liegen geblieben, so dass Kanonen, Pulverwagen, Fourgons u. drgl. über dieselben hinweg fuhren, und sie zermalmt und zerfahren bei der grossen Sonnenhitze eher einer trockenen Rindshaut ähnlicher waren, als einem menschlichen Körper. Schon wurde es dunkel, als ich meine Lagerstätte verliess; gestützt auf meinem Karabiner hinkte ich die ganze Nacht hindurch, und langte am anderen Tage zu Mittag in dem Engpasse und Dorfe von Somosierra an, wo zwei Tage früher eine glänzende Affaire statt gefunden hatte. Ich traf wieder eine Menge Maraudeurs aller Nationen an; sonst war keine Seele zu treffen; alles war wüst, das Dorf ganz ausgeplündert. In diesem Engpasse hatten die Spanier doppelt erhöhte Batterien angelegt; auf den hohen Bergen und Felsen, die den Pass auf beiden Seiten schroff



einschliessen, hatte sich der spanische General Castanios mit 1200 Mann zur Vertheidigung desselben postirt. Der Weg war breit, machte aber einen Ellbogen nach dem Dorfe zu, welches oberhalb der Batterien lag; die Strasse ging glacisförmig in die Höhe. Hier langte der Kaiser Napoleon des Nachts vor der Affaire zwar nur mit wenig Infanterie, aber mit desto mehr Kavallerie an. Nach einigen vergeblichen Angriffen durch die französische Kavallerie, wurde der polnischen Kaiserulanengarde das Signal zur Erstürmung dieser Batterien zu Pferde gegeben. In Angesicht des Kaisers brachen sie zu 12 ab, und zwei Salven von den Batterien empfangend, waren sie in einem Augenblick über die Gräben, und stachen mit ihren Lanzen Alles nieder; die Spanier hatten kaum Zeit ihre Kanonen zu vernageln und ergriffen eiligst die Flucht. Auch die auf den Bergen postirte Infanterie, wie sie sah, dass die Batterien genommen waren, nahm über Hals und Kopf Reissaus nach dem Städtchen Bitrago zu, drei Meilen von hier entfernt, wo sie sich wieder zur Vertheidigung sammelten.\*) — An 60 Mann von der polnischen Garde, sowie viele Pferde waren das Opfer dieser Heldenthats, denn dass eine Batterie, zwischen hohen Felswänden eingeschlossen, von der Cavallerie erstürmt wird, verdient wohl den Namen einer Heldenthats. Der Ruhm, den sich diese Gardeulanen hier erworben haben, ist ein Beweis ihrer Bravour, und wird im unauslöschlichen Andenken bleiben. Welche Kavallerie würde ihnen das, was sie thaten, nachgemacht haben? Es waren junge, schöne Menschen; alle waren Freiwillige und meistens Edelleute. Die Gefallenen liess der Kaiser immer zu zweien in einem Sarge in völliger Montierung mit allen militairischen Ehrenbezeugungen beerdigen. Dabei ertheilte er den Gardeulanen das schöne Lob: Sie haben sich so ausge-

---

\*) Die Schlacht bei Somosierra fand am 29 November 1808 statt.



zeichnet, dass sie an die Seite seiner Garden gestellt zu werden verdient hätten. — Die Unsrigen, besonders die Kavallerie, verfolgten die fliehenden Spanier, holten sie ein, und machten viele von ihnen nieder, namentlich die gelben Dragoner der Spanier wurden schrecklich mitgenommen, und der Weg war auf drei Meilen bis Bitrago hier und da mit Todten bedeckt. Bei Bitrago stellten sich die Ueberbleibsel zur Gegenwehr, aber noch einmal von unserer Kavallerie geschlagen und zersprengt, ergriffen sie die Flucht und verbargen sich in den Gebirgen, und wo sonst ein jeder konnte. Für die Unsrigen war nun der Weg offen bis Madrid, und die ganze Armee, darunter auch unser Regiment, nahm im Eilmarsche gerade die Richtung auf diese Hauptstadt zu.

Als Lahmer kam ich den zweiten Tag nach dieser glorreichen Affaire in Somosierra an, und als Lahmer, da mein Fuss nicht besser ward, verliess ich diesen wüsten Ort und langte am anderen Tage hinkend, immer auf meinem Karabiner gestützt, in Bitrago an, wo Alles noch mehr verwüstet, ausgeplündert und verlassen war. Ich ruhte hier in den Gräueln des Krieges eine Stunde aus und setzte hinkend meinen Marsch von Bitrago weiter fort. Wohl eine Meile hinter diesem Ort, da die Sonne schon untergegangen war, und es anfang dunkel zu werden, legte ich mich ein gut Stück von der Landstrasse ab, unter einen Felsen, um auszuruhen; auf der Strasse selbst mochte ich mich aus Vorsicht nicht niederlegen wegen der Maraudeurs, von denen einer den anderen, der Stärkere den Schwächeren beraubte; aber so ein Stück von der Landstrasse entfernt, und in der Dunkelheit nicht bemerkt, konnte ich furchtloser etwas der Ruhe geniessen. Vor Mattigkeit und Hunger schlief ich ein. Ich mochte wohl eine Stunde geschlafen haben, als ich erwachte, denn die Nächte waren sehr kühl. Ich stutzte, als ich von weitem Säbelgeklirre, Wiehern der Pferde und



lautes Gerede vieler Menschen hörte; doch konnte ich wegen der Entfernung noch nicht unterscheiden, in welcher Sprache sie ein so lautes Gerede führten. Mir wurde ängstlich zu Muthe, vielleicht ist es feindliche Kavallerie dachte ich, allein je näher sie kamen, desto deutlicher unterschied ich, dass deutsch gesprochen wurde. Schnell erhob ich mich also von meiner Stelle, eilte wie ich konnte auf die Landstrasse, und stellte mich mitten in den Weg auf meinen Karabiner gestützt. Zu meiner Freude war es das 1-ste westfählische Chevauxlégers Regiment; wer ritt voran? es war der Obrist des Regiments selbst, der Herr v. Jungsbluth, der gleich stille hielt, mich anredete, und fragte, wer ich sei. Der deutschen Sprache völlig mächtig, erzählte ich ihm, wer ich sei und weswegen ich meinem Regimente, welches schon in Madrid sein musste, nicht gefolgt wäre. Dieser Menschenfreund, gerührt durch meine Leiden, befahl sogleich einem Officier, mich zu den Fourgons des Regiments zu bringen; auf einen derselben wurde ich aufgenommen, und fand auf den vielen weichen Matrazen ein bequemes und weiches Lager. Wie froh und glücklich ich war, kann sich wohl ein jeder meiner Leser leicht vorstellen. Mit diesem Regimente machte ich den Weg bis Madrid, an 4 Tagemärsche, schnell wie es bei der Kavallerie üblich ist, mit. Unterwegs wurde ich auf das beste gepflegt, und mit guter Brühe und Fleisch erquickt. Am vierten Tage langten wir in Madrid an, wo ich mein Regiment in einem Kloster einquartiert wieder fand.

Aber das Gefühl der Dankbarkeit für diesen Menschenfreund, den obristen Hr. v. Jungsbluth wird nie in meinem Herzen erlöschen, und bis an mein Grab werde ich mit Wohlgefallen an das edle Herz dieses braven Obristen zurückdenken.

Ehe ich Madrid verlasse, und über den weiteren Marsch etwas mittheilen werde, will ich hier noch einen Rückblick



auf den Theil von Spanien werfen, welchen wir von den Pyrenäen aus durchmarschiert, und hinter uns gelassen haben.

In ganz Spanien findet man die Städte, Flecken und Dörfer nicht so nahe aneinanderliegend, wie in unseren Ländern. Grosse Städte Ciudades, kleinere Städte Villas, Flecken Lugares und Dörfer Pueblos, eine einzelne Meierei oder Vorwerk, Cortijo, und ein einzelstehendes Haus im Felde una Venta oder Taverna, sind die Benennungen der grösseren und kleineren Ortschaften. Dass diese selten beisammen liegen, kommt wohl daher, dass in den Gebirgen kein Boden zum Ackerbau ist; blos in fruchtbaren Thälern, gemeinhin wo gutes Wasser ist, findet man die Bevölkerung mehr vereinigt. Von einer Stadt bis zur anderen oder bis zu einem Dorfe ist immer eine Entfernung von 3, 4 auch 6 spanische Meilen Leguas, oder  $1\frac{1}{2}$  Stunde Weges zu Fuss zu machen; kommt man zu einer Stadt oder zu einem Dorfe heraus, so trifft man Gärten, Weinberge, Getreide und ganz zuletzt reguläre Waldungen von Olivenbäumen an; hört aber dies auf, so sieht man den ganzen Weg über nichts mehr von dergleichen, man marschiert etliche Stunden über Berg, Thal und wüste Stellen; trifft man aber wieder auf Olivenwaldungen und hernach auf Weinfelder, so kann man gewiss daraus schliessen, dass eine Stadt oder ein Dorf nicht mehr weit ist. Also bloss in der nächsten Umgegend einer Stadt oder eines Dorfes ist das Land cultivirt. Zusammengedrängt ist darum die Menschheit in solchen Ortschaften, und ein Dorf oder Pueblo hat oft mehrere tausend Einwohner. (Blos in Andalusien fanden wir die Ortschaften zahlreicher und näher an einander liegend). Wirthshäuser Tavernas trifft man sehr selten auf den Landstrassen im freien Felde an, dazu findet man in ihnen allenfalls nur Wein; aber während unseren Märschen standen sie überall wüste da. Olivenbäume, Kastanienbäume, Johannisbrodbäume (algarofas),



Weinfelder und die spanische Eiche mit zackigen stachelichten derben Blättern, deren Eicheln ganz süß schmecken, trafen wir hier in Menge an. Das Klima ist sehr verschieden, am Tage eine brennende Hitze, und die Nächte sehr kalt, was wohl von den Winden der hohen Gebirge und Felsen herrührt. Da es hier sehr selten regnet, so war uns der Staub auf den Landstrassen im Marsche unerträglich. Auch Kreuze und Heiligen-Figuren u. dgl. trafen wir an den Wegen nirgends an, obgleich die Spanier so fanatisch bigott sind. Auch sehen wir in ganz Spanien kein Stückchen Landstrasse, die mit Bäumen besetzt gewesen wäre. Die Städte sind sehr unregulair gebaut, aber die Häuser sind überall massiv.

Einen Feind und zwar einen solchen, der uns nicht mit den Waffen entgegen trat, hatten wir hier zu bekämpfen; wie viele der Unsrigen waren ein trauriges Opfer desselben! Es war der Wein, den wir überall im Ueberflusse fanden.

Wir Nordländer, und besonders alle slavischen Völker lieben hitzige Getränke; dies war um so mehr bei unseren Soldaten in Bezug auf den Wein der Fall, den sie in ihrem Leben nie gesehen, noch weniger getrunken hatten; der Soldat bekam zwar alle Tage seine Portion Wein, aber das war ihm nicht genug, seine Begierde zu befriedigen. In jedem Hause war Wein vorhanden, den sich ein jeder Eigenthümer in grossen Töpfen oder Kufen, auf spanisch Tinajas genannt, aufbewahrt; es giebt solcher Töpfe von 50, 100, 200, ja bis 300 Eimer Inhalt. Da die Einwohner sich vor den Unsrigen in die Gebirge geflüchtet, und diese grossen mit Wein angefüllten Töpfe im Stich gelassen

---

*Anmerkung.* Tinajas sprich aus wie Tinachas, das lange j spricht der Spanier wie ein ch aus. — Von diesen grossen Töpfen und ihrer Verfertigung werde ich in meiner 13. Abtheilung dem Leser etwas mehr mittheilen.



hatten, so hinderte unseren Soldaten nichts, so viel Wein aus denselben zu nehmen, wie es ihm gefiel; es waren meistens Rothweine und sehr stark, wie alle spanischen Weine. Der Soldat nicht gewöhnt daran, genoss davon im Ueberfluss und berauschte sich oft so, dass er nicht im Stande war, weiter zu marschieren. Da es nun Tag und Nacht in Eilmärschen ohne Rast weiter ging, so mussten wir die Betrunkenen zuweilen bei 6 bis 8 Mann von der Compagnie liegen lassen; man nahm ihnen dann bloss die Gewehre und Patrontaschen mit den Patronen, welche die anderen Soldaten tragen mussten, ab, und überliess die Betrunkenen ihrem eigenen Schicksale. Wenige von ihnen haben wir wiedergesehen; sie sind wohl den rachsüchtigen Bauern als Opfer in die Hände gefallen. Der Verlust, den die Unsrigen auf diese Weise während der ganzen Zeit des Krieges erlitten hatten, war nicht gering, aber es gab kein Mittel, diesem Uebel abzuhelpfen.

Wieder in meinem Regimente und unter Freunden und Bekannten, erholte ich mich bald; mein Fuss wurde völlig hergestellt und ich konnte die 4 Tage, die wir noch in Madrid blieben, mir diese Hauptstadt noch etwas ansehen. Im Allgemeinen muss ich sagen, dass ich mir die Residenz der Könige von Spanien anders vorgestellt hatte. Bei Annäherung unserer Truppen hatte sie sich gleich ergeben; wo war auch an Vertheidigung zu denken, da sie nicht im Geringsten befestigt war. Der Kaiser Napoleon kam nicht nach Madrid, sondern nahm sein Hauptquartier zu St. Augustin, einem Flecke und Kloster 2 Meilen von Madrid, und kehrte nach ein paar Tagen nach Paris zurück. Wir fanden hier noch Spuren der Revolution vom Mai 1808; die Häuser waren voll Löcher von den Kugeln. Ueberhaupt bot die Stadt einen düsteren Anblick. Auf den Strassen standen überall mit Kartätschen geladene Kanonen, ein Kanonier mit brennender Lunte daneben; des



Nachts zogen Patrouillen von 100 Mann zu Fuss und zu Pferde die Strassen auf und ab, was auf einige Zeit den grossstädtischen stolzen Spanier seiner Vergnügungen beraubte, des Nachts mit Musik herumzuziehen. Wer sich auf den Strassen nach 10 Uhr sehen liess, er mochte Franzose oder Pole sein, wurde von der Patrouille arretirt. Die Häuser und Fenster hatte man aus Furcht fest zugemacht. Wir konnten nicht einmal einen Trunk Wein für unser Geld bekommen; klopfen wir an, wo eine Weinschänke war, so öffnete der Schänker blos eine kleine Oeffnung in den Fensterläden, steckte den Kopf halb hinaus und frug: *Que quiere?* Was wollt ihr haben? *Vino*, Wein, war die Antwort. *Quanto?* Wie viel? *Un poron*, ein Quart, war die Antwort. *Ay es, beven auestedes!* Hier ist, trinken sie. Und indem er die Zahlung hinnahm, ohne Thür noch Fenster zu öffnen, mussten wir den Wein auf offener Strasse trinken. Die Stadt liegt an dem kleinen Flusse, oder eher Bache Manzanares, der im Sommer ganz austrocknet, aber dennoch eine schöne steinerne Brücke zur Passage hat. Ein grosser Uebelstand ist der Mangel an Brunnen in der Stadt; damit nun nicht ein Jeder sich selbst seinen Wasserbedarf nach seiner Wohnung zu schleppen brauche, so sind der Bequemlichkeit wegen wohl an 3000 sogenannte Wasserträger *Aquadores*, in Thätigkeit, deren jeder mit einer grossen kupfernen Kanne versehen, die er auf seinen Schultern trägt, eine gewisse Anzahl Häuser täglich mit frischem Wasser versorgt. Diese Hauptfaulenzler, bedeutend an der Zahl, spielten in der Revolution die Hauptrolle, und führten ein gutes Messer. Auch auf den Strassen hört der Ruf nicht auf: *Aqua fresca!* *Aqua fresca!* Frisches Wasser u. s. w. Die Steinhäuser sind alle auf einen Punct zusammengedrängt; die Strassen sind enge, und ausser der Strasse von Alcala und von St. Hyronimo, schief und krumm gebaut, übrigens aber



gut gepflastert. Die Gasthöfe sind schlecht und malpropre. Bloss in den Häusern der Grandessa findet man Fensterscheiben; dadurch hat die Stadt ein wüstes Ansehen, woran aber die Spanier schon gewöhnt sind. Auch die Umgegend der Stadt ist sehr traurig; man findet jenseit der Mauer, welche die Stadt umgiebt, nicht wie in anderen grossen und Hauptstädten Europas Gärten, schöne Promenaden, Alleen u. d. sondern wenn man zu einem der Thore hinausgeht, so ist das kahle Feld, die einzige Augenweide. Zu den Sehenswürdigkeiten in Madrid gehören eine Menge Klöster und Kirchen, ein elendes Theater, ein Stiergefechtplatz (la placa de los torros), das königliche Schloss, das so genannte Retiro, ein königlicher einstöckiger Palast, der von den Franzosen als Kaserne benutzt und später befestigt wurde; ferner viele Gärten, und besonders die Strasse vom Retiro bis zur Strasse von Alcala, die mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, eine Promenade bildet, auf der man bei schönem Wetter die Grandessas und die Schönheiten von Madrid sehen kann, wie sie majestätisch und stolz umher-spazieren. Auf dem grossen Platze (la placa major) werden alle Lebensmittel und andere Produkte feil geboten; hier sah ich mit Erstaunen, wie Butter (Manteca del vaca) und Schmalz (Manteca del porco) in Schweinsdärmen und Blasen, so wie die Kartoffeln (potatas) pfundweise verkauft werden. Die Butter kommt bis aus Holland und England; man kann sich leicht vorstellen, wie sie schmecken muss.

So viel über Madrid selbst, und dessen Merkwürdigkeiten. Einige Tage hatten wir der Ruhe genossen, als der Befehl kam, dass wir weiter marschieren sollten, und zwar in eine ganz andere Gegend von Spanien. Zu dem Ende verliess unser ganzes Armee Corps, welches das 4. war, und unter Anführung des Feldmarschalls Lefebre Desnouette stand, Madrid im Monat December. Dieses Armee Corps, bestand aus einer Division Franzosen, einer



Division Polen, einer Division Deutschen, von Westfählern, Badener, Nassauer und Holländern zusammengesetzt. Wir marschierten so vereinigt über las Naves und Talavera la Rejna in Estremadura ein, und so weiter nach der portugiesischen Grenze zu, wo sich der Feind am jenseitigen Ufer des Tagus bei der Brücke el Puento del Obispo zur Vertheidigung derselben aufgestellt hatte. Hier fielen nur einzelne Gefechte mit unserer Avant-Garde vor, der Feind verliess seine Position dennoch am jenseitigen Ufer des Tagus und zog sich eiligst zurück, nachdem er die Brücke gesprengt hatte. Da wir somit nicht herüber konnten, marschierten wir den Fluss hinauf zurück, um mit Hülfe einer Furth den Fluss zu passieren. In Eilmärschen gelangten wir dahin über grosse Berge und durch Waldungen\*) von lauter Nadelholz. An der Furth fanden wir den Feind an beiden Ufern des Tagus, allein nicht lange währte es, so wurde er von unserer Avant-Garde über Hals und Kopf über den Fluss zurückgejagt, einige Todte und Verwundete zurücklassend, und wir bezogen ein Lager am nehmlichen Ufer des Flusses. Es war unsere polnische Division unter Befehlen des alten Divisions General Valence, welche diesen Marsch unternommen hatte, das Uebrige des Corps d'armée war zurückgeblieben. Und nun fingen unsere Regimenter an, den Fluss à guè zu passieren. Das 4. und 7. Regiment von uns war schon am jenseitigen Ufer, als plötzlich ein so heftiger Regenguss herabfiel, dass, da es auch in anderen Gegenden stark geregnet hatte, der Fluss in einem Augenblicke so heftig anschwell, dass unser Regiment nicht mehr herüber konnte; sogar von einigen Fourgons mussten die Pferde, um nicht umzukommen, losgeschnitten werden, während die Fourgons beladen im

---

\*) *Anmerkung.* Es waren auch die ersten und letzten Waldungen von Nadelholz, die wir angetroffen haben.



Wasser fast ganz überschwemmt stehen bleiben mussten. In dieser unangenehmen Lage blieben wir 4 volle Tage, ein unaufhörlicher Regen fiel auf uns herab, ganz und gar durchnässt, konnte man sich kaum am Feuer — denn zum Glück fehlte das Holz hier nicht, — der Nässe erwehren. Wer hätte sich eine so plötzliche Veränderung vorgestellt? Nicht die geringsten Lebensmittel waren da, deshalb wurden zwei Officiere mit einer ganzen Compagnie von unserem Regimente commandirt Lebensmittel einzuholen, wo nur solche anzutreffen wären. Wirklich brachte sie auch durch Gewalt der Waffen von den Schäfern und Hirten in den Bergen an 6000 Schafe und Ziegen, und an 200 Stück des schönsten wilden Hornviehes zusammen und trieben es ins Lager. Nun wurde gross und kleines Vieh geschlachtet. Nie sah ich mehr Ueberfluss an Fleisch als hier; nur das Brod und der Wein fehlte; dafür wurde gekochtes mageres Rindfleisch statt Brod zum fetten Hammelfleisch gegessen und Wasser dazu getrunken; natürlich brachte dies Krankheit unter den Soldaten hervor. Solcher 4 Tage in solch' einem Lager haben wir in Spanien nie wieder erlebt. Dazu die Sorge um die am jenseitigen Ufer befindlichen Truppen. Hätten die Spanier mehr Muth gehabt, so hätten sie alle sammt und sonders gefangen nehmen können, allein zum Glück dachten sie nicht daran. Auch unser Vieh machte uns Noth. Die Sorge dafür war mir als Sergeanten mit 40 Mann übertragen worden. Zur Bewachung stellte ich Schildwache zu 2 Mann aus; da kam ein holländischer Officier von der Artillerie und bot mir ein Laib Brod an, wofür ich ihm ein Stück Vieh geben sollte. Da mir das Vieh nicht zugezählt war, so fand ich darin nichts bedenkliches, zumal er es für seine Soldaten haben wollte. Der Officier nahm also ein geladenes Gewehr, legte auf ein junges Stück Vieh an, traf es jedoch nur am Horne; dennoch stürzte das Thier zur Erde; aber während die



Holländer ihm geschwind den Hals durchschnitten und es mit sich nahmen, brach das übrige Vieh, wohl an 200 Stück, durch den Schuss in Schrecken versetzt, nicht achtend auf die Wache und die vorgehaltenen Bajonnette, die Schwänze hoch emporhebend, aus der Schonung, riss einige Soldaten um, und lief in den grössten Sätzen und Springen den hohen Bergen zu; nur 11 Stück konnten wir, und das nur mit grosser Mühe, retten. So war die grosse Heerde von so schönem Vieh für uns verloren. Nach überstandener Noth und Elend brach unser Regiment auf, marschierte zurück über Talavera la Reina, wo hier auch die am jenseitigen Ufer des Tagus befindlichen zwei Regimenter ihren Marsch über Placencia richteten, und nachdem sich so Alles wieder vereinigt hatte, marschierte das ganze Armee-Corps über Europesa nach Toledo. Einen sehr schwierigen Marsch hatte ich von hier aus bis Toledo mit meiner Heerde von gegen 6000 Stück Schafen, Ziegen und noch einigen Stück Rindvieh; der Regen hörte nicht auf, die Bäche und Wasserfälle in den Bergen waren hoch angeschwollen; man konnte die Schafe nicht hinüberbringen, kein Schäfer war dabei, ein einziger grosser, weisser Hund, den die Schäfer Toma nennen, führte die ganze Heerde; blieb er stehen, so standen auch die Schafe, watete er durchs Wasser, so ging die ganze Heerde ihm nach; es war ein Glück, dass wir diesen Hund hatten. Ehe ich in Talavera la Reina anlangte, hatte ich doch in den Gebirgen etliche hundert Stück verloren, besonders waren viele Lämmer und Zicklein von dem reissenden Wasser mitfortgerissen und in Abgründe geschleudert worden. Unsere Division war schon drei Tagemärsche von Talavera la Reina vorwärts marschiert. Ich blieb in derselben Stadt die Nacht über. — Den andern Morgen brachen wir mit der ganzen Heerde auf, und wollten sie über den Markt durch die Stadt treiben. Plötzlich aber war der ganze Zug in der langen und schmalen Strasse so verstopft,

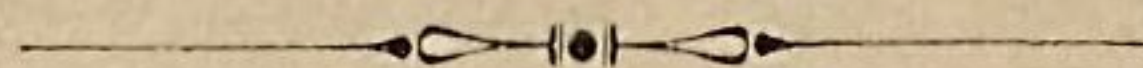


dass keine Möglichkeit war derselben vorwärts zu bringen. Nach langem Warten, am Ende ungeduldig, arbeitete ich mich mit vieler Mühe durch die dicht zusammengepfropften Thiere hindurch, gelangte bis auf den Markt, und sah nun was die Ursache des Hemmnisses war. Denn auf dem Markte war ein zahlreicher französischer Artillerie Park aufgestellt, und unter den Kanonen, den Pulver- und anderen Wagen und Fourgons hatten sich die Schafe unter den Axen, Rädern und Laffeten so verstopft, dass es keine Möglichkeit war, sie weiter zu bringen. Während ich über die Sache nachdachte, kam ein Marechal des Logis, Chef von den Gensdarmen, zu mir, und frug mich: ob ich diese Heerde unter mein Commando habe. Wie ich ihm dieses bejahte, forderte er mich auf, mit ihm zum Feldmarschall Victor zu gehen. Dieser frug mich: von welchen Corps d'armée, von welcher Division und Regimente ich sei; und als ich ihm kurz und französisch diese Fragen beantwortet hatte, so sagte er zu mir: Ich gehe mit meinem Armee-Corps dorthin, von wo ihr herkommt, ihr habt die ganze Gegend ausgeplündert; eine solche Heerde von Schafen habt ihr dort weggenommen und führt sie mit euch; ich werde keine Lebensmittel dort finden, also werde ich dir die ganze Heerde wieder abnehmen. Ich sagte ihm: dass ich Alles nur auf Befehl meiner Obern thue, und dafür verantwortlich sei, wenn mir diese Heerde genommen würde. Der Feldmarschall ereiferte sich über meine zwar dreiste, aber gerechte Antwort, drohte mir mit Arrest, und befahl seinen Grenadieren, eine Linie in der Heerde zu durchbrechen, und die Schafe und Ziegen die auf dem Markt waren, mir zurückzugeben mit dem Bedeuten, sie gleich weiter zu treiben. Dies geschah denn auch bald. Den übrigen Theil der Heerde, der in der langen Strasse war, behielt er für sich; so wurde ich über 3000 Schafe und Ziegen auf einmal so wohlfeilen Preises los; der Stärkere



hat das Recht, dies traf auch hier wieder ein. Mit dem Ueberrest meiner Heerde, wohl noch an 2000 Stück stark, setzte ich meinen mühseligen Marsch bis Toledo fort, übergab den Transport dem Commissaire de guerre und trat wieder in mein Regiment ein, welches in einer Kaserne nahe bei der Stadt einquartiert war. Der grosse weisse Hund Toma verliess seine Heerde und Pfleger bis auf den letzten Augenblick nicht; er hatte sich so an die Soldaten gewöhnt, dass er die Compagnie, von welcher die Soldaten waren, überall auf den Märschen begleitete; er wurde nie anders wie Toma gerufen. In der Schlacht von Almonacid ward das treue Thier so schwer am Fusse verwundet, dass es liegen blieb, und nie haben wir es wieder gesehen.

In Toledo blieben wir an 3 Monate und genossen so wenigstens einiger Ruhe.



---

*Anmerkung.* Von den grossen Heerden der Schafe, die so genannten Wanderschafe und den Schäfern selbst, werde ich meinem Leser in der 13. Abtheilung ein Mehreres mittheilen.



## ABTHEILUNG VII.

---

### Der Krieg im Jahre 1809.

Diese Stadt war vor Plünderung verschont geblieben, also blieben die Einwohner in ihren Häusern, und man traf Ordnung überall an.

Durch angelegte Magazine erhielt der Soldat regelmässig seine Rationen, die in gutem Brode, Wein, Reiss, Fleisch und Speck bestanden. Zwei grosse Spitäler die wohl an 2000 Kranke aufnehmen konnten, waren hier von den Spaniern angelegt, und von den Franzosen noch mehr vervollkommt worden. Die Stadt selbst, eine der grössten von Neukastilien, von König Alfons V im Jahre 1085 den Mauren abgenommen, liegt auf einer Anhöhe, die von dem Tagus mit seinen steilen, felsigen Ufern ringsum eingeschlossen ist; bei dem Thore von Madrid kommt dieser Fluss bis dicht an die Stadt, geht rund herum, kommt wieder an das nehmliche Thor hin, und nimmt dann seinen Lauf weiter. Bloss zu diesem Thore kann man trocken in die Stadt kommen. Das Thor ist befestigt; sonst hat die Stadt keine Befestigung, als wie eine hohe Mauer mit einigen alten Bastionen. Aber unersteigbar sind die felsichten



Ufer des Tagus, besonders von der Süd- und Westseite, wie dies später die Geschichte der Belagerung beweisen wird. Dennoch könnte sie eine Belagerung mit grobem Geschütz nicht lange aushalten, denn die umliegenden Berge beherrschen die Stadt vollkommen. Zwei gute steinerne Brücken führen über den Tagus, die eine nach Osten, die andere nach Süden; beide sind an der Aussenseite mit guten starken Thürmen versehen. Auf einer Anhöhe gerade über der Brücke der Südseite liegt ein altes maurisches Schloss mit Thürmen versehen, und mitten in der Stadt das von Carl dem 5ten erbaute Schloss, welches als Kaserne diente. Die Stadt ist eben so wie Madrid eng zusammengebaut, mit krummen, engen Strassen, die bergauf und bergab gehen. Hier war der Sitz des ersten Erzbischofs von Spanien, welcher gewöhnlich ein königlicher Prinz war; daher die ungeheuren Menge von Mönchen und Priestern in Toledo. Denn nimmt man in jeder der 40 Kirchen und Klöster nur 10 Mönche an, so hat man allein in Toledo an 400 Mönche. Die Kathedral-Kirche ist wegen ihrer Pracht und ihres Reichthums sehenswerth, nebenan ist das Palais der Erzbischofs; von diesem geht ein bedeutend langer Gang über 2 und 3-stöckige Häuser, auf den Dächern derselben gestützt, bis in die Kathedralkirche nach der obere Gallerie; dies ist der einzige Weg auf dem es dem Erzbischof bei schlechtem Wetter nach der Kirche zu gehen erlaubt ist. Die Seiten dieses Ganges sind fast ganz von Glasscheiben. Bis auf Wenige waren die Mönche alle geflüchtet; wir hatten einstweilen ihre Zellen eingenommen. Ehemals war hier das höchste Inquisitions-Gericht, allein zum Wohle der Menschheit wurde dasselbe auf Befehl des Königs Joseph Napoleon an 4ten Dezember 1808 gänzlich aufgehoben. Auf einen zweiten Befehl, wurden alle Archive der Generalinquisition, so wie der Untergerichte in Madrid und in anderen Orten, unter die Obhut Don Juan



Antonios Llorente's, der im Jahre 1789 Sekretair des Inquisitions-Gerichts in Madrid unter dem Grossinquisitor Augustus Rubio de Cevallos war, gestellt, und den Aufsehern aller Archive anbefohlen, ihm alle Urkunden und gerichtliche Verhandlungen, die er verlangte, zur Abschrift zu überliefern, so wie jede Nachricht zu ertheilen, die zum Behufe einer Geschichte der Inquisition nützlich sein könnte. Am 19ten August 1809 wurden alle Klöster aufgehoben. Im Jahre 1811 verfasste Llorente eine Schrift über die öffentliche Meinung in Spanien hinsichtlich des Inquisitions Gerichts: (*Memoria historica sobre qual ha sido la opinion nacional en Espanna acerca del Tribunal de la Inquisition*) welche 1812 gedruckt wurde. Im Jahre 1812, wo er Mitglied der Akademie der spanischen Sprache war, gab er den ersten Band seiner Jahrbücher der spanischen Inquisition (*Annales de la Inquisition de Espanna*) heraus, welcher die Geschichte dieses Instituts bis zum Jahre 1508 fortführt; der zweite Band erschien 1813 und geht bis 1530. Der Druck des dritten bis 1564, und des vierten bis 1578 war vorbereitet, aber Reisen verhinderten die Vollendung. Er widerlegt in diesem Werke Clausel de Consergues, Deputirten des Departements Aveiron, welcher in einer Druckschrift die Behauptung Llorente's: Es sei kein Auto-da-Fé seit dem Jahre 1680 gehalten worden, bestreitet und beweist, dass von 1700 bis 1808 durch die Flammen der Inquisition 1578 Menschen ihren Tod gefunden, 788 aber, die vor dem Urtheilsspruch die Flucht ergriffen hatten, oder gestorben waren, im Bildnisse verbrannt sind. Nach demselben Autor sind 11,998 Personen zu mehr oder weniger harten Bussübungen verurtheilt, und also überhaupt 14,364 Opfer der Inquisition geworden. Ueber

---

*Anmerkung.* Aus dem Zeitgenossen 4ter Band, 13. und 14. Heft. 25. 11. 46.



die Aufhebung der Universitäten von Toledo, Avila, Si-  
quencia, Orihuela, Ossuna, Gardia zu Anfange des 19ten  
Jahrhunderts sagt Llorente: Ist dies nicht ein Beweis, dass  
man die Spanier den Hottentotten gleich stellen will, um  
sie in finsterer Sklaverei zu halten.

Zu meiner Zeit waren blos die zwei Universitäten  
von Salamanca, und Alcate de Xenneres in Flor, im letz-  
ten Orte sah ich eine zahlreiche Menge von Studirenden  
mit ihren dreieckigen Hüten, und in ihre grosse Mäntel  
eingehüllt, in dem Strassen herumwandeln.

Die Gefängnisse der Inquisition in Toledo waren noch  
geblieben, durch unsere Ankunft erhielten die Gefangenen  
ihre Freiheit wieder. Schaudern erregte es einen solchen  
Unglücklichen erzählen zu hören, was sie darin gelitten hatten.

Eine geraume Zeit hatten wir Ruhe gehabt, — als  
wir wieder und in noch grössere Unruhe versetzt wurden.  
Die überall geschlagenen und zersprengten Truppen der  
Spanier hatten sich wieder gesammelt, wozu sie freilich  
nicht allzu rasch waren. Jetzt begann der Krieg eine andere  
Gestalt anzunehmen. In Portugal war eine ansehnliche  
Armee der Engländer als Beistand der Spanier gelandet,  
dadurch wuchs der gefallene Muth der Letzteren aufs Neue  
und auf Anrathen des Marquis de la Romana formirten  
sich in allen gebirgigen Gegenden des ganzen Landes Ab-  
theilungen von verlaufenen Soldaten und Bauern, die soge-  
nannten Guerillas. Diese Banden, aus Menschen aller Art  
zusammengesetzt, nicht gleichmässig gekleidet, mit einer  
langen Flinte, mit Dolchen oder grossen Messern bewaffnet,  
wuchsen gleichsam aus der Erde auf. Sie glichen Räuber-  
banden, hatten ihre Anführer und bekamen weder Löhnung  
noch Lebensmittel. Die Einwohner sollten sie unterhalten;  
sie plünderten aber so gut wie die Unsrigen. Kam man  
ihnen mit Übermacht auf den Hals, so flüchteten sie in die  
hohen Gebirge, und eben so geschwind kamen sie wieder



zum Vorschein, wenn die Gefahr vorüber war; hielten sich aber niemals in den Ebenen auf. Ihre Anführer hatten Mühe sie in Ordnung zu halten. Die Bande des Longa in Gallicien, der beiden Minnas, Merino in Altkastilien und Arragonien, des Kapucinermonchs Francisqueti in der la Mancha, des Grafen v. Montijo und des Alcalden (Bürgermeister) von Ontivar in Oberandalusien waren die hauptsächlichsten, aber es waren noch eine Menge anderer im ganzen Lande auf den Beinen, und da sie ohne Ordnung und Disciplin waren, so wurden sie selbst die Geissel ihrer eigenen Landsleute; besonders verübten sie die grössten Grausamkeiten in den Gegenden, die im Verdachte der Anhänglichkeit an die Franzosen standen. Kurz, sie waren überall und nirgends; gingen wir vorwärts, so waren sie hinter uns, gingen wir rückwärts, so waren sie wieder auf den Seiten, und so weiter. Sie verhinderten die Zufuhr von Lebensmitteln, und griffen die Kuriere auf. Darum verfahren wir auch mit ihnen ohne Barmherzigkeit. Wurde einer von ihnen mit dem Gewehre ergriffen, so wurde er niedergeschlagen oder aufgehängt. Fiel aber einer von uns in ihre Hände, so wurde er auch nicht verschont. Am meisten wurden sie durch die fanatischen Priester und Mönche überredet, uns zu verfolgen und zu morden.

Indem sich die Zahl dieser Banden, nach der Südseite von Toledo sehr vermehrt hatte, gingen wir ihnen über Almonacid, Moro bis Consuegra entgegen. Sie hatten diesseits dieses letzten Ortes eine feste Stellung eingenommen; als aber unsere Ulanen und die französische Kavallerie nach ein paar gegebenen Kanonenschüssen mitten unter sie sprengte, flüchteten sie über Hals und Kopf. Wir bezogen ein Lager dicht bei der Stadt, plünderten diese, und kehrten wieder nach Toledo zurück. Aber nicht lange dauerte unsere Ruhe, denn diese Banden hatten sich bald wieder an einem Orte in grosser Anzahl gesammelt.



Daher marschierte unsere ganze Division zu Ende April über Moro, Consuegra, bis Ciudad Real, wo sich der Feind befand, wohl an 20000 Mann stark. Es war gerade am Osterabend, als wir eine Meile vom Feinde in einem Olivenwalde Halt machten, während der Regen stromweise herabfiel. Am anderen Morgen, den ersten Osterfeiertag, brachen wir auf. So wie wir uns in der Ebene von Ciudad Real in Colonnen gesetzt hatten, stand der Feind vor der Stadt in Schlachtordnung aufmarschiert in Kanonenschussweite. Wir hielten eine gute Weile an, um etwas zu frühstücken, was ein jeder bei sich hatte, und setzten uns dann langsam gegen den Feind in Marsch. Unsere Ulanen, die gewöhnlich eine Batterie volante mit sich führten, vereint mit der französischen Kavallerie, machten eine so rasche und kühne Charge auf die Spanier, dass Alles über Hals und Kopf die Flucht ergriff; Tausende wurden zu Gefangenen gemacht, alle ihre Kanonen fielen in unsere Hände und viele Todten blieben auf dem Platze. Unsere Infanterie that nicht einen Schuss, und wir hatten nicht einen Todten. Den raschen Ausgang dieser Action hatten wir unseren Ulanen zu verdanken.

Wir verfolgten den Feind über Micultura, Almagro, bis Santa Cruz, wo unsere Ulanen das gelbe Dragonerregiment der Spanier einholten und tüchtig einhieben, so dass eine Menge der Feinde todt in den Gräben und am Wege lag. Wir verfolgten sie dann weiter Tag und Nacht bis Elvisilio am Fuss der Sierra Morena, während der übrige Rest der Spanier sich in seine Heimath, d. i. in die hohen Berge flüchtete. Im Flecken Elvisilio blieben wir 3 Tage; Alles, was wir erbeutet hatten, als Pulverwagen, Bagagewagen, Patronen aller Art, Sättel, Patrontaschen u. d. m. wurde auf einen Haufen auf dem Felde zusammengeschleppt und in die Luft gesprengt und verbrannt. Dann marschierten wir wieder über Santa Cruz und Almagro zurück nach



Manzanares wo wir Standquartiere nahmen. Der Theil von Neukastilien, in welchem alle diese Städte liegen, heisst la Mancha (dies bedeutet ein Fleck), fängt bei Consuegra an, und geht bis an die Sierra Morena hin, ist meistens eben, und eine der anmuthigsten und reichsten Provinzen Spaniens, wo viel Getreide und sehr guter Wein gebaut wird. Hier fehlte es uns an nichts, obwohl wir an drei Monate da blieben und gegen 4 bis 5000 Mann waren. Der Soldat genoss des Guten im vollen Masse; in Solana und in Membrilla eine kleine Meile von uns stand die französische Division, und in dem weinreichen Val de pennas gegen den Feind vorgeschoben, unsere Ulanen, die es verdient hatten dort hin zu kommen in diese schöne Gegend. — Der Verfasser des irrenden Ritters Donquixote Don Miguel de Cervantes Saavedra versetzte die abenteuerlichen Züge seines Helden in diese Gegend. Die Ortschaften, die er erwähnt, wie Villarta, Villa Tobosa, Puerta la Pice besuchten wir später auf unseren Märschen. Ein grosses Mönchskloster wurde hier binnen einigen Tagen niedergerissen, um daraus schnell hinter der Stadt gegen das Andringen des Feindes eine kleine Citadelle aufzubauen; das Werk kam aber nicht zu Stande, obgleich tagtäglich an 100 Mann von jedem Regimente zur Arbeit gebraucht wurden; denn die Parthien der Briganten vermehrten sich immer mehr, und begannen uns von allen Seiten zu beunruhigen; sogar einige Detachements der Unsrigen, so wie die Feldposten mit sammt den Correspondenzen wurden von ihnen aufgehoben und ermordet.

So war der Lieutenant Czyński von unserem Regimente nach dem von hier 3 Leguas (spanische Meilen) entfernten Städtchen Xerencia mit 36 Mann commandirt, theils um die Feldpostkommunikation zu unterhalten, theils zur Sicherheit, dass uns der Feind von dieser Seite nicht plötzlich überrumpeln möchte. Bekannt geworden und in grösster



Freundschaft lebend mit dem dortigen Prediger (Cura) und mit der übrigen Geistlichkeit, verweilte er den grössten Theil des Tages bei diesem Sennor Cura, sie assen und spielten Karten mit einander, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Nacht kehrte er zu seinen Soldaten zurück, welche in einer alten Oelfabrik hinter der Stadt lagen, wo sie sich etwas mit Gräben und Pallisaden befestigt hatten, und immer auf 14 Tage mit Lebensmittel versehen waren. In einer Nacht kamen an 800 Briganten zu Pferde, auf Mauleseln, Eseln, zu Fuss unter Anführung<sup>l</sup> des berühmten Francisquetti, eines Kapuciners aus dem Kloster von Camunios, der diese Guerillas Bande errichtet hatte und anführte, gegen 12 Uhr auf dem Markte an, wo der Lieutenant des Nachts eine Wache von 6 Mann als Vorposten aufzustellen pflegte. Die Schildwache rief ein dreimaliges *qui vive!* worauf die Bande: *der Teufel!* antwortete, sich auf diese 6 Mann stürzte, und alle ermordete. Auf diesen Allarm machte sich das Commando in der Oelfabrik zur Vertheidigung bereit. Der Lieutenant war diesen Abend nicht zurückgekehrt, sondern der Geistliche hatte ihn durch verschiedene Ueberredungen zum Weiterbleiben genöthigt. Es wurde also ein Unterofficier eiligst abgeschickt, um den Lieutenant zu holen und ihm zu sagen, was vorgefallen sei. Noch wollte der Geistliche den Lieutenant zurückhalten und meinte die Sache sei von keiner Bedeutung (natürlich war er mit den Briganten im Einverständniss), der Lieutenant aber ging auf seinen Posten. Hier rieth ihm der Unterofficier lieber bei Zeiten das freie Feld zu gewinnen, auf einem Berge Position zu nehmen, und sich da zu vertheidigen, bis vom Hauptquartier aus Manzanares Hülfe herbeieilen würde. Der Lieutenant ging zwar erst auf diesen Vorschlag nicht ein; wie er aber bei Tagesanbruch sah, dass die Briganten sich der Befestigung mit Macht näherten, Dachsteine in den benachbarten Häusern aushoben,



aus den Lucken auf die Unsrigen feuerten, und Mine machten, die Oelfabrik in Brand zu stecken, da blieb ihm nichts übrig, als das weite Feld zu gewinnen. Er setzte sich also mit seinem Commando in Marsch, schlug sich durch einige Strassen glücklich durch und suchte über einen Kirchhof das freie Feld zu erreichen.

Auf dem Kirchhofe angekommen, bemerkten die Soldaten auf dem Glockenthurme in einer Fensterlucke den Geistlichen, und machten den Lieutenant darauf aufmerksam. Dieser in die Höhe sehend, thut an den Geistlichen einige Fragen. Der Geistliche antwortete nichts. Jetzt bemerkten die Soldaten ein Gewehr in seiner Hand und so wie der Lieutenant wieder hinaufguckte, traf ihn eine Kugel durch die Gurgel, und todt fiel er zu Boden. Die Unsrigen geriethen in Bestürzung, an allen Ecken standen die Briganten und schossen die Unsrigen nieder, bis auf zwei Mann, die gefangen wurden. Einer hatte sich in ein Taubenhaus verkrochen, und kam erst zum Vorschein, als wir herbei kamen. O! über das Ungeheuer von einem Pfaffen! dass auf sein Anrathen die Briganten gekommen waren, beweist, dass er ihnen so treue Hand leistete; schon früh war er auf dem Thurme gewesen, um zu sehen, wie der Sieg ausfallen würde. Schade sehr, sehr schade um den guten Lieutenant, er war ein braver Officier im Regiment, und ein edler Mensch.

Ein ganzes Infanterie-Regiment, einige hundert Mann Kavallerie marschierten schleunigst von unserem Hauptquartier ab, nach Xerencia, wir fanden hier keine lebendige Seele im Orte; nur ein alter Mann sass auf dem Markte, er war wohl als Spion von den Seinigen zurückgelassen; auch diesem schenkten unsere erbitterten Soldaten das Leben nicht. Die Stadt wurde rein ausgeplündert, dann an mehreren Orten in Brand gesteckt, und so den Flammen Preis gegeben. Darauf marschierten wir wieder nach Man-



zanäres zurück. Hier durfte man keinen Menschen trauen, auch im Marsche durfte niemand auch nur 200 Schritt zurückbleiben, oft trafen wir von den Unserigen Erschlagene auf öffentlichen Landstrassen an, die schrecklich verstümmelt waren, — die Augen ausgestochen, Ohren und Nase abgeschnitten.

Besonders furchtbar machte sich der Kapuciner Francisqueti. Mit seinem langen Barte, und einem grossen hölzernen Kreuz am Gürtel, mit ein paar Pistolen, einem Dolch und einem grossen Säbel bewaffnet, auf einem grossen Maulesel, war er das Schrecken der ganzen Gegend. Aber sein Spiel hatte bald ein Ende. 5000 Franken waren auf seinen Kopf gesetzt, wer ihn lebendig bekäme. Er wurde von einer französischen Kavallerie Patrouille ergriffen, und sogleich aufgehängt.

Im Juni verliessen wir diese Gegend, passierten bei Vilharta die Guadiana, die mit Schilf und Rohr verwachsen, sehr seicht, und, wie alle spanischen Flüsse, nicht schiffbar, aber mit vielen Brücken versehen ist; und marschierten über Puerto la Pice nach Consuegra, wo wir wieder 3 Wochen blieben. Dieses Städtchen liegt in einer Ebene; bei derselben, auf einem isolirtem Berge, befindet sich ein altes maurisches Schloss, welches wegen seiner Lage ziemlich fest ist, und sich mit 500 Mann Besatzung, mit Lebensmitteln versehen, wohl eine Zeit lang halten könnte. Solche Berg-Schlösser findet man in Spanien fast bei jeder Stadt. Sie sind Zeugen der schweren Kriege, welche die Spanier zur Unterjochung der Mauren führten. Die meisten von ihnen sind noch sehr gut conservirt; mit ihren hohen Mauern und Thürmen, prangen sie weit in der Umgegend hervor. Consuegra ist auch berühmt wegen der vielen Vorfälle mit den Guerillas; unter anderen wurde hier der Divisions-General und Chef des Stabes des Königs Joseph, Franceschi, in neapolitanischem Dienste, bei seiner



Durchreise gefangen genommen, und nach Grenada in die Citadelle Alhambra gebracht, wo er etwa 1 $\frac{1}{2}$  Jahr als Gefangener sass, bis er später ausgewechselt, in Freiheit gesetzt wurde.

Die Spanier sammelten sich wieder zu einer grossen Armee, und rückten von den Bergen der Sierra Morena herab bis gegen Elmoräl vor. Nachdem wir uns hier mit einem von Madrid kommenden Corps d'armée vereinigt hatten, rückten wir unter Befehl des Königs Josef Napoleon selbst, an 40,000 Mann stark, über Puerta la Pice, Arenas bis Daymiel vor. Hier passierten wir die Guadiana unweit der aus geographischen Büchern bekannten merkwürdigen Stelle, wo der Fluss sich auf einmal unter die Erde verliert, und in einer Entfernung von sieben Meilen wieder zum Vorschein kommt, wovon wir uns mit eigenen Augen überzeugten; Dann rückten wir bis Santa Cruz und Elmoräl in Eilmärschen vor. Wir trafen jedoch keine Feinde; sie hatten sich wieder in ihre Heimath in den Bergen der Sierra Morena geflüchtet. Ehe wir unseren Rückzug antraten, liessen wir uns noch den guten Wein, den wir in Elmoräl im Ueberflusse antrafen, gut schmecken. Unsere Soldaten waren unersättlich, und schwer war es, als General-Marsch zum Aufbruch geschlagen wurde, sie aus den Häusern, Kellern und Winkeln hervorzujagen. Ich suchte sie selbst überall auf, und beinahe musste man Gewalt gebrauchen. Bei diesem Suchen in allen Winkeln, Stuben, Dächern fand ich zwei Kinder, eins von 4, das andere von etwa 2 Jahren, nackt in einem Winkel beim Schornsteine im Versteck sitzen; im Dunkeln funkelten ihre Augen mir entgegen, ich zog sie hervor, die Eltern hatten sie in der Angst hier zurückgelassen, und waren entflohen. Nicht weit von diesem Hause brannte ein anderes. Die Kinder jammerten mich; ich nahm sie an die Hände und führte sie zu dem Alkalden, wo der General des Corps sein Quar-



tier hatte, und übergab sie ihm. Nun marschierten wir über die nämlichen Ortschaften nach Consuegra zurück, von wo der König Josef mit seinem Corps nach Aranjuez, unsere Division aber nach Toledo ging.

Zu derselben Zeit rückten die Engländer unter Lord Wellington, an 40,000 Mann stark, vereint mit spanischen und portugiesischen Truppen, aus Portugal vor, und nahmen bei Talavera la Reina vom jenseitigen Ufer des Tagus bei der Brücke eine feste verschanzte Stellung. Also war das Debouchement des Generals Castanios aus der Sierra Morena nach Elmoral nur Blendwerk, er wartete bloss auf die glückliche Ausführung der englischen Expedition, und suchte uns aufzuhalten, damit es den Engländern desto leichter würde nach Madrid und Toledo zu kommen. Allein seine Pläne schlugen alle fehl. Unsere Division marschierte schleunigst nach Illiescas, Aranjuez, und eben so schleunigst wieder nach Toledo zurück. Der König Josef sammelte eben so schleunig seine 2 Armee Corps, ging den Engländern auf Castanios wenig achtend bei Talavera la Reina entgegen; die Brücke in Aranjuez beobachtete ein zurückgelassenes Truppenkorps, und 600 Mann von unserem Regimente, unter denen ich mich auch befand, nebst 30 Mann Kavallerie mit zwei Feldstücken unter Befehl unseres braven Obristlieutenant v. Grotowski deckten Toledo und die zwei Brücken daselbst. Eine so geringe Besatzung mit so wenig Artillerie in einer so grossen Stadt, die fast durch nichts wie durch die hohen steilen Felsufer des Tagus befestigt ist, musste, zumal die Gesinnungen der Einwohner nichts weniger als freundlich waren, mit der grössten Vorsicht zu Werke gehen. Castanios rückte selbst mit 12,000 Mann gegen die Stadt, und bloquirte uns, eine stärkere Armee schickte er gegen Aranjuez bis nach Ocana vor, und dachte hier oder dort den Tagus zu passieren, aber es gelang ihm nicht. Unsere wenige Mannschaft konnten wir



nur sparsam auf die am meisten der Vertheidigung bedürftigen Punkte der Stadt postieren, besonders richteten wir auf die Brücken unsere ganze Aufmerksamkeit. Die äusseren Thore derselben wurden mit Mist, Sandsäcken u. d. g. fest verrammelt. Den Einwohnern wurde bekannt gemacht, dass: wenn sich ihrer mehr wie 3 zusammen auf öffentlicher Strasse sehen liessen, gleich Feuer auf sie gegeben werden würde; nach 10 Uhr des Abends müsse jeder in seinem Hause, und dieses verschlossen sein; auch dürfe sich keiner in der Nähe unserer Posten sehen lassen. Sie verhielten sich auch wirklich ruhig; aber sie beteten um den guten Ausgang ihrer Sache bei Talavera la Reina. Unsere unaufhörlich bei Tag und Nacht herumstreifenden Patrouillen erhielten Alles in bester Ordnung. Mit der grössten Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart suchte unser brave Obristlieutenant, theils die Bewohner in gutem Vernehmen mit uns zu erhalten, theils alle Angriffe der Feinde mit Muth abzuschlagen. Unsere Posten wurden fast gar nicht mehr abgelöst, sondern wir waren alle auf der Wache volle 3 Wochen hindurch von Tagesanbruch bis in die Nacht. Tagtäglich wurden wir mit groben Geschütz und den heftigsten Gewehrfeuer beschossen, viele Granaten fielen in die Häuser und Kirchen, allein kein Mensch rückte sich von den Einwohnern; Alles sass ruhig. — Die spanischen Truppen standen auf den Felsen und Bergen, die uns dominirten; am meisten Schaden thaten sie uns von den Felsen aus, die gerade der Brücke gegenüberliegend nur durch den Weg von derselben getrennt sind und dieselbe Höhe haben, wie die Thürme, auf welchen unsere Wache war. Den ganzen Tag sah einer auf den andern, die einen aus den Schiessscharten des Thurmes, die andern hinter den Felsen versteckt; und wenn einer der Unsrigen nur den Lauf des Gewehres in der Schiessscharte sehen liess, so feuerten die Gegner sogleich zu hunderten; sie



schimpften auf unsere Soldaten, und diese antworteten ihnen wieder auf spanisch, was sie schon gelernt hatten; es war zuweilen selbst spasshaft dies mit anzuhören.

In einer finsternen Nacht brachten sie in aller Stille eine Kanone, an welcher die Räder mit Stroh bewickelt waren, bis dicht vor das Thor des Thurmes, um dasselbe zu sprengen, und sie glaubten gewiss, das unsere Soldaten oben auf dem Thurme fest schliefen; allein diese hatten es schon von Weitem gehört, und liessen sie bis dicht an das Thor herankommen; ein herzhafter Sergeant kommandierte die Wache eben auf dem Thurme, und so wie die Spanier sich anschickten die Kanone zu bedienen, gab die ganze Wache auf einmal Feuer. Ein paar Kanoniere fielen; die übrigen, die Kanone im Stich lassend, ergriffen eiligst die Flucht. Viele dergleichen Beispiele fielen vor, die ich aber hier der Kürze wegen übergehen will. Aber der General Castanios sah uns von dem hohen Berge die ganze Zeit an, und wagte es nicht, uns mit seinen 12,000 Mann anzugreifen.

So harrten wir mit Geduld und Standfestigkeit auf Succurs, der auch in Kurzem erfolgte. Den 28 Juli wurden die Engländer bei Talavera la Reina angegriffen, drei Tage dauerte die Action. Da die Engländer sahen, dass sie nicht durchkommen würden, und der Sieg mehr auf unsere Seite neige, kehrten sie nach Portugal zurück, und unsere Armee nahm ihren Marsch nach Toledo. In der Nacht vom 7. zum 8. August hörten wir aus den umliegenden Bergen den Wiederhall, der grossen nassauischen Schützenhörner. Mit Tagesanbruch brach die ganze Garnison aus den verrammelten Thoren aus, erklomm die gegen über liegenden Berge und bot den in guter Ruhe liegenden Spaniern, einen guten Morgen, den sie nicht vermuthet hatten. Viele wurden niedergemacht, viele gefangen genommen; die Meisten ergriffen die Flucht. Ein spanischer Capitain



mit etlichen Soldaten in der Wassermühle am Tagus eben beschäftigt, denselben ihren Sold auszuzahlen, wurde mit sammt dem Gelde gefangen genommen. Castanios wollte denselben Morgen aufbrechen, hatte sich aber verspätet. Gegen Mittag kehrten wir wieder in die Stadt zurück, und den Abend wurde weiter marschiert. Die französische und die deutsche Division vereinigte sich mit der unsrigen, und den 9ten August bezogen wir ein Lager bei Bolonia, 2 Leguas von Toledo entfernt, während Castanios mit 50 bis 60,000 Mann eine kleine Meile von uns eine feste Stellung bei dem Orte Almonacid einnahm, wo einst die Vorfahren der Spanier unter Ferdinand dem Katholischen den Mauren einen grossen entscheidenden Sieg abgewonnen, und dieselben dadurch auf immer aus Neukastilien vertrieben hatten. Auf dieser, für die Spanier so heiligen Stelle, glaubte Castanios seines Sieges gewiss zu sein.

Unser ganzes Armee-Corps, aus der französischen, polnischen und deutschen Division zusammengesetzt, mochte aufs höchste 25,000 Mann stark sein; dabei waren unsere Ulanen 500 Pferde, eine polnische Batterie zu Fuss, zwei französische Batterien zu Fuss, eine deutsche batterie der Badener und eine holländische batterie zu Pferde, so wie das französische 20. und 21. Regiment Dragoner mit inbegriffen; also waren uns die Spanier gerade um das Doppelte überlegen. Das Armee-Corps des Marschalls Victor sollte von Talavera la Reina aus, hier zu uns stossen, um in Gemeinschaft mit uns den überlegenen Feind anzugreifen. Der Flecken Almonacid liegt zur Linken von der grossen Strasse, die von Toledo nach Andalusien führt; dicht bei Almonacid ist ein beträchtlich hoher Berg mit einem alten maurischen Schlosse, ganz isolirt von anderen Bergen in dieser Ebene. Der Flecken liegt am Fusse dieses Berges, eine Kanonenschussweite von der grossen Strasse ab. Rechts von der Strasse zieht sich eine kleinere Bergreihe zusam-



menhängend in gerader Linie wohl eine halbe Meile weit hin. Der rechte Flügel der Spanier war auf diesem hohen Berge beim Schloss, und weiter unten diesseits des Fleckens postiert. Ihre Artillerie bestrich die Strasse und die ganze Ebene, die wie ein Plateau zu ihrem Vorthail sich vor ihnen ausdehnte. Auf den langen Bergreihen bis auf ihren linken Flügel war ihre Infanterie in grosser Anzahl aufgestellt, und in den Intervallen in den ebenen Zwischenräumen dieser Anhöhen stand ihre Cavallerie im Hinterhalte, an 2000 Mann stark. So war die Schlachtordnung der 60,000 Mann starken Armee der Spanier unter Commando des Generals Castanios, als wir diese am 11 August 1809 angriffen.

Wir rückten ganz früh aus dem Lager von Bolonia. So wie wir aus den Olivenwäldungen hervorkamen, ordneten wir uns zur Schlacht. Das 32te, 75 und 58 Infanterie Regiment, so wie das 25te Infanterie légere Regiment, nahmen den linken Flügel ein, und richteten ihren Marsch en bataille gerade auf Almonacid und die hohen Berge zu. Das 4, 7 und 9 Infanterie Regiment und unsere polnische Division formirten das Centrum rechts von der Strasse ab, und wir setzten unseren Marsch auf die Anhöhe gegen die zahlreiche feindliche Infanterie mit gefälltem Bajonnett fort. Die deutsche Division, Badener, Holländer, Westpfählinger, Nassauer u. s. w. hatte den rechten Flügel, und ging gleichfalls mit gefälltem Bajonnett auf die Infanterie im Sturmschritt ungeachtet des schrecklichen Gewehrfeuers vordringend, jagten wir die Infanterie von den Anhöhen und nahmen ihre verlassenen Positionen ein. Als darauf etliche Schwadronen Kavallerie Miene machten uns anzugreifen, formirten wir eiligst unser Bataillon Quarré; sie chargirten en bataille auf das Quarré, in welchem ich

---

\*) Schlacht bei Almonacid am 11. August 1809.



mich befand, indem ich wie immer den Adler vom zweiten Bataillon trug; aber wie wurden sie mit Rottenfeuer empfangen! etwa 60 Schritt vor dem Quarré kehrten sie um und ergriffen eiliger, als sie gekommen waren, die Flucht; die holländische Artillerie zu Pferde, eine schöne und brave Truppe, alles schöne junge Leute, schickten ihnen noch aus der ganzen Batterie eine gute Ladung Kartätschen nach. Viele blieben auf dem Platze, die Uebrigen kamen nicht mehr zum Vorschein. Derweilen hatten die Franzosen den Flecken eingenommen, die Spanier sämmtlich auf den hohen Schlossberg gejagt, und fingen nun an den Berg links zu umgehen, wo unsere Kavallerie schon den Vorsprung hatte. Wir zogen uns nun ebenso auch rechts hin, um die Feinde auf dem Berge ganz einzuschliessen. Als sie merkten, was unsere Absicht sei, war die Lucke, durch welche sie noch entwischen konnten, etwa noch 500 Schritte breit; sie warfen ihre Gewehre weg und ergossen sich in einem breiten Strome vom Berge herab in die nächsten Olivenwäldungen, um von hier in ihre Heimath, die Berge der Sierra Morena zu entfliehen. Wäre die Einschliessung auf dem hohen Berge eher erfolgt, so wären sie alle gefangen worden. Von zwei ihrer Batterien hatte unser Bataillon Quarré viel auszustehen. Unseren Obristen, dem Fürsten v. Sulkowski, wurde ein Pferd unter dem Leibe mit einer Kanonenkugel erschossen. An Todten hatten wir von unserem Regimente den Obrist Lieutenant Sielski Chef des 1-ten Bataillons, den Capitain Zaleski und den Lieutenant Gurowski, von den Gemeinen waren über 200 todt und verwundet. Vom 7-ten Regiment blieb der Obrist von Sobolewski und der Obristlieutenant v. Luba und mehrere Officiere, und auch an 200 Mann Todte und Verwundete. Von den Spaniern wurden über 8000 Mann gefangen, ihre ganze Artillerie, Fahnen, Bagage u. d. m. erbeuteten wir. Die Zahl der Todten von beiden Seiten wurde auf 3000 Mann angegeben. Die Hitze an



diesem Tage war an 32 Grad, wir verschmachteten ganz vor Durst und Mattigkeit.

Unser rascher und unternehmender General en Chef Sebastiani, der erst vor Kurzem zu unserem Corps als Commandeur gekommen war, hatte nicht das Corps von Victor abwarten, sondern allein der Sieger dieses Tages sein wollen. Es war ihm gelungen. Ein vollkommener Sieg war über eine starke Armee erkämpft. Unsere Division erndtete das grösste Lob von Seiten des General en Chef, der unseren Ruhm durch einen Tagesbefehl im ganzen Armeecorps bekannt machen liess. Am Meisten hatte wohl zum Siege unser Obrist der Fürst Ordinat Anton v. Sulkowski als ein braver und unerschrockener Anführer beigetragen. Ich und sechs meiner Kameraden wurden zu Unterlieutenanten ernannt.

Nun ging es an die Verfolgung der Feinde; nicht Tag noch Nacht wurde geruht. Die letzten Reste endlich zogen sich über die Sierra Morena nach Andalusien zurück, um da ihre Wunden zu heilen und uns wieder auf einige Zeit in Ruhe zu lassen; wir werden weiter unten sehen, wann und wie sie wieder zum Vorschein kamen.

Doch kam uns die Verfolgung theuer zu stehen.

In einem kleinen Orte zwischen Mora und Consuegra wurden die Spanier von unserer Kavallerie eingeholt; in der Eile schnitten sie die Pferde und Maulesel von ihren noch erretteten Kanonen, Pulver-, Munitions- und Bagage-Wagen ab, nahmen eiligst die Flucht, und liessen Alles im Stich. Von unseren Marodeurs, die zu hunderten auf demselben Platze sich ausruheten, schoss ein Muthwilliger sein Gewehr nach einem Pulverwagen ab; das Pulver entzündete sich, die Explosion ergriff die übrigen Pulverwagen, alles flog in die Luft, die herumliegenden Soldaten, 200 an der Zahl, blieben alle todt und verstümmelt; als wir auf dem Rück-



wege hier vorbei kamen, war es ein wahres Gräuel die Verwüstung anzusehen.

In der Eile der Verfolgung hatte Sebastiani vergessen, eine Truppenabtheilung von Infanterie und etwas Kavallerie zur Deckung der Eremitage, eins von den Mönchen verlassenen einzeln liegenden Filial-Klosters in einem Olivenwalde einige tausend Schritt vom Schlachtfelde entfernt, in welchem die Verwundeten des ganzen Armee-Corps untergebracht wurden, zurück zu lassen. Es befanden sich darin gegen 3 bis 400 Verwundete, unter Pflege von 3 französischen Aerzten. Sobald die Briganten und Bauern in den benachbarten Ortschaften, besonders in Val de Orgas und in Villa Jovenes merkten, dass keine Bedeckung zur Sicherheit dieser armen Verwundeten zurückgelassen war, so überfielen sie, von Pfaffen aufgewiegelt und angeführt, wohl bei 2000 theils auf Pferden, Mauleseln, Eseln, theils zu Fuss diese Eremitage und ermordeten sowohl die Verwundeten, wie auch die Doctoren, zogen sie nackt aus, plünderten und nahmen ihnen Alles weg, liessen sie in ihrem Blute schwimmend liegen, und ergriffen wieder die Flucht. Hier fand auch der Capitain Stablewski von unserem Regimente, der am Vorabend der Schlacht seinen Abschied eingereicht hatte, den Tod. Er hatte die Zeit während der Schlacht in der Eremitage zugebracht. Bei Annäherung der Briganten konnte ihm sein Bedienter vom Rausche und Schläfe nicht geschwind genug nüchtern machen; er nahm ihm also die Uhr und Geldkatze ab, setzte sich auf das Reitpferd, liess aus Angst seinen Herrn liegen und entkam glücklich nach Toledo. Dem Capitain, der sich vielleicht aus Feigherzigkeit den feindlichen Kugeln entziehen wollte, wurde von den Briganten der Hals abgeschnitten. Viele der Unsrigen, besonders Franzosen, als sie sahen, dass das Morden gegen sie losging, schossen sich selbst mit ihren Gewehren todt, um nicht von diesen Unmenschen und Barbaren ermordet



zu werden. Auf unserem Rückwege fanden wir diese Gräu-  
elsscenen; es war schrecklich mit anzusehen. Es war am  
fünften Tage nach der Schlacht, als wir von der Verfolgung  
zurückkehrten. Sogleich wurde ich mit einem Lieutenant  
und 50 Mann commandirt, um auf dem Schlachtfelde die  
Gewehre, Patrontaschen u. d. m. aufzusuchen; die Todten lagen  
bei solch' drückender Hitze noch unbeerdigt; Oh! welche  
pestialische Luft kam uns entgegen! Nachdem wir viele  
Armaturstücke gesammelt hatten, welche wir alle nach dem  
Flecken Almonacid hinbrachten, nahmen wir an 20 Four-  
gons mit verwundeten französischen Officieren und die Am-  
bulance in Empfang und escortirten dieselben nach Toledo,  
wo wir des Nachts nach Mitternacht anlangten.

Einen solchen Ausgang nahmen die Kriegsoperationen  
der Engländer im Westen, und der Spanier im Süden von  
Spanien. Desto mehr rüsteten sie sich beiderseits, und  
ihre Erbitterung wuchs immer mehr gegen uns; aber auch  
unser Muth war im Steigen.

Ehe wir diese Gegend gänzlich verlassen, muss ich  
doch noch etwas in Betreff unseres 1. Regimentes Ulanen  
der Weichsellegion anführen. Dieses Regiment war ge-  
theilt, die eine Hälfte 700 bis 800 Pferde stark, war immer  
in unserem Armee-Corps, die andere Hälfte war in Arra-  
gonien bei dem Suchet'en Armeecorps. Die in unserem  
Armeecorps zeichneten sich durch solche Bravour und  
Kühnheit aus, dass sie das Schrecken der Spanier und be-  
sonders der Kavallerie wurden, in allen Gefechten gaben  
sie den Ausschlag, verfolgten den Feind schnell auf dem  
Fuss; Batterien und Quarres zu erstürmen, war für sie  
nichts; in wie viel Gefechten kamen wir Infanteristen gar  
nicht zum Schuss, sie sprengten Alles auseinander, und er-  
sparten uns vieler Mühe und Verluste an Menschen. Die  
Spanier ergriffen gewöhnlich die Flucht, sobald sie diese  
Ulanen von (los lanceros polacos) nur von Weiten sahen.



Um die Spanier zu zwingen, doch einigen Stand bei ihrem Erscheinen zu halten, versteckten sie ihre Lanzen bei der Charge zwischen ihren Pferden so, dass die Spaniern glauben konnten, es seien Husaren oder Jäger zu Pferde. Sie führten auch eine leichte Feldbatterie, ein Geschenk des Kaisers Napoleon mit sich. Ihre Bravour machte sie zu den Lieblingen des General en Chef; seine Wache, seine Escorte nahm er aus ihnen, und in allen Attaquen waren sie immer voran an der Spitze mit dem General en Chef. Einmal stand dieses Regiment in Villa Jovenes, 4 Meilen von Toledo und 2 Meilen von Mora, wo wir standen, entfernt. Der spanische General Freire von der Kavallerie machte Pläne, diese Ulanen ganz zu vernichten oder das ganze Regiment gefangen zu nehmen, und äusserte sich: Wenn er dieses Regiments habhaft werden könnte, so würde auch der Krieg in Spanien beendet sein. Um seinen Entschluss auszuführen, nahm er 7 Regimenter Kavallerie, worunter die famosen Carabineros reales (Königliche Karabieniers) waren, postirte sich bei der Stadt Jovenes, in finsterner Nacht, und griff unsere in allen Ausgängen der Stadt ausgestellten Vedetten an. Man meldete es dem Obristen, der mit vielen seiner Officiere bei einer Parthie Karten sass; er aber antwortete: Es sind ja nur Briganten, bleibt ruhig auf euren Posten und vertheidigt euch. Als es aber aus einem zweiten und dritten Rapport der Vedetten klar wurde, dass die Spanier mit grosser Gewalt in die Stadt eindringen wollten, liess der Obrist Alarm blasen; aber es war schon zu spät. Die Spanier drangen mit Gewalt in die Strassen ein.

Dem Obristen blieb nun nichts mehr übrig, als ein schneller Entschluss. Mit seinen Ulanen, so viel er deren in der Eile zusammenbringen konnte, ob die Pferde gesattelt waren, oder die Ulanen ihre förmliche Waffen hatten, danach fragte er nicht, stürzte er in Massen zur Stadt



hinaus und warf sich mit Löwenmuth auf die ganze spanische Kavallerie, die in Kolonnen da stand. Die erste Wand derselben wurde überwältigt und zersprengt; durch die andere schlug er sich glücklich durch und entkam mit seinem Regimente. Aber Capitain Schulz und Stokowski mit 40 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. Die beiden Standarten des Regiments, die sich in den Fourgons vor dem Quartier des Obristen befanden, und von der eigenen Hand der Kaiserin Josephine gestickt waren, und die ganze Comptabililé des Regiments fiel in die Hände der Spanier. Den andern Morgen ganz früh kamen unsere Ulanen von den Bergen herab zu uns nach Mora, viele ohne Mützen, ohne Lanzen und Säbel; vieles war verloren, das war das wenigste; man konnte es bald wieder haben, dafür sorgte auch der Général en Chef; dass sich die brave Mannschaft durch 7 Regimenter durchgeschlagen, das war viel; es war ein Bischen zu viel Bravour und Verwegenheit des Obristen selbst, sich nicht noch bei Zeiten gleich auf die erste Nachricht von den Vedetten, aus der Stadt zu entfernen, und zu retten was noch gerettet werden konnte. Durch diesen Missfall wuchs der Ruhm des Regiments noch mehr, in Kurzem stand es noch herrlicher da, als vorher, und der General Freire meinte: da er diesmal das Regiment nicht in seine Hände bekommen habe, so würde es ihm auch niemals gelingen. Er hatte auch Recht, wie wir in der Folge sehen werden.

Wir verliessen nun Toledo auf immer, marschierten über Borax nach Chinchon, (sprich: Zinschon) wo wir einen ganzen Monat blieben, und dann weiter nach Ciempozuelos. Von hier aus wurde ich mit dem Capitain Quartier Maître vom Regiment nach Madrid hin commandirt um Geld für die Truppen zu holen. Nachdem ich in Madrid an 3 Wochen verweilt hatte und wieder ins Regiment eingetreten war, marschierten wir im Monat No-



vember nach Aranjuez am Tagus. Die Hitze war so gross, dass die Aerzte zur Erfrischung für uns Essig und Brandtwein nachführen liessen. Das Städtchen Aranjuez liegt am linken, die Königlichen Schlösser, Palais, Gärten und Parks aber am rechten Ufer des Tagus, in einer sehr anmuthigen Gegend. Die Strassen sind alle breit und gerade, die Häuser haben meist zwei Stockwerk, was der Stadt ein sehr freundliches Ansehen giebt. Eine Brücke führt über den Tagus, und am jenseitigen rechten Ufer ist ein grosser Park von vielerlei Gehölze, von vielen Kanälen durchschnitten. Hier ist eins der Sommer-Residenzschlösser des Königs von Spanien, von lauter Marmor im neuesten Styl erbaut; dazu viele andere prachtvolle Gebäude auf Inseln in der Perspective, dazwischen sind Grotten, Tempel und Hallen von Marmor auf das Schönste angebracht. Die vielen Kanäle stehen durch geschmackvolle Schwebebrücken mit einander in Verbindung, und werden durch Schwäne belebt. Fontainen zieren die langen breiten Hauptgänge, die mit zahlreichen Marmor-Statuen aus der Mythologie geschmückt sind. In den Bosquets auf Inseln sind Zwinger mit dicken Drathwänden sehr hoch eingefasst, in welchen Hirsche und Rehe ihre Wohnung haben. Alle diese Pracht war zur Zeit des Kriegs, und der Anwesenheit so vielen Truppen, verlassen und stand traurig da.

Nicht lange wollten uns die Spanier der Ruhe geniessen lassen; die damalige Regierungsjunta in Sevilla errichtete eine furchtbare Armee, welche einen entscheidenden Schlag vollbringen, und uns vom Tagus bis an die Grenzen Spaniens zurück schlagen sollte. Dieser grossen Armee, die an 80,000 Mann stark war, folgten mehrere Mitglieder der Junta von Sevilla, neue Gesetzgeber, und eine zahlreiche Theatertruppe, die schon mit den Rollen des Stücks beschäftigt war, welches man bei der Wiedereinnahme von



Madrid zum Spott der Franzosen und zur Lustbarkeit des madrider Publikums aufführen wollte.

So zahlreich und von neuem Muthe beseelt, rückten die Spanier aus der Sierra Morena in zwei Zügen gegen den Tagus vor. Die Einwohner, bei denen wir standen, sagten uns schon unseren Untergang voraus, und hatten eine heimliche Freude daran; wir achteten nicht darauf, allein die Vorsehung Gottes entschied anders über unser Schicksal. In dieser Zeit erhielt unsere Division eine Verstärkung von 200 Mann in jedem Regimente aus Polen, was uns, da wir schon sehr schwach an der Zahl waren, sehr zu Statten kam.

Als die Spanier aus der Sierra Morena gegen uns vorrückten, gingen wir ihnen bis Ocana eine Meile von Aranjuez entfernt, entgegen. Unser General en Chef wollte sie dadurch hervorlocken und zwingen sich mehr zu concentriren. Kaum waren wir angekommen, so griffen sie auch in überlegener Zahl unsere Vorposten an; allein konnte unsere Division einen so zahlreichen Feind nicht aufhalten, daher brachen wir mit Blitzesschnelle auf, und marschierten eiligst nach Aranjuez zurück, passierten den Tagus, und vernichteten die Brücke hinter uns. Der General en Chef hatte seine Absicht erreicht, denn die Feinde triumphirten schon, und kamen uns nach bis ans jenseitige Ufer. Wir gingen bis in das Dorf Bajonne, eine kleine Meile von Aranjuez entfernt; wo wir 2 Tage im Lager standen; indess sammelte sich unser Corps d'armée und das des Marschalls Victor stiess zu uns. Als wir wieder bei der Brücke vor Aranjuez ankamen, trafen wir schon mehrere unserer Truppen; es wurde nicht auf die Restauration der Tagusbrücke gewartet, wir wateten, bis an die Hüften im Wasser durch den Fluss, und bezogen zwischen Aranjuez und Ocana bei dem Dorfe Antigola unser Lager; die übrigen Truppen folgten uns, und



bezogen ebenfalls ihr Lager. In dieser Position eine halbe Meile von der spanischen Armee blieben wir 3 Tage während eines unaufhörlichen Regens, und warteten bis sich die übrigen Corps d'armée concentriren werden, und der König Josef Napoleon selbst von Madrid ankommen würde. Den 17. November wurde der französische Divisions General Paris von der leichten Kavallerie bei dem nächtlichen Recognosciren, wo er in der Finsterniss auf eine überlegene feindliche Kavallerie-Abtheilung gerieth, niedergehauen.

Früh den 19. November 1809 brachen wir bei schönem Wetter aus unsern Lager auf. Der Feind hatte sein Centrum gerade auf Ocana vor einem tiefen Defilé postirt; seine beiden Flügel gingen zu beiden Seiten bis weit in das Feld hinaus, und waren von der Kavallerie, an 9000 Pferde stark gebildet; eine sehr zahlreiche Artillerie befand sich in guter Position; die Infanterie, worunter auch zwei Regimenter alter, ausgedienter Schweizer, war en bataille aufmarschiert. Bei uns hielt das Corps des Königs den rechten und unser Corps den linken Flügel. Kaum waren wir aus den Tiefen von Antigota in die Ebene von Ocana angekommen, so griffen wir auch in allen Punkten auf einmal so stark mit dem Bajonnette an, dass die Spanier, besonders die alten Schweizer, in's Wanken geriethen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer begann nun von beiden Seiten; die Spanier verliessen ihre erste Position diesseits des Defilé, um sich jenseits bei der Stadt von Neuen en bataille zu formiren. Keinen Augenblick versäumend, stürmten wir mit den Bajonnetten vor, warfen Alles über den Haufen; unsere Kavallerie vorwärts stürmend, brachte die Feinde in völliger Unordnung, zersprengte ihre Massen, und machten viele nieder. Jetzt ergriffen sie die Flucht auf einmal,

---

\*) Schlacht bei Ocana am 19. November 1809.



an 18,000 wurden auf dem Schlachtfelde gefangen genommen, an 60 Kanonen, eine Menge Fahnen, der ganze Train und die Bagage, ja selbst die Kriegskasse fiel in unsere Hände. Auch das Theaterpersonal wurde von unseren Ulanen auf der Flucht eingeholt und gefangen, und die Aktrizen mussten nun eine ganz andere Rolle spielen; es war ein Spass es mittanzusehen. Unsere ganze Kavallerie verfolgte das unüberwindliche Heer über Dos Barios, la Guardia, Tembleque, Madridejos und Manzanares und kehrte sodann nach Tembleque zurück, wo wir auch hier marschierten und wieder an 2 Monate der Ruhe genossen.

Von den andern Regimentern unserer Division kann ich die Zahl der Todten nicht mit Gewissheit angeben, allein unser Regiment verlor den braven Capitain Rudnicki und den Lieutenant Rowiński nebst 33 Gemeinen an Todten also bedeutend weniger als bei Almonacid. Es waren aber auch von unserer Seite an 50,000 Mann im Kampfe gewesen; auch die Position der Spanier war nicht halb so günstig wie bei Almonacid; daher auch nicht so schwer einzunehmen.

So scheiterte die letzte theure Kraftanstrengung der Spanier, die sich für unüberwindlich hielten; in 4 Stunden war Alles verloren, was sie so lange in der Hoffnung hatte leben lassen, gewiss uns hinter Madrid weg bis nach Altkastilien zu verjagen. Der spanische commandirende General bei Ocana Aristiagos, sass während der Schlacht auf einem der Thürme der Stadt und sah von der Höhe herab auf seine wackern Krieger, wie sie flohen. Als unsere Kavallerie eindrang verliess er seine Stellung und fand kaum noch Zeit, sich noch auf sein Pferd zu schwingen, und die Flucht zu ergreifen. Dies war auch die letzte Unternehmung der Spanier en Masse, von der Sierra Morena aus, uns von der Tagus Position, die wir durch die Uebermacht unserer Waffen ein ganzes Jahr behauptet hatten, gänzlich



zu verjagen. Talavera la Reina, Almonacid und Ocana sind traurige Erinnerungen in den Kriegsannalen der Spanier. Unsere kleine Armee behauptete die Tagus Position ein ganzes Jahr hindurch standhaft gegen alle Angriffe der Spanier. Das ganze nördliche Spanien, so wie Madrid selbst, wurde dadurch gedeckt. — So sehr auch unsere Division an Menschen zusammenschmolz, um so mehr wuchs unser Muth.

Lange genug hatte in dieser Gegend der Krieg gedauert, schrecklich war die ganze Gegend des linken Tagus mitgenommen, alle Städte und Ortschaften waren zerstört und ausgeplündert. Der kleine Krieg oder die Guerillas wurde immer häufiger; während wir hier standen, wurden hinter Madrid, bei Toledo und Segovia kleine Actionen durch die Briganten geliefert, und die Unsrigen in verschiedenen Ortschaften in ihren Standquartieren überfallen und gemordet.

In Tembleque ruheten wir bis Ende December 1809. Das blutige Jahr 1809 war verflossen. Das folgende Jahr führte uns auf einen anderen Kriegsschauplatz.

---



## ABTHEILUNG VIII.

### Der Krieg im Jahre 1810.

Die Bergkette der Sierra-Morena, die quer durch Spanien von Osten nach Westen sich an 50 Leguas weit erstreckt, sollte jetzt der Hauptvertheidigungspunkt der Spanier gegen uns werden, um uns den Uebergang nach Andalusien zu erschweren. Zwei Hauptpässe führen über dieselben, die eine von Toledo aus, über la Carolina, die andere von Madrid, Aranjuez aus, über Villa nuova los Infantes, Villa Manrique, Ubeda u. s. w. In diesen zwei Engpässen wurde Alles in Bereitschaft gesetzt, um uns in Empfang zu nehmen. Um uns von Neuem in offenem Felde zu erwarten, hatten die Spanier nicht mehr Truppen genug; Die Wenigen, die vom Schlachtfelde von Ocana entkommen waren, sollten eben diese Engpässe mit ihren verschanzten Bergen und Felsen vertheidigen. Die Einwohner machten uns die schrecklichsten abenteuerlichsten Schilderungen von der Befestigung in diesem Engpasse; da seien Minen und Fallgatter angelegt, um uns zu vernichten; den Uebergang über diese Berge sollten wir mit dem letzten Blutstropfen erkaufen. So wollten sie sich jetzt wehren!

Aber wir lachten nur bei diesen Erzählungen.



Der König Joseph Napoleon wollte keinen Augenblick verlieren, die Feinde aus den Positionen der Sierra Morena zu vertreiben, um bis an die Küsten des mittelländischen Meeres eiligst vorzurücken, und ihnen somit nicht allein die Lust und Zeit zu benehmen, neue Truppen aufzustellen, sondern auch den Krieg in Neukastilien und Andalusien auf einmal zu beenden.

Zu dem Ende brach unser Regiment zu Anfang Januar 1810 von Tembleque auf, und nahm seinen Marsch nach Alkasar de San Juan zu. Von Tembleque aus wurde ich schon als Officier commandiert, mit 30 Mann Escorte, die Kranken des Regiments nach Aranjuez zu bringen. Nachdem ich diesen Auftrag ausgerichtet, wie es sich gehörte, ging ich im Eilmarsche, nirgends Quartier machend, über Ocana, Villa Tobasa, Lillo, Quero, dem Regimente nach, und schloss mich auf dem Rasttage in Alkasar de San Juan demselben wieder an.

Unser Corpsd'armée vereinigte sich immer mehr, wir rückten dann über Tomolosso, Alhambra bis nach los Infantes, welches die letzte ansehnlichste Stadt von Neukastilien ist und schon am Fusse der Sierra Morena liegt. Ein anderes Corpsd'armée ging von Toledo aus mit uns in gleichen Märschen über St. Cruz, Elmoral, el Viso, el Visilio nach Carolina zu, gegen die Sierra Morena vorwärts, unter Anführung des Königs Joseph Napoleon selbst, und des Feldmarschalls Soult.

In los Infantes blieben wir einige Tage stehen, wahrscheinlich bis sich alle übrigen Truppen an uns angeschlossen hätten, und das Corps, welches über la Carolina diese Gebirge überschreiten sollte, uns in dieser Richtung nachgekommen wäre. Während dieser Zeit machten wir Streifzüge gegen die Spanier in den Bergen, die jedoch ohne grosse Bedeutung blieben. Bedeutender war die Affaire bei Villa Manrique, aus welcher Stadt wir die Feinde vertrieben, ihnen



10 Kanonen und viele Fuhren abnahmen und 3000 Gefangene machten. Als der General en Chef Sebastiani erfuhr, dass der spanische General Castejon zwischen Montoson und Agelos steht, so ging er drauf los und nahm den General mit seinen Truppen gefangen. Den anderen Morgen brachen wir sehr früh auf und fanden den Feind in seinen von Steinen zusammengesetzten Batterien auf einer langen Reihe von gleichen Anhöhen, wo er uns von hohen Bergen zu beiden Seiten eingeschlossen, erwartete. Der schwierige, steile Weg, der zu diesen Batterien heraufführte, wurde sogleich von unserer Infanterie besetzt, zur rechten und linken Hand nahmen die Gipfel der Berge unsere Voltigeurs ein. Geschütz konnte wegen der Steilheit der Berge gar nicht angewendet werden, ausser einigen 6 Pfündern, deren sich drei bei jeder Division befanden. Diese wurden von grossen Mauleseln so transportiert, dass einer den Lauf, ein zweiter die Räder, ein dritter die Laffeten, Wischer und Setzkolben, und ein vierter die Cartouchen in zwei Kisten trug. Dabei wurde ein Maulesel dem Anderen am Schwanze angebunden, und so erklimmten sie die höchsten Berge einer hinter dem anderen gehend und von einem Kanonier geführt. Auf einem dieser Berge, welche die spanischen Batterien dominirten, war ich mit 50 Mann detachirt. Nachdem die Kanoniere mit ihren leichten Kanonen die Gipfel des Berges erstiegen, pflanzten sie ihre Stücke geschwind auf, und eröffneten auf die Spanier ein starkes Feuer; ein förmlicher Angriff der Unsrigen von allen Seiten zugleich, machte, dass die Spanier ihre Verschanzungen verliessen, ihre Kanonen vernagelten, und wie gewöhnlich, die Flucht ergriffen. Wir folgten ihnen auf dem Fuss; es dauerte keine Stunde, so hatten wir die Schrecknisse der Sierra Morena überstanden. Es blieben von beiden

---

\*) Die Schlacht bei Villa Manrique — in Sierra Morena.



Seiten wenig Todte. Wo konnten sie sich auch länger in ihren Batterien halten, die auf einem Terrain erbaut, wo an Erdaufwürfe nicht zu denken ist, aus zersplitterten grossen Stücken und Tafeln von Schiefersteinen (ardoises), der sich da in Menge befindet, bestanden? Ihre Retranchements, mit Schiesscharten versehen, waren zwar in einer langen Reihe sehr künstlich zusammengesetzt, theils gerade, theils in Halbzirkeln; hinter ihnen stand ihre Infanterie und Artillerie mit ihren Kanonen an jeder Schiessscharte postiert; auch Kavallerie hatten sie, die aber zu nichts anwendbar war; sobald aber unsere Feldstücke montiert waren, und eine gute Position hatten, so wurden diese nur locker auf einander gesetzten Steine von den Kanonenkugeln mit fortgeschleudert und ihre Mannschaft wurde dadurch mehr verwundet, als von den Kugeln selbst. Auch nie habe ich ein schöneres Echo vernommen, wie hier; denn wir langten dort durch ein langes breites Thal an, zur Rechten wie zur Linken von uns zogen sich lange von hohen Bergen und Felsen eingeschlossene Thäler hin, ein jeder Kanonenschuss wurde in den Thälern im vollendeten Echo hundertmal ohne Authören vernommen; und es war für uns Soldaten eine Herzerhebung, es anzuhören.

Am nähnlichen Tage wurden auch die Verschanzungen bei la Carolina siegreich eingenommen. Dies war das letztemal, dass die Spanier sich uns entgegenstellten, um uns an dem Einrücken nach Andalusien zu hindern. Alles scheiterte für sie — der Rest ihrer Armee floh vor uns her, alles im Stiche lassend. Wir marschierten ihnen unaufhörlich über hohe Berge, Felsen und Schluchten nach; der Pfad war meistens so schmal, Abgründe von der anderen Seite, dass wir nur einzeln, Mann für Mann, passieren konnten; es ist eine sehr rauhe, traurige Gegend. Am Abend desselben Tages überstiegen wir noch den sogenannten Penno pero (Hundsrücken oder Kamm in der Uebersetzung), wel-



ches eine andere Haupt-Gebirgskette der Sierra-Morena bildet, und bivouaquirten bei einem kleinen Dorfe von etlichen Häusern. Den nächsten Tag verfolgten wir die Spanier bis las Naves, wo sich der Rest ihrer Armee an 6000 Mann ergab, in schrecklichsten Regengüssen bivouaquirten wir in einem Oliven-Walde. Den andern Tag setzten wir unseren Marsch ununterbrochen über Bergketten durch tiefe Schluchten und schmale Felsenwege fort.

Gegen Abend dieses Tages sah ich, dass eine Menge unserer Soldaten links abwärts von dem Wege etwa ein paar hundert Schritt entfernt, um einen Gegenstand einen Kreis formirten. Meine Neugierde trieb mich auch dahin und ich sah alsbald, dass der Gegenstand ihrer Neugierde ein spanischer Dragoner war, welcher schwer verwundet, von den Seinigen verlassen, der Kälte und den Feinden Preis gegeben, auf dem Erdboden halb erstarrt dalag. Es waren ihm beide Arme, oberhalb den Ellbogen, durch eine Kugel zerschmettert. Unsere Soldaten berathschlagten unter sich, was mit ihm zu machen sei; der eine sagte: besser wäre es, ihn vollends todtzuschossen, denn es würde doch nichts mehr aus ihm werden; flehend aber bat der Arme um sein Leben. Mich jammerte dieser hübsche junge Mann; sein Aeusseres zeigte, dass er nicht von geringer Herkunft sein musste. Ich liess die Soldaten zu ihren Compagnien zurückgehen, und mit Hülfe einiger, die ich zurückbehielt, brachte ich den Unglücklichen auf die Beine; allein an den Oberarmen waren ihm die Röhrenknochen so zerschmettert, dass er nicht die geringste Gewalt in denselben hatte, und er vor Schmerzen nicht gehen konnte, obwohl er doch gesunde Beine hatte.

Wir banden ihm daher die Arme mit einem Tuche um den Leib fest, und so konnte er besser gehen. Ich nahm ihn nun mit zur Compagnie, und befahl ihm, da wir die ganze Nacht marschieren würden, mich nicht aus dem



Auge zu lassen. Er hielt sich fest an meine Worte, ging immer dicht hinter mir, und betete in einem fort. Er war, wie er mir sagte, aus der Provinz Estremadura gebürtig, 26 Jahr alt, und hiess Ramon; seine Eltern lebten noch und hatten eine ländliche Wirthschaft. Seine beiden Arme waren ihm auf folgende Art verwundet worden: Als er bei der ersten Attaque in diesen Bergen, zu Pferde sitzend, mit seinem Karabiner im Anschlage begriffen war, traf eine Flintenkugel von den Unsrigen die beiden vorgestreckten Arme auf einmal. Man konnte dies auch deutlich, besonders am linken Arme sehen, wo ein spitzer Knochen durch den Aermel durchgebrochen und sichtbar war; am rechten Arme hatte der Knochen einen gleichen Bruch. So marschierte er in Schmerzen immer hinter mir, mich auf keinen Schritt verlassend, bis bei den höchsten Gipfeln der Sierra Morena angelangt, wir einige Stunden Halt machen mussten. Denn wegen der Steilheit des Weges, konnten die Kanonen und Munitions-Wagen nicht so geschwinde herauf gebracht werden. Man musste desshalb 12 Pferde vor eine Kanone legen. Oben angelangt, wurden die Pferde abgespannt, wieder hinunter geführt, und vor ein anderes Stück gelegt; so wurde die ganze Artillerie heraufgebracht. Als das letzte Stück oben war, brachen wir auf, nachdem der arme Ramon aus unseren Händen mit Reiss und Stockfisch gesättigt war. Nun erstiegen wir die höchsten Gipfel der Sierra Morena; oben lag der Schnee wohl eine Elle hoch, worüber sich unsere Soldaten freuten, denn sie hatten lange keinen Schnee gesehen. Trotz der nächtlichen Kälte, wozu der Schnee etwas Licht gab, marschierten Alle im grössten Frohsinn sich beständig schneeballend fort; um Mitternacht langten wir in Ubeda an. Dies ist die am höchsten gelegene Stadt in Andalusien, denn sie liegt an 1000 Fuss über der Meeresfläche. Obwohl fast das ganze Jahr in Schnee gehüllt, ist sie dennoch ein wohl-



habender Ort. Unser Regiment wurde in ein Kloster einquartiert, und ich bekam mein Quartier in dem Hause eines dicken, alten geistlichen Herrn. Ich nahm den armen Ramon, der mich bei dem nächtlichen beschwerlichen Marsche, so schwach er war, nicht verlassen hatte, mit; meine zwei Burschen folgten mir. Wie ich in die Stube des Geistlichen eintrat, es mochte wohl schon mehr wie 1 Uhr sein, begrüßte ich ihn nach der Sitte der Spanier mit einem: Ave Maria purissima! Er sass im Grossvaterstuhl am Kamine, auf welchem auch seine alte Wirthin sass, um sich die Nase zu wärmen, und antwortete ganz kalt sein: Deo gratias! rückte sich aber weder von seinem Stuhle noch vom Kamine weg. Meine Sachen brachten die Burschen in die Stube und mein Pferd in den Stall. Dass wir hungrig und durstig waren, kann sich wohl ein jeder vorstellen; es ging mir aber vor Allem darum, dem armen Ramon seine Leiden zu lindern; denn es war schon der fünfte Tag, und seine Arme waren noch nicht verbunden, die Aermel waren ganz steif vom geronnenen Blute. Ich bat den Pfaffen, dass er etwas zu essen und zu trinken herbeischaffe; allein die Antwort war, wie überall in Spanien: Er habe nichts. Als auf dreimaliges Anfragen immer die nämliche Antwort erfolgte, so schien uns dies so viel zu heissen, wie: Suchet, so werdet ihr finden. Darauf verstanden sich meine Burschen ganz prächtig, denn sie waren auf solche Fälle schon sehr gut einexerziert. Sie gingen also auf den Flur, und machten eine geradeüberstehende Thür zu einem grossen Zimmer auf. Hier fanden sie Wein, Brandtwein, gut erhaltene an den Balken hängende Weintrauben, Schinken, Speck, gesalzenes Fleisch, Bratwürste, Eier, Mehl, Reiss, Fett, Honig, Baumöl u. d. m. Der ehrwürdige Herr mit seiner alten Matrone machte sich aus dem Staube, und überliess uns seine Wirthschaft. Es wurde gekocht und gebraten,



und da wir Alle vollauf gesättigt waren, wurde noch für den kommenden Tag gesorgt, wieder gebraten und gesotten. Unsern armen Ramon vergassen wir dabei natürlich nicht. Nachdem wir ihn förmlich erquickt hatten, wollte ich ihm doch auf ein paar Stunden des Schlafes und der Ruhe geniessen lassen; da aber nichts vorhanden war, worauf er sich legen konnte, so nahmen wir Materaze und Kissen Seiner Ehrwürden, und Ramon hatte ein Lager, wie er es lange nicht gehabt hatte. Wir legten uns auch nieder, um noch der paar Stunden bis zum Tage der Ruhe zu geniessen, und wurden die ganze Nacht über nicht vom Eigenthümer der Wohnung gestört. Mit Anbruch des Tages kam der Feldwebel, und kündigte mir an: dass der Appel gleich sein werde, und dass ich mit 50 Mann Voltigeurs auf eine Vorpostenwache commandirt sei; die Stelle werde mir der Regimentsadjutant anweisen. Ich stand auf, kleidete mich geschwind an, begab mich in das Kloster zum Regiment, war beim Appel zugegen, traf unsern braven Doctor August Kunowski an, erzählte ihm von den armen Ramon, und bat ihn, doch einen Augenblick in mein Quartier herunter zu kommen. So bieder auch dieser Kunowski war, und dazu noch mein intimer Freund, so schlug er es mir doch ab, indem er sagte: er habe die ganze Nacht, ganze Körbe voll Hände und Füße amputirt, und sei noch nicht damit fertig; ich soll nur den Ramon zu ihm heraufschicken, er würde schon sehen, wie ihm zu helfen sei. Der Adjutant benachrichtigte mich, dass ich eine Legua von hier in einem Engpasse posto nehmen sollte, bis sich das Armee-Corps gegen Baeza in Marsch gesetzt haben werde, um die Guadalquivir Brücke bei Zeiten zu occupiren; ich würde einen Wegweiser erhalten, mich an Ort und Stelle zu führen, und auch wieder avertiert werden, wann ich dem Corps folgen sollte.

Demnach begab ich mich in mein Quartier um An-



stalt zu meinem Marsche zu treffen, allein was fand ich bei meinem Eintritt in die Stube! Der arme Verwundete sass auf seinem Lager, in Thränen gebadet und schluchzte ganz jämmerlich. Auf alle meine Fragen um die Ursache seines Jammerns konnte er kein Wort herausbringen, und gerieth noch mehr in Stockung. Endlich sagte mir einer meiner Burschen, dass gleich nachdem ich früh zum Appel gegangen, der Geistliche wieder erschienen sei und seinen Platz am Kamine eingenommen habe; da er sich an die Burschen nicht wagte — wofür er weisslich Furcht hatte, so habe er seine Rache an dem armen Verwundeten, seinem Landsmann ausgelassen, und ihn Verräther, feigherzigen, niederträchtigen Menschen u. s. w. geschimpft und ihm in den bittersten Worten vorgeworfen, dass man nicht allein den Feinden Alles hingeben müsse, sondern er noch hergekommen sei, um sich füttern zu lassen. Der arme Ramon kam endlich zu sich, und sagte: dass ihm die Wunden, obwohl sie schon entzündet waren, nicht so schmerzten, wie die bitteren Worte dieses Pfaffen, der ihm noch dazu sein Haus verwies. Jeder menschlich denkende und mitleidige Mensch kann sich denken, wie mir dabei zu Muthe war. Das schien mir der höchste Grad von Unmenschlichkeit zu sein, einem der Seinigen, der schwer an seinen Wunden darnieder lag, ein Nothlager zu versagen — und noch dazu ein Geistlicher, der doch so schön über die Nächstenliebe und Menschlichkeit predigen kann. Mein Herz empörte sich über diesen Unmenschen und ich gab ihm einen solchen Verweiss d. h. auf Soldatenmanier, dass er sogleich sein Haus verliess, und wohl Zeitlebens an den polnischen Offizier gedacht haben wird, der ihm so eine kurze eindrucksvolle Predigt über die Menschlichkeit hielt. Vielleicht ist er erst nach unserem Abmarsch mit seinem steinernen Herzen in sein Haus zurückgekehrt; was er verdient hatte, bekam er. — Ich brachte meinen Kranken selbst in das



Lazareth, welches hier in einem Kloster errichtet war, und übergab ihn der Obhut des Doktors Kunowski. Schwer wurde es dem armen Ramon, sich von mir zu trennen; er weinte bitterlich. Erst nach einigen Tagen auf dem Weitermarsche konnte ich den Doktor Kunowski fragen, was er mit meinem Ramon gemacht habe; und erfuhr, dass ihm beide Are amputiert wurden bis an die Schultern. Ich bedauerte ihn; doch da er wohlhabende Eltern hatte, so wird er wohl auch als Krüppel Nahrung und Unterhalt bei ihnen gefunden haben. Nie sah ich ihn wieder, und habe auch nie was wieder von ihm gehört.

Nachdem sich das ganze Corps in Marsch gesetzt hatte, folgte ich demselben auch. Wir marschierten, um den Spaniern nicht die geringste Zeit zu lassen, so schnell als möglich. Hinter Baeza passierten wir den Guadalquivir über eine schöne steinerne Brücke; bei la Manchuella de Jaen ergab sich das maurische Schloss Jaen mit 4000 Mann und 22 Kanonen ohne Schuss; dann ging's über Martos. Dieser Ort liegt an einer sehr hohen langen Felsenwand; vor der Stadt zieht sich ein eben so langer und tiefer Felsgrund hin; hier sieht man erst Felsen, viele tausend Fuss hoch und in einer langen Ausdehnung; die ganze Gegend gewährt einen imposanten Anblick. Weiter zogen wir über Alcaudette, ein Besitzthum der herzoglichen Familie Alba, aus dem Stamme dessen, der um das Jahr 1580 in den Niederlanden eine so unmenschliche Rolle spielte. Derselbe hatte hier auch eine Kadettenschule angelegt; aber die Schüler waren damals alle geflüchtet. Weiter gings über Alcala la Real, wo sich die maurische Bergfeste ebenfalls ergab. Dann marschierten wir weiter über Pinnos el Puente, Santa Fée, 2 Meilen bei Grenada vorbei, über Loja, Antequera, Casa Mermeja bis unter die Mauern von Malaga, und an die Küste des mittelländischen Meeres, wo wir am 8. Februar 1810 ankamen. Eine Division von unserem



Corps ging von Antequera gerade nach Grenada hin. Wir waren bis hierher auf kein Hinderniss getroffen; Malaga wollte uns in seine Mauern nicht aufnehmen, sondern schickte sich zur stärksten Gegenwehr an.

Das Corps, welches bei la Carolina die Sierra Morena überschritt, marschierte über Cordova, Sevilla bis nach Cadix in Eilmärschen fort. Es hatte noch an 6000 Gefangene mit 25 Kanonen weggenommen, und die Reste der spanischen Streitkräfte in jener Gegend, so wie wir die in unserer Gegend gänzlich vernichtet.

Wir bezogen eine kleine halbe Meile von Malaga ein Lager, mitten in Citronen- und Orogenwäldern, welche einem Grandes von Spanien, der in Malaga wohnte, gehörten.

Die Stadt und die Besatzung darin, commandierte ein alter spanischer Obristlieutenant, und der Guardian aus dem Kapuziner Kloster. Befestigungen waren nicht vorhanden, nur auf der jenseitigen Seite der Stadt befand sich ein noch ziemlich gut erhaltenes maurisches Schloss, und im Molle oder im Hafen, einige Batterien gegen das Anlanden der Feinde. Nicht einmal Thore hatte die Stadt. Die Garnison bestand aus allerhand zusammengerafften bewaffneten Leuten, und aus ein paar hundert alter Invaliden, die alle ein Kreuz von blauem und rothem Tuch auf der Brust trugen. Diese hatten sich vor der Stadt mit 11 Kanonen in Position aufgestellt. Der General en Chef Sebastiani, schickte einen Offizier als Parlamentair, begleitet von einem Trompeter und 2 Ulanen, zum Platzkommandanten, und forderte denselben zur Capitulation auf. Allein die Antwort war verneinend und höhnisch; denn dem Volke wurde von Seiten der fanatischen Geistlichkeit weiss gemacht Wir seien die Ueberbleibsel der gänzlich geschlagenen feindlichen Armee und hätten uns bis hierher geflüchtet, Schiffe in den Hafen wegzunehmen, und so zu Wasser zu entkommen.



Auf die Antwort des Commandanten, setzte sich der Offizier zu Pferde und wollte mit seinen Ulanen abreiten, als man plötzlich Feuer gab und ein Ulane getroffen todt niederfiel. Die übrigen kehrten spornstreichs mit dieser Antwort ins Lager zurück. Auf einen Parlamentair zu schiessen, was man höchstens von Wilden, die kein Völker-Recht kennen, vermuthen sollte, das muss gerächt werden, wenn auch unschuldige Menschen dabei zu Grunde gehen sollten.

Erzürnt liess uns unser General en Chef sogleich gegen die Stadt aufbrechen; die Ulanen gingen rechts immer der Meeresküste entlang, die Infanterie gerade auf die Kanonen los. Das geschah mit solcher Schnelligkeit, dass die Spanier nur einen Schuss aus ihren Kanonen thaten. Die Ulanen fielen ihnen in die linke Flanke und schnitten ihnen den Rückzug nach der Stadt ab, wir bemächtigten uns der Kanonen, die sie in der Schnelligkeit nicht vernageln konnten. Die alten Invaliden wurden fast alle mit Lanzen- und Bajonettstichen niedergemacht; wir drängten en Masse in die Stadt und in alle Strassen ein; die bewaffneten Einwohner wehrten sich von Strasse zu Strasse, aus den Häusern und Fenstern wurde geschossen und Steine und Brände auf uns geworfen; allein die Wuth der Unsrigen liess sich nicht zurückschrecken. Auf dem Markte setzte man sich en Masse zur Gegenwehr, auch hier wurden sie vertrieben, und bis in die Häfen verfolgt, wo sie auf grossen Kähnen die Schiffe zu erreichen suchten. Unsere Infanterie von der Küste feuerte auf die mit Weibern, Männern und Kindern vollgepfropften Kähne, und unsere Ulanen verfolgten sie, so weit sie nur zu Pferde ins Meer hineinreiten konnten, mit ihren Lanzen. Auf den Strassen wurde Alles, was nur angetroffen wurde, Alt oder Jung,

---

*Anmerkung.* Die Schlacht bei Malaga 8. Februar 1810.



Mann oder Frau niedergemacht; über 600 Einwohner der Stadt wurden durch diesen unüberlegten Commandanten und Kapuziner ein Opfer des Todes oder der Verstümmelung. Viele flüchteten in die nahen Berge. Die Stadt wurde der gänzlichen Plünderung Preiss gegeben, welche 3 Tage anhielt. Wir verloren an 33 Mann Todte. Die Leichname der Einwohner blieben zur Schau und zum Beispiel anderer Städte an 6 Tage auf öffentlicher Strasse liegen. Aber der Commandant und der Kapuziner, die dieses Unheil angestiftet hatten, wurden am folgenden Tage, der erste in seiner Montierung mit den Epauletts, der andere in seiner braunen Kapuzinerkutte, an einen Balkon auf dem Markte aufgehängt, und hingen an demselben 8 Tage lang zur Schau. Der 8. Februar wird immer ein Schreckenstag für Malaga bleiben. Die übrig gebliebenen Einwohner verhielten sich während der 2 Monate, die wir dort standen, sehr ruhig, und bezeugten sogar eine grosse Anhänglichkeit an uns. Die übrigen Regimenter der Division gingen nach Antequera, Grenada und Velez Malaga in einstweilige Standquartiere hin.

Malaga liegt in einer überaus schönen, fruchtbaren Ebene, von hohen Bergen und der Seeküste eingeschlossen. Es zählt an 40,000 Einwohner, und ist wohl die reichste und wohlhabendste Stadt in Niederandalusien, indem es durch den Seehandel von allen Nationen der Welt besucht und belebt wird. Man findet hier die vorzüglichsten Weine, Südfrüchte, Kolonialwaaren und die schönsten Seefische. Nie hat wohl der polnische Soldat ein besseres Quartier in Spanien gehabt, als hier. Die Offiziere hatten vorzüglich gute Quartiere in den vornehmen Häusern, und das Regiment war in dem weitläufigen Carmeliter-Kloster untergebracht. Der Soldat genoss hier Alles im vollen Maasse, was er noch nie gesehen hatte, ja sogar Kokosnüsse u. d. m. blieben ihm nicht unbekannt. Später in



schlechteren Zeiten und Gegenden dachte er oft an Malaga zurück. Die Einwohner sind wegen des Verkehrs mit so vielen fremden Nationen auch gebildeter und aufgeklärter, als im übrigen Spanien. Viele Deutsche, Franzosen, Niederländer, ja sogar einen Polen, der einen Weinhandel hatte, fanden wir hier ansässig.

Weit schneller, als wir erwartet hatten, sahen wir uns im Besitz des Landes von dem linken Tagus-Ufer bis an die Küste des mittelländischen Meeres. Die Hauptmasse der Spanier war in diesem Theile von Spanien gänzlich vernichtet, aber dadurch war der Krieg nicht beendet und wir genossen der Ruhe in den guten Quartieren nicht lange. Alles war hier den Spaniern günstig, den Krieg in zahlreichen kleinen Banden, Guerillas, zu führen. Theils waren es die hohen Gebirge, theils die Nähe der Seeküste und der Engländer, theils die grössere Wohlhabenheit der Einwohner, was den Oberhäuptern der Guerillas ihre Sache erleichterte. Die Engländer unterstützten sie mit Truppen-Ausschiffungen, mit Kriegsvorrath und Lebensmitteln zu jeder Zeit. Wurden solche Parthien durch uns gedrängt, so zerstreuten sie sich vor unseren Augen in die hohen Gebirge. Einzeln schifften sie sich ein, und kamen dann in Kurzem uns in den Rücken fallend, um desto zahlreicher wieder zum Vorschein. Sie waren theils mit englischen Gewehren bewaffnet, theils mit ihren langen Flinten, und schossen auch mit gehacktem Blei auf uns. Da Valencia, Alicante, Cartagena und Cadix noch in ihren Händen waren, so konnten sie starke Ausfälle aus diesen Festungen und Städten gegen uns unternehmen, was denn auch oft der Fall war; Gibraltar bot den Engländern diese Gelegenheit dar. Cadix war gleich von der Landseite von den Unsrigen bloquirt, von da aus war also nichts zu fürchten. In Kurzem entstanden eine Menge solcher Guerillas-Banden von verschiedener Grösse; von verschiedenen Oberhäuptern geführt tri-



ben sie sich unaufhörlich in den Bergen und in unserer Nähe herum und nichts schreckte sie ab, uns in Unruhe zu setzen. Wir schonten ihrer natürlich nicht und in Malaga und anderen Städten wurden tagtäglich 6 bis 8 von ihnen an die Balkons aufgehängt. Wer nur mit einem Gewehr ergriffen wurde, kam ohne Kriegsgericht auf den Balkon, und in Malaga war kein Tag, wo nicht solche Executionen bei der Wachtparade mit Musik begleitet stattfanden. Aber alles dies schreckte sie nicht.

Unser Armee-Corps, und unsere Division stand hier nie beisammen; in allen Städten der Provinz waren wir zu Regimentern, Bataillonen und Compagnien vertheilt. Ueberall wurde Krieg geführt; es war ein ewiges Hin- und Hermarschieren. Wir glaubten schon ihnen auf dem Fuss zu sein, so waren sie schon wieder fort; bald beunruhigten sie diese oder jene Stadt oder Flecken, natürlich mit den Einwohnern immer im Geheimen einverstanden. Wo unsere Garnison lag, da kostete es uns nicht wenig Menschen. Sie zeigten sich überall, und versteckten sich bei unserer Verfolgung in den Gebirgen. Grosse Schlachten, wie in Castilien, wurden hier nicht mehr geliefert, aber desto mehr machten sie uns durch den kleinen Krieg zu schaffen.

So verlebten wir hier in Malaga 2 Monate in der grössten Annehmlichkeit mit den Einwohnern, genossen der Ruhe und des Guten im vollen Maasse. Hier schied unser vielgeliebter und geehrter Obrist und Commandeur des Regiments, der Fürst Ordinat Anton v. Sulkowski von uns, nachdem er die ganze Zeit Gouverneur von Malaga gewesen war. Schwer war ihm der Abschied von seinen Kriegsgefährten. Er ward, zum General ernannt, zurückberufen, um auf dem vaterländischen Boden die Lorbeeren einzuernten, die er hier so ruhmvoll auf den Schlachtfeldern verdient hatte. Nach ihm wurde der Obristlieutenant von Grotowski Commandeur des Regiments.



Da in der Gegend von Ronda und besonders in der Sierra de Ronda der Hauptsammelplatz der Briganten war, so brachen wir in Malaga auf, und marschierten über Antequera nach dem Orte Campilla, wo französische Husaren, die sogenannten chamborins standen. Von Ronda aus angegriffen, gingen diese von den Spaniern auf eine halbe Meile weit entgegen, und schlugen sie gänzlich in die Flucht. Die unbesonnenen Einwohner des Orts wollten mit den Guerillas gemeinschaftliche Sache machen, und eröffneten im Rücken der Husaren ein Feuer. Diese nachdem sie die ersteren in die Flucht geschlagen, kehrten sich gegen die Bauern um, und richteten in der Ebene ein schreckliches Blutbad unter ihnen an, so dass 200 derselben den Säbelhieben erlagen. Aber so was von Säbelhieben habe ich nie gesehen; zerspaltene Köpfe, Arme und Hände wie eine Rübe durchgeschnitten, lagen auf dem Felde umher; die Husaren mussten geschliffene Säbel gehabt haben. Wir marschierten dann über la Marche bis Ronda, wo wir jedoch keine Seele von Feinden fanden; sie hatten sich alle in die hohen Berge der Sierra de Ronda verkrochen. Drei Tage blieben wir hier, und kehrten dann auf demselben Wege wieder nach Malaga zurück. Dicht bei Ronda ist ein langes schmales Ravin, gewiss an 300 Fuss tief, über welches nur eine aus einem Bogen bestehende steinerne Brücke führt. Es ist, als wenn diese in der Luft hänge, und es wird einem schwindlich, von derselben hinab in den tiefen Abgrund zu sehen.

Am Tage nach unserer Ankunft in Malaga marschierten wir schon wieder einer anderen Parthie Guerillas über Mijas, Marebilla und Estipona längs der Seeküste, 4 Meilen von Gibraltar nach; da aber hier völliger Friede zu sein schien und wir auf keinen Feind trafen, so ging unser

---

\*) Die Schlacht bei Campilla.



Marsch über Monda und Coin, wo wir ungeheuer hohe Berge passierten, wieder nach Malaga zurück. In einigen Tagen verliessen wir darauf Malaga auf immer und nahmen unseren Marsch nach Antequera, wo wir bis zu Ende April blieben.

Von Valencia, Alicante und Murcia her, drängten starke Guerillas bis in die Gegend von Grenada hinein; wir brachen daher schleunigst auf und marschierten über Loja, Santa Fé, Isnallos bis Cadix, wo sich unsere Division wieder vereinigte. Nun verfolgten wir die Spanier über Basa, Cuillard, Velez Rubio bis Lorca, ohne sie zu erreichen, und blieben 3 Tage hier stehen. Nur die Voltigeurs von unserer Division setzten mit Zurücklassung ihrer Tornister in Lorca, die Verfolgung noch 7 Leguas weit, fast im Laufen, bis Murcia fort. Da aber auch hier Alles vor ihrer Ankunft entflohen war, so ruheten sie nur ein paar Stunden aus und kehrten dann unverrichteter Dinge nach Lorca zurück.

So hatten wir wieder einmal diesen Guerillas vom Westen Andalusiens bis nach Murcia hin, wohl an dreissig Meilen weit, in Eilmärschen folgen müssen und auf dem schnellen Marsche nur unnütz Mannschaften verloren, und mussten unverrichteter Sache wieder dahin gehen, von wo wir gekommen waren. Zu dem Ende verliessen wir Lorca und marschierten über Huercal Vera, Lucenena, Vera zurück und langten in Almeria wieder an die Küste des mittelländischen Meeres an. Der ganze Marsch war sehr beschwerlich, da wir keine Wege, sondern Fussessteige wohl an 18 Meilen bald bergauf, bald bergab passieren mussten. Diese schmalen Fussessteige in den hohen Gebirgen, sind

---

*Anmerkung.* Dicht bei der Stadt Loja befindet sich eine Menge hoher, allein stehender Felsen; der höchste von ihnen, der über die anderen hoch hervorragt, steht wie ein umgekehrter Zuckerhut mit der Spitze nach unten, ist wenigstens an 1000 Fuss hoch und die obere Fläche hat wenigstens 200 Schritt im Umfange.



blos von den Eseln und Maulthieren der Arieros (Getreidehändler) ausgetretene Pfade. Jahr aus, Jahr ein werden diese Saumthiere, oft zu hunderten, mit grossen Lasten über die Gebirge getrieben; wegen der Schmalheit der Steige können sie nur einzeln hinter einander gehen; das erste Thier hat eine grosse Glocke am Halse hängen, ist der Führer des ganzen Transports, und wird von den Arieros der Capitano genannt, bekommt aber sehr oft, wenn er schlecht anführt, heillose Prügel. Die Steige, die sie auf diese Weise bilden, ziehen sich rechts und links an den steilsten Wänden der Felsen hin, und sind sehr gefährlich, da gewöhnlich gleich an der Seite tiefe Felsabgründe sind. Unsere Kavallerie, Artillerie und Bagage konnte uns deshalb nicht folgen, sondern musste meilenweite Umwege machen, um nach Almeria zu kommen. Hier in der anmuthigen Umgegend von Almeria blieben wir 3 Monate; unser Obrist v. Grotowski ward Gouverneur der Stadt. Die Städte an den Küsten des mittelländischen Meeres in dieser Gegend hatten für uns wieder etwas Neues. Denn alle Häuser haben nur flache Dächer (alterau), während die Thürme der Kirchen und Klöster hoch und spitz emporragen; dies giebt der Stadt ein sonderbares Aussehen, sowohl von innen, wie von aussen, woran sich ein Fremder nicht gleich gewöhnen kann.

Uebrigens sind aber die flachen Dächer ganz praktisch. Si esind mit grossen Fliessen von Ziegeln ausgelegt, und dabei etwas abschüssig, damit das Regenwasser nach den Rinnen an allen Seiten ablaufen kann, um sich in den Cisternen, die gewöhnlich auf den Höfen sind, zu sammeln, von wo man es zum Trinken, Waschen, Kochen u. s. w. nimmt. Ferner läuft eine 5 bis 6 Fuss hohe Mauer rings um die Dächer; an den Ecken gehen dicke eiserne Stangen in die Höhe, welche oben durch dünnere verbunden sind; an diesen wird Leinwand über das ganze Dach aus-



gespannt. So schaffen sich die Einwohner Schatten, und indem sie die Fliessen mit Wasser begiessen, auch Kühle. Die Nacht wird hier wegen der drückenden Hitze zum Tage, und der Tag zur Nacht gemacht. Schon um 11 Uhr des Vormittags geht alles schlafen, alle Häuser und Läden werden zugemacht, die Strassen sind wie todt; erst gegen 6 Uhr Abends steht Alles auf, die Strassen werden lebendig, später geht alles auf das flache Dach; hier wird gegessen, getrunken, und die ganze Nacht im Kühlen gespielt, getanzt u. d. und so geht's einen Tag wie den Andern, je nachdem die Witterung ist, bis in die Kühle des Herbstes hinein. Regen ist hier selten, und fehlt manchmal im Sommer ganz.

Unser Regiment wurde hier in mehreren kleineren und grösseren Parthien in verschiedenen Ortschaften vertheilt. Nach dem Dorfe Rioja, 3 Leguas von Almeria, wurden 3 Compagnien hin kommandiert, worunter auch ich war; hier standen wir beinahe 6 Wochen, zwar von den Guerrillas nicht beunruhigt, aber doch nicht ohne kriegerische Beschäftigung. So wurden uns eines Tages von dem Gouverneur von Almeria 5 Arrestanten, ein spanischer Officier, ein Edelmann, ein Matrose, ein Invalide und ein Bauermann, mit dem strengen Befehl geschickt, dass sie mit Sonnenuntergang auf öffentlicher Landstrasse erschossen, und ihre Leichname zum Beispiel Anderer auf der Landstrasse liegen bleiben sollten. Die Execution wurde pflichtgemäss vollzogen, und der gehörige Rapport davon an den Gouverneur abgestellt. Von hier aus wurde die Compagnie, in welcher ich war, nach Gergal kommandiert, wo ein Bataillon Franzosen vom 25ten leichten Regiment unter Commando des Obristlieutenants Louis stand. Vereint mit diesem, gingen wir wieder den Briganten über Tavernas, Ulela del Campo, Lubrin, bis nach Vera an der Seeküste nach; da wir aber keinen Feind bis an die Küste antra-



fen, so kehrten wir wieder auf demselben Wege zurück. Nirgends haben wir so viele Blinde oder Augenkranke angetroffen, wie in Vera; dies kommt wie die Einwohner dieses Ortes ganz richtig behaupten, daher: einerseits sind um die Stadt herum, in den nicht zu hohen Bergen, viel Salpetersiedereien, andererseits regnet es hier fast den ganzen Sommer nicht, und das Erdreich ist überaus trocken; der Staub nun mit Salpeter vermischt, greift ihnen die Augen an, die so viele Jahre hindurch dem Uebel ausgesetzt, endlich ganz erblinden. Der Wirth, bei dem ich das Quartier hatte, ein Mann von 50 Jahren, war auch blind und sagte: dass man meist gegen das fünfzigste Jahr erblinde, oder wenigstens zeitlebens schlimme Augen bekomme.

Auf dem Herwege hatten uns die Guerillas-Banden durch Lubrin, das Raubnest der Briganten, ungehindert durchmarschieren lassen, aber auf dem Rückwege sollten wir anders von ihnen bewillkommt werden. Das Städtchen Lubrin liegt wie in einem Kessel, rund herum von hohen Bergen und Felsen eingeschlossen, nur ein Weg führt in die Stadt ein und aus. Vor Lubrin hatten wir uns wegen der grossen Hitze gelagert, um etwas auszuruhen. Auf einem hohen Berge vor uns, sah man ganz oben auf dem Gipfel einen Menschen, der sich in die Felsen versteckt hatte, immer den Kopf hin und her bewegen; dies war ein ausgestellter Spion, der uns beobachten sollte; bald stand er auf, ging den Berg eilends herab, dann weiter ins Feld, und suchte die Brücke über den Bach zu erreichen, die wir eben passiert hatten. Aber einige Dragoner und Officiere waren gleich auf ihren Pferden, eilten ihm nach, kamen ihm zuvor, und besetzten die Brücke. Der Brigant, ein junger rüstiger Bauer, stürzte sich in den Bach, um das jenseitiger Ufer zu gewinnen, aber die Unsrigen von der Brücke aus, liessen ihn nicht ans Ufer kommen, sondern er wurde aus dem Bache herausgezogen, zum Gefan-



genen gemacht, und zum Obristlieutenant, der auf einer Trommel sass, geführt. Auf alle Fragen, die dieser an ihn that, betheuerte er: das er ein guter Mensch sei, von nichts wisse, und nach dem nächsten Dorfe hingehen wollte. Der Obristlieutenant sagte: Warum bist du nicht, wie alle ehrliche Leute, den Weg gegangen, was hast du auf dem Berge zu thun gehabt, und so lange auf uns geguckt? Zugleich rief er einen Wachtmeister von den Dragonen auf französisch, was der Spanier nicht verstand, zu: *fontez lui un coup dans les reins*. Der Wachtmeister stellte sich mit seinem Karabiner hinter den Bauern, legte den Lauf nicht weit von dessen Rücken an, wollte losschiessen, es brannte bloss von der Pfanne, und der Karabiner ging nicht los. Wie dies der Bauer hinter sich hörte und den Pulverdampf roch, sprang er an die Seite und in grossen Sätzen wie ein Hase, quer Feld ein, indem er im Laufen seinen Mantel und sogar seine Jacke abwarf, um leichter zu sein. Aber die Dragoner waren gleich zu Pferde; ein Officier derselben holte ihn ein, und schoss ihn auf dem Fleck nieder.

Wir marschierten nun gerade auf Lubrin los. Um in die Stadt zu kommen, mussten wir ein tiefes Defilée passieren, welches die Briganten auf hohen Bergen von beiden Seiten stark besetzt hatten. Ich wurde mit 50 Mann links, und ein anderer Offizier gleichfalls mit 50 Mann rechts auf die Berge commandiert, um die Feinde von denselben zu vertreiben. Sie eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer auf uns, einige Mann von der Kavallerie wurden verwundet, aber wir gewannen doch die Oberhand. Nachdem wir sie zu beiden Seiten von den Bergen vertrieben, drängten wir durch das Defilée bis in die Stadt vor. Die Spanier flohen aus derselben; wir verfolgten sie noch

---

\*) Schlacht bei Lubrin.



eine Strecke, und lagerten uns dann auf dem Markte. Die Einwohner, die natürlich mit den Briganten hielten, ergriffen ebenfalls die Flucht, als sie den Ausgang sahen. Etliche eingebrachte Gefangene, bewaffnete Bauern, wurden ohne pardon erschossen. Die Stadt ward gänzlich ausgeplündert, und in Brand gesteckt. — Dies war das gewöhnliche Schicksal solcher kleinen Städte, die zu ihrem eigenen Verderben mit den Briganten im Einverständnisse lebten. Und doch liessen sie sich durch solche Beispiele nicht abschrecken. Dem Städtchen Lubrin war aber sein volles Recht geschehen; denn hier sind vor und nach uns, an 6 dergleichen Ueberfälle gegen die Unsrigen ausgeführt worden; bei einem derselben verloren die Unsrigen viel Menschen, und das ganze Commando wäre gefangen worden, wenn nicht die Dunkelheit der Nacht zu Hülfe gekommen wäre. Um Mitternacht brachen wir auf, und marschierten nach Tavernas zurück. Der Obristlieutenant ging mit seinem Battaillon nach Girgal, und unsere Compagnie nahm ihren Marsch über Rioja nach Almeria, wo wir wieder einige Zeit blieben. Zu der Zeit wurden 3 andere Compagnien von unserem Battaillon über Rioja nach Nacimiento commandiert gegen eine grosse Anzahl von Guerrillas, konnten aber hier nicht durch wegen der vortheilhaften Position, die jene in den Bergen und Schluchten eingenommen hatten, und mussten mit Hinterlassung einiger Todten und Verwundeten nach Almeria zurückkehren.

Es tauchten jetzt in Andalusien immer mehr solcher Guerrilla-Banden auf, deren manche sehr zahlreich waren, und von Murcia aus näherten sich wieder grösseren Truppenkorps bis etliche Leguas von Grenada. So kam der spanische General Blake mit etwa 20,000 Mann bis unter die Stadt Basa und nahm jenseits derselben in einer

---

\*) Schlacht bei Nacimiento.



schönen Ebene seine Position, mit dem Rücken an hohe Berge gelehnt. Unser General en Chef Sebastiani eilte von Grenada herbei, stellte sich selbst an die Spitze unserer Ulanen und einiger Regimentern französischer Kavallerie nebst 6 Compagnien Voltigeurs von unserer Division, ohne die übrige Infanterie abzuwarten, die in Eilmärschen von Almeria, über Finana, Guadix denselben Morgen bei Baza eintraf. Ohne einen Augenblick zu versäumen, machte er einen so kühnen und blitzesschnellen Kavallerieangriff, dass der Feind, nachdem er nur einen Schuss gethan, in die grösste Unordnung gerieth; viele hundert wurden von der mit Wuth eindringenden Kavallerie niedergemacht oder verwundet; Alles ergriff die Flucht in die nahen Berge, und der General Blake selbst konnte sich nur mit grosser Noth retten! 8000 Mann Gefangene und die ganze Artillerie fielen in die Hände des Siegers; dies war das Werk einer halben Stunde. Wir verfolgten die Fliehenden über Cullard, Velez Rubio bis Lorca, wobei noch viele Gefangene gemacht wurden. Nachdem wir 3 Tage in Lorca geruht, kehrten wir auf demselben Wege wieder nach Guadix zurück, und marschierten sodann nach Grenada. Wir konnten stolz auf unsere Trophäen sein; denn den Sieg bei Baza hatten nächst der schnellen Ausführung unseres General en Chef einzig der Kühnheit und Bravour unserer Ulanen zu verdanken, da die ganze Infanterie während der Zeit, die Gewehre en faisceau, nur als Zuschauer dagestanden hatte.

Hier in Grenada genossen wir wieder etwas der Ruhe nach vollbrachter Arbeit; gegen Osten war unser Hauptquartier so gesichert, dass wir von dieser Seite her nichts

---

\*) Die Schlacht bei Basa.

*Anmerkung.* Der General Blake wurde später bei Valencia mit 20,000 Mann von dem Feldmarschall Suchert gefangen genommen.



mehr zu befürchten hatten, desto mehr aber wurden wir von der Südseite her beunruhigt, wie ich weiter unten mittheilen werde.

Zu eben der Zeit waren 1500 Engländer bei dem Fort Fiungirola unweit Malaga unter Anführung eines englischen Brigadegenerals gelandet und hielten sich verschanzt. Eine Abtheilung des 4. polnischen Infanterie Regiments unserer Division unter Anführung des braven Capitains Młokasiewicz, der die Vertheidigung dieses Forts befehligte, erstürmte ihre Verschanzungen mit Muth, machte eine Menge der ausgelandeten Engländer nieder, und nahm den General, der mit einem Bajonettstich im Leibe verwundet war, mit 500 Mann und 5 Offizieren zu Gefangenen. Der Rest der Engländer rettete sich theils auf Kähnen, theils durch Schwimmen, auf ihre unweit der Küste vor Anker liegenden Schiffe. Die Kanonen, welche die Engländer auf dem Lande hatten, wurden ebenfalls erbeutet.

So waren die Pläne, uns in Grenada zu überfallen, und in Gemeinschaft mit den Engländern und den Einwohnern aus Andalusien zu vertreiben, wiederum gänzlich gescheitert.

In Grenada angekommen, wurden 3 Compagnien von unserem Battaillon auf das Fort Alhambra commandiert, um daselbst den Dienst zu verrichten, und die Spanier die bei Baza, und die Engländer, die bei Fiungirola gefangen worden, waren zu bewachen.

Ich muss doch meinen Lesern, da ich mit zu dieser Besatzung gehörte, und mein Quartier selbst in einem der Säle dieses alten maurischen Schlosses hatte, in welchem einst die mächtigen Könige der Mauren residierten, etwas Ausführlicheres über dieses Bauwerk mittheilen.

---

\*) Die Schlacht bei Fiungirola. (Fuengirola ?)



Das Fort Alhambra liegt auf einem Berge von ungefähr 800 Fuss Höhe, der sich selbst mitten in der Stadt erhebt, und oben in ein ungefähr 2000 Schritt langes und 1000 Schritt breites Plateau endet. Ein einziger Weg von der Stadt aus führt hinauf zu diesem Fort; sonst sind die übrigen Wände des Berges lauter unersteigbare steile Felsen, auf denen kein Wagen gebracht werden kann. Regulaire Befestigung findet man hier nicht, bloss in den vorspringenden Winkeln des Berges sind alte 4-eckige hohe, noch von den Mauren erbaute Thürmen, sowie zwischen diesen Thürmen in der Diagonale ringsum eine hohe Mauer. Ein einziges Thor dient als Ein- und Ausgang. Auf der Ostseite liegen noch höhere Berge, die über dieses Fort vollkommen dominieren; gegen eine Belagerung mit Geschütz wäre die Alhambra gar nicht haltbar, und ist daher fast nur zu Magazinen und Gefängnissen für Verbreher anzusehen. Fast mitten auf dem Plateau ist das alte maurische noch sehr gut conservirte Residenzschloss der ehemaligen Könige der Mauren. Es ist überall nur einstöckig und besteht aus dem Schlosse oder Hauptgebäude selbst, welches mit vielen Nebengebäuden zusammenhängt, und eine Menge Höfe, Thore, Gänge, und Treppen von Marmor in sich schliesst. Die Hofräume waren mit grauen, schwarzen, weissen, und rothgeaderten Marmor ausgelegt und mit den grössten und schönsten, fast immer blühenden Citronen,- Orange,- Granat,- Feigen,- Lorbeer,- Cipressen- und Palmenbäumen bepflanzt. Welche Wohlgerüche, welche Kühle bei der grössten Hitze, welche Annehmlichkeit empfindet man hier! Das Schloss selbst mit allen diesen Gebäuden ist so gut erhalten, dass auch

---

*Anmerkung.* Das muss man der Obrigkeit selbst so wie den Einwohnern von Spanien zum Ruhme nachsagen, dass sie viel auf die Erhaltung der Alterthümer aus den Vorzeiten halten; die vielen maurischen Schlösser, die wir nur angetroffen haben, waren alle sehr gut conservirt.



nicht ein Stein, Ziegel oder Nagel daran fehlt, ja sogar die Fenster und alle alten Vorhänge an denselben fehlten nicht. Das Innere ist sehr interessant zu sehen. Die Zahl der grossen und kleinen Zimmer ist ausserordentlich. Zu den sehenswürdigsten gehören: 1) die Schlafgemächer der maurischen Könige und Königinnen; 2) die grosse gewölbte Badestube mit einem grossen Kreuzgewölbe. In jeder Ecke derselben ist ein Loch, von welchem ein eingemauertes Rohr von Blei bis in die andere Ecke geht; spricht man ganz leise oder lispelt nur in eins dieser Löcher, so hört man es ganz deutlich an jedem Loche in den Ecken, wenn man das Ohr anlegt. Prächtig sind die grossen marmornen Badewannen mit Kanapes von Marmor, ferner die Wasserleitung zum Bade u. d.; 3) der Audienzsaal befindet sich in einem hoch angebauten viereckigen Thurme, und ist so hoch, wie der Thurm selbst; von Unten bis Oben sind die Wände mit Mozaique ausgelegt; das Dach ist fast ganz von Glasscheiben. Mitten in dem Thurme ist ein grosses Bassein von weissem Marmor, von dem eine Fontaine mit Statuen ihr klares Wasser hoch in die Höhe sprudelt, welches herab in das Bassein fällt, und seinen Abfluss unterirdisch hat. An der dem Eingange entgegengesetzten Seite steht der Thron von Marmor, und neben diesem 12 Lehnstühle zu 6 auf jeder Seite von eben demselben weissen Marmor; zum Throne führen 4 marmorne Stiegen hinauf. Der Saal ist überaus hell und hat ein herrliches Echo. Der Fussboden ist mit weissen und schwarzen Marmortafeln ausgelegt. Links vom Ausgange dieses Thurmes sind in den Gängen des Gartens wohl viele Tausend kleiner Fontainen, die durch die künstlich angebrachte unterirdische Wasserleitung alle auf einmal zum Springen gebracht werden können, und zwar so, dass die am Ende befindlichen niedrig, die folgenden höher bis nach der Mitte, und die weiteren wieder niedriger bis zum anderen Ende springen;



dieses ist Alles noch sehr gut im Stande. Auf einem vorspringenden Felsen nach der Stadtseite zu, ist zusammenhängend mit dem Schlosse ein kleines Gebäude angebaut; in diesem ist ein viereckiges Zimmer mit einem grossen halb ovalen Fenster; die Wände sind mit den schönsten Arabesken bemahlt, der Fussboden ist von grauem Marmor, in welchem regelmässig in kreuzenden Linien, Löcher von 1 Zoll im Durchmesser angebracht sind. Wenn sich die Königin der Mauren in vollen Staat gesetzt hatte, begab sie sich in dieses Zimmer, und schaute auf ihr Volk, die Stadt und die schöne Gegend mit Wohlgefallen herab. Während dessen verbrannte man unter dem Fussboden mit Löchern, auf einem daselbst angebrachten Heerde die wohlriechendsten Kräuter so, dass der Dampf und Wohlgeruch durch die Löcher hinaufstieg und die Königin von Kopf bis zu Fuss auf einmal durchräuchert wurde. Auf einem Gange in einem der kleineren Höfe ist ein langer eiserner Käfig an 15 Ellen lang und 4 Ellen breit angebracht, in welchem die Königin der Mauren, Fatima la Zaraida, Gemahlin des Königs Mulej Hassan, 14 Jahre wegen Untreue gesessen haben soll; auch seinen Sohn Boabdil hielt derselbe König viele Jahre in einem anderen Kerker gefangen. Noch viele andere alterthümliche Merkwürdigkeiten sind hier zu sehen. Neben diesem Schlosse befindet sich auch ein anderes neu angefangenes Schloss von beträchtlichem Umfange; der Stifter desselben war König Carl 1-te von Spanien oder Kaiser Carl 5-te von Deutschland; es ist aber blos bis auf den ersten Stock beendigt worden und steht ganz verlassen da; in den schon angebrachten Basreliefs vom schwarzen Marmor sind Scenen aus dem Kriege mit den Mauren dargestellt. Es ist Schade, dass dieses Kunstwerk nicht vollendet worden ist; es muss wohl dem Bauherrn am Gelde gefehlt haben, oder die beständigen Kriege hielten ihn ab, es zu vollenden. Oestlich von der Alhambra ziehen sich hinter einander



mit zunehmender Höhe einige Berge fort; auf einem derselben, dem Silla Maura (der Stuhl der Mauren) hatten die Franzosen Batterien von 20 Kanonen angelegt und mit starker Wache versehen; diese bezog ich sehr oft, um mich so den ganzen Tag über an der schönen Aussicht, die man hier auf die Stadt und die ganze Niederung von Grenada hat, zu ergötzen.

Grenada soll schon von den Phönicern angelegt worden sein. 711 widerstand es den Angriffen der Araber, die es erst im 10-ten Jahrhundert unterjochten. Nachdem Alfons der 6-te, König von Castilien, 1103 grosse Eroberungen gemacht hatte, ging Ferdinand der Heilige nach Andalusien, wo sich der maurische König Mahomed Abo Albomar ergab. Ferdinand starb 1254 in Sevilla; Muhamed starb auch bald und wurde in Alhambra begraben. Der letzte König der Mauren Boabdil übergab den Rest seines Reichs an Ferdinand und Isabella am 4-ten Januar 1491 in der Schlacht bei Santa Fé (der heilige Glaube), einem hübschen Städtchen 2 Meilen von Grenada. 1566 gab Philipp der 2-te den Befehl, in 2 Jahren sollten alle Mauren Spanien verlassen; im April 1568 war der letzte Termin. Don Juan d'Austria vernichtete sie 1609 vollends. Der Cardinal Ximenes liess 60000 ihrer Bücher verbrennen, nur 300 medicinische behielt er zurück, welche noch im Escorial in der Bibliothek aufbewahrt werden. – Ein paradiesischer Frühling herrscht in Grenada, das kann ich aus eigener Erfahrung sagen; nirgends fand ich ein Gleiches, nirgends solche fruchtbare Vegetation; Rosen und sonderbare Blumen, Citronen, Orangen, Granaten, Feigen, Weintrauben, Melonen, Arbusen und Gurken wachsen in den Feldern ohne grosse Menschenflege. Diese fruchtbare Ebene nennt man la Vega de Grenada, d. i. die Niederung von Grenada: dieselbe erstreckt sich an 12 spanische Leguas in die Länge, und an 3 Leguas in die Breite, ist von beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, und



wird in ihrer ganzen Länge von den beiden klaren Gebirgs-Flüssen Xenil und Darro durchschnitten, die fast parallel neben einander laufen und sich erst in der Stadt Grenada selbst vereinigen. Hier sind sie aber so von den Gewölben der dichten Häuser überbaut, dass man gar keinen Fluss in der Stadt sieht; erst nach ihrer Vereinigung kommen sie unter dem Namen Xenil auf der breiten Strasse, el passo genannt, wieder zum Vorschein. In dieser überaus schönen Niederung zählt man 11 Städte ausser Grenada, und eine Menge Dörfer, Landhäuser, Gärten, Weinberge, Orange-, Palmen- Olivenwäldungen, und andere Anlagen von edlen Früchten. Das Klima ist sehr angenehm, da die Ostwinde der Sierra Nevada die Hitze sehr ermässigen. Diese Sierra Nevada (Schneegebirge) auch Sierra de Alpujares genannt, nimmt eine Länge von 15 und eine Breite von 5 Meilen ein, und ist an 9000 Fuss über die Meeresfläche erhoben; die höchste Höhe ist 12000 Fuss, das ist höher, als der höchste Gipfel der Pyrenäen. Der höchste Gipfel ist Sierra Malaham, Picacha de Veleta ist um 350 Fuss niedriger, als der erstere, und der Gipfel Goza Domaja ist nichts wie lauter Eis. Obwohl dieses Gebirge so nahe an der Küste des mittelländischen Meeres und in einem so warmen Klima liegt, so sind doch in dem wärmsten Sommer, besonders die höchsten Gipfel, mit ewigem Schnee bedeckt. Diesen Anblick genossen wir bei schönem, klarem Wetter lange Zeit. Aber die Ostwinde von diesen Bergen in Winterzeit bringen eine empfindliche Kälte mit, was den Einwohnern von Grenada nicht sehr behaglich ist, da sie keine Oefen in ihren Wohnungen haben und keine Pelze kennen.

In dieser wahrhaft romantischen Gegend liegt die Stadt Grenada, 2300 Fuss über der Meeresfläche. Sie ist grösser im Umfange, als Madrid. Die vielen regen, belebten, breiten Strassen, die vielen Plätze und Promenaden verleihen ihr einen besonderen Reiz. Ein grosser Theil,



der sogenannte Alvacen ist blos von den jitanos (Zigeuner), Ueberresten der Mauren, die den katholischen Glauben bei der Verdrängung derselben annahmen, bewohnt. Diese Abkömmlinge der Mauren unterscheiden sich sehr durch Gesichtsfarbe, Sprache, Gewerbe und Kleidung von den echten Spaniern. Sie sind gute Schmiede, Musikanten, Taschenspieler und Tänzerinnen. Für eine Kleinigkeit tanzen sie vor dem Häusern und auf den Strassen. Auf einem Tische, auf welchem Eier in gewissen Richtungen hingelegt sind, tanzt so ein Frauenzimmer mit verbundenen Augen so behände und geschickt, dass es kein Eei mit den Füßen berührt. Grenada hat an 100,000 Einwohner, viele Klöster und schöne Kirchen, ein Theater und einen Stiergefechtsplatz (plaza de los torros.) Unser Regiment stand lange Zeit in dem grossen Kapuziner-Kloster, aus welchem die Mönche bei unserer Ankunft geflohen waren.

In einem der Gebäude neben der Hauptwache auf Alhambra sass der General und Adjutant des Königs Joseph Napoleon, Franceschi, der bei Consuegra von den Guerillas-Banden aufgehoben war, wie ich früher erörtert habe, in einer festen Stube ein und ein halbes Jahr im Gefängniss, und wurde sehr strenge bewacht. Aus lauter Langeweile hat er die 4 Wände, da er ein sehr guter Zeichner war, mit verschiedenen Prospekten, besonders aber ganzen Guerillas-Banden verziert. Nachdem er ausgewechselt war, sass in der nämlichen Stube zu unserer Zeit der spanische General und Partie-Chef Val de Vio als Gefangener. Er wurde sehr scharf bewacht, es konnte niemand zu ihm gelangen, blos seine Dienstmagd durfte ihm das Mittagessen bringen, wobei der Officier von der Wache gegenwärtig sein musste, bis er abgespeisst hatte. Dann wurde das Zimmer wieder mit der eisernen Thüre verschlossen. Wohl an 2 Jahre hatte er schon in Haft gesessen. Er war reich und hatte seine Güter in der Provinz Murcia. Durch



grosse Versprechungen und Ueberredung gewann er 2 Soldaten von unserem Bataillon, die vor der Thüre die Schildwache hatten. Diese machten mit den Bajonetten in der Mauer den Schlussriegel los; die Thüre ging auf. Der General mit diesen 2 Mann und mit ihren Gewehren, gingen an die Mauer. Vermittelst eines Seils, welches schon der General vorher besorgt hatte, liessen sich zuerst zur Probe die Soldaten herunter; das Seil hielt, aber wie sich der General hinunter liess, so riss das Seil auf der halben Höhe; er fiel herunter und verrenkte sich dabei einen Fuss, so dass er nicht vom Flecke gehen konnte. Der eine Soldat blieb beim General, der andere ging mit seinem Gewehr in das eine Meile davon entfernte Isnallos zu dem Alkalde (Bürgermeister). Mit Pochen und Drohungen verlangte er sogleich ein gesatteltes Maulthier oder einen Esel, und drohte dem Alkalde sogar mit seinem Gewehr, aber dieser Alkalde kannte den Militairdienst der Franzosen sehr gut, da durch diesen Ort unaufhörliche Durchmärsche der Unsrigen statt fanden; er nahm ihn gefangen, liess ihn binden, und mit dem Gewehr dem Gouverneur von Grenada ausliefern. In zwei Stunden ward Standrecht über ihn gehalten; da er von der Schildwache mit der Waffe desertirt und einen so wichtigen Gefangenen durch Erbrechung des Kerkes in Freiheit gesetzt hatte, so wurde er eine Stunde später auf dem öffentlichen Platze erschossen. Der andere Soldat mit dem General entkamen mit Hilfe der Bauern aus der Umgegend.

---



## ABTHEILUNG XI.

---

### **Der Krieg im Jahre 1811 bis zu meiner Gefangenschaft.**

Zu Ende des Monats Januar wurde ich mit einem Commando von 50 Mann von Grenada über Isnallos, Guada, Ortuna bis Belmes de la Moraleda abgeschickt, um die Lebensmittel, die von dem Ordonnateur en Chef des Armee-Corps ausgeschrieben waren, in den respectiven Ortschaften einzuholen, und nach Grenada zu escortiren. Dies war nicht nur ein sehr beschwerlicher Marsch wegen der hohen Gebirge und Schluchten, die wir zu passieren hatten, sondern auch ein sehr gefährlicher, denn es ging 15 Meilen weit vom Hauptquartier durch eine von Guerillas wimmelnde Gegend. Dazu war es unbestimmt, wie lange ich verweilen würde, weil es ganz und gar von den Ortschaften und von den Alkalden abhing, wann mir jeder seinen Transport zustellen wollte. Um so mehr musste ich also auf meiner Hut sein, und mich in jedem Augenblick eines Ueberfalls der Guerillas in grosser Zahl vorsehen, zumal sie mir den ganzen Transport von Lebensmittel abschlagen konnten.



Glücklich angekommen in Belmes de la Moraleda, welches sehr hoch in den Bergen gelegen ist, und aus nichts mehr als einer Kirche und an 12 Häusern besteht, musste ich hier 12 Tage verweilen. Auf einem spitzigen, hohen, allein stehenden Felsgipfel nahm ich meine Position. Mit geladenen Gewehren und von Schildwachen bewacht, die in der Nacht verdoppelt wurden, bivouaquierten wir hier unter freiem Himmel Tag und Nacht. Die Mannschaft erhielt zweimal des Tages warme Speisen, gutes Brod und Wein, welches die Einwohner des Orts herbeischaffen mussten; entfernen durfte sich jedoch keiner auch nur einen Schritt weit die ganzen 12 Tage hindurch. Der Geistliche des Orts, welchen ich sehr zuvorkommend behandelte, musste als Geissel mit mir alle Nächte bivouaquieren, was er auch gerne that. Dieser Geistliche, ein jovialer lustiger Mensch, hies Ramon, war etwa 30 Jahr alt, von ungeheurem breit-schultrigem Wuchse, und so stark, dass er mich mit einer Hand vom Tische herab und wieder herauf hob. Den ganzen Tag verweilte er bei uns, und vertrieb uns die Zeit mit seinen Spässen und Spielereien.

So brachte er eine Stange Eisen, gewiss 60 Pfd. schwer und zeigte uns, wie er sie weiter als alle Soldaten und Einwohner des Ortes werfen konnte, worüber er grosse Freude hatte. Auch veranstaltete er uns zu Ehren einen Tanz mit Guitarren- Kastanietten- und Gesang-Begleitung; er wollte uns doch zeigen, wie die Bergbewohner, besonders die Frauen tanzten; es wurde mit verbundenen Augen auf einem Tische getanzt, worauf an 12 Eier lagen, und keins fiel herunter. Noch andere Tänze wurden aufgeführt, wie der fandango, volera und la tana oder der Zigeunertanz. Der Musikus mit der Guitarre singt zu diesen Tänzen Lieder (complicas) mit Bezug auf die Tanzenden, Alt oder Jung. Dies giebt viel Gelächter und machte uns vielen Spass bei unserer Langenweile. Der Geistliche bat uns



zum Gottesdienst; dies schlug ich ihm mit der Entschuldigung ab, dass der blaue Himmel unsere Kirche sei; denn trauen durfte man doch Niemand; wir hatten genug Beispiele von dergleichen List und Falschheit erlebt. Auf dem Bivouac nahm er das Gewehr, stand Schildwache, konnte schon sehr gut *qui vive!* rufen, und am Tage lernte er von den Soldaten die Griffe mit dem Gewehr. Er war sehr aufgeklärt, schimpfte über die Inquisition und die vielen Faulenzer von Mönchen in den Klöstern, und liess den König Josef Napoleon dafür hoch leben, dass er dieses Alles kassirt habe. Die Einwohner des Orts, so wie der ganzen Umgegend ehrten und liebten diesen Geistlichen sehr. Was die Briganten anbetrifft, so sagte er: wir sollten ganz ruhig sein; wenn hier unter den Bergen auch Tausende von Briganten ständen, so wolle er ihnen blos mit dem Finger drohen, und es werde keiner wagen, auch nur einen Schritt vorwärts zu thun. Dies war der klarste Beweis, dass die Bewohner nur aus Fanatismus und blinder Anhänglichkeit an ihre Geistlichen zu den Waffen griffen. Nachdem sich an 300 Maulthiere und Esel aus der ganzen Umgegend, mit Lebensmitteln aller Art beladen, vereinigt hatten, setzte ich mich mit meinem Detachement in Marsch; der gute Don Ramon, auf einem Esel reitend, begleitete uns zwei Meilen weit, und schied traurig mit dem Wunsche: *baian austedes con Dios* (Geht mit Gott). Wir kehrten ohne alle Unfälle glücklich nach Grenada zurück. Hier angekommen, wurde unser Bataillon wieder auf das Fort Alhambra commandiert.

Im Monate Mai verliess unsere ganze Division Grenada, und marschierte über Diezma bis Cadix. Unser Bataillon zusammen mit französischer Artillerie und Kavallerie bezog ein Lager zwischen den Dörfern Diezma und Goor diesseits der Stadt Cadix, am Rande eines sich meilenweit erstreckenden tiefen Défilé, welches von hohen schroffen



Felsen und Bergen auf beiden Seiten eingeschlossen nur einen Weg in die Stadt Guadix gestattete, um die Strasse nach Grenada zu decken. Viel mussten wir in diesem Lager ausstehen. Eine schreckliche Hitze herrschte, kein Haus oder Baum bot Schatten; der Wassermangel brachte uns oft zur Verzweiflung. Alle Nachmittage erfolgten fürchterliche Gewitter; der Blitz erschlug einmal 5 Pferde von den Dragonern. Gegen Regen und die Sonne suchten wir Officiere uns zwar zu schützen, dass wir unsere Baraquen, mit den Häuten des geschlachteten Viehes bedeckten, wobei etliche Gewehre, mit den Bajonetten in die Erde gesteckt, als Stangen dienten. Wenn die Haut oben auf der Baraque etliche Tage gelegen hatte, so krochen die Würmer uns auf den Hals, und verbreitete eine pestialische Luft. Dazu wurde täglich hinter dem Lager sehr viel Vieh geschlachtet; der Unrath und die Gedärme blieben liegen, der grössten Sommerhitze ausgesetzt; die Luft war wirklich pestialisch, besonders wenn der Wind von jener Seite kam. Auch eine ungeheure Menge Adler, Geier und anderer Raubvögel kamen herbei; ankommen konnte man ihnen aber mit einem Gewehr nicht, so behutsam waren diese Thiere.

Die Spanier hatten ihre Stellung am jenseitigen Rande des Défilé bei der sogenannten Venta de Pahul, eingenommen, und sich demnach befestigt. Der General en Chef Sebastiani beschloss sie aus ihrer festen Position zu verjagen, und wir machten desshalb eines Tages mehrere Angriffe auf sie. Aber Alles war umsonst; wir verloren einige Mann, und mussten in unser trauriges Lager zurückkehren. Hier blieben wir im Angesichte der Spanier bis zu Ende Juni, marschierten dann nach Grenada bis Sancta Fée, wo wir 8 Tage blieben, und gingen dann wieder nach

---

\*) Die Schlacht bei la Venta del Pahul.



Grenada. Unser Obrist kam mit den 2 Compagnien Grenadiers und 2 Compagnien Voltigeurs des Regiments von Jsnallas zu eben der Zeit nach Grenada zurück.

In diesem Monate fiel die Schlacht von Albuera vor. Die Engländer unter Lord Wellington drängten aus Portugals Estremadura in Andalusien ein, um theils Cadix durch eine entscheidende Schlacht zu entsetzen, theils Andalusien von unseren Truppen zu befreien; und der Marschall Soult ging ihm mit einer geringen Truppen-Zahl entgegen. Bei dem Orte Albuera kam es zu einer blutigen, aber nicht entscheidenden Schlacht, in der von beiden Seiten viele Menschen fielen. Die Engländer zogen sich unverrichteter Sache wieder nach der portugiesischen Grenze zurück; unsere Truppen behaupteten ihre Positionen, so wie Andalusien, und setzten die Belagerung von Cadix fort. Unsere Ulanen hatten in dieser Schlacht an 200 Pferde — alle englisirt und von brauner Farbe — erbeutet, und konnten nun auf englischen Wettrennern reiten.

Zu eben dieser Zeit wurde unser 1. Bataillon nach Sevilla commandiert, um da die Garnison zu verstärken. Nachdem es dort nur kurze Zeit geblieben, wurde es auf dem Rückwege nach Grenada bei dem Orte Moro von vielen Tausend Guerillas in den Bergen in einem tiefen Defilée überfallen, und das unverhoffterweise. Die Compagnie, welche die Avant-Garde bildete, konnte keinen dauernden Widerstand leisten und wurde mit ihrem Capitain gefangen genommen. Jedoch der Obrist, Lieutenant und Commandeur des Bataillons Jasiński verlor die Geistesgegenwart nicht, formierte schnell sein Bataillon und griff die Spanier muthig an. Leider aber sollte es ihm nicht gelingen. Von sieben Gewehrkugeln auf einmal durchbohrt,

---

\*) Die Schlacht bei Albuera.

\*\*) Die Schlacht bei Moro.



fiel er im Angesichte seines Bataillons zu Boden. Viele Offiziere und Gemeinen hatten ein gleiches Schicksal. So kehrte das Bataillon, geschwächt, fast  $\frac{1}{3}$  seiner Anzahl, und seines braven Commandeurs beraubt, in Betrübniss nach Grenada zurück.

Es wurde wieder eine grosse Abtheilung von unserem Corps commandiert, an 1500 Mann Infanterie und 200 Mann Kavallerie, worunter auch ich mit einem Capitain von unserm Regiment, um die bei Fiumgirola Gefangenen Engländer und die bei Basa gefangenen Spanier von Grenada bis Manzanares jenseits der Sierra Morena zu escortiren. Wir richteten unseren Auftrag aus, doch waren uns an 28 spanische Officiers und an 200 Mann wegelaufen. Auf unserem Rückwege hatten wir in Andujar Rasttag. Hier liess der daselbst commandierende französische General der Cavallerie Blondeau 4 Briganten hängen; sie mussten selbst die Steilen zum Galgen eingraben, und einer den andern aufhängen; der letzte ein Lahmer der nicht so viel verschuldet hatte, wurde begnadigt, machte sich aber, so lahm er war, geschwind aus dem Staube. Wir marschierten sodann nach Grenada zurück.

Die Guerrillas-Banden vermehrten sich überall; zu Tausenden wuchs ihre Zahl an; sie beunruhigten unser Hauptquartier in Grenada von allen 4 Himmelsgegenden und erdreisteten sich bis auf 2 Meilen von Grenada vorzurücken. Daher beschloss unser General en Chef, nach jeder Himmelsgegend eine Colonne mobile zu errichten; jede sollte 2 Meilen von dem Hauptquartier ihr Standquartier haben, die Guerillas beobachten, verfolgen und zu vernichten suchen, damit das Hauptquartier von allen Seiten Ruhe hätte. Die Colonne mobile du midi wurde aus einer Compagnie Voltigeurs und einer Compagnie Füsiliers von unserm Bataillon gebildet; ich befand mich in den Voltigeurs; wir marschierten nach dem 2 Meilen von Grenada entfernten



Städtchen Alhendin, wo der Obrist vom 12. französischen Dragoner Regiment Merlé mit 100 Pferden unserer Ankunft harrete, und das Commando über diese Colonne übernahm.

Ich verliess Grenada, offenherzig gesagt, ungerne, und in der Vorempfindung eines Unglücks; ich begab mich deshalb zum Obristen und bat ihn, mich in eine andere Compagnie zu versetzen, da ich beständig nur auf Commandos geschickt werde. Der Obrist meinte: dass dies mir nur zur Ehre gereiche, dass man mir immer abgesonderte Commandos anvertraue; er könne mir meinen Wunsch nicht gewähren, da die übrigen 4 Officiere in den Compagnien kein Französisch verständen; ich musste schon desswegen bei dieser Colonne bleiben, um mich mit dem Obristen in allen Fällen zu verständigen.

Von dem Städtchen Alhendin aus, machten wir öfters Patrouillen gegen die Küsten des mittelländischen Meeres zu, welche 11 Leguas von Alhendin entlegen waren, um das Andringen der Briganten von der Südseite gegen Grenada zu verhindern; fast zweimal wöchentlich brachen wir gegen die Feinde auf, gingen ihnen über el Pahul bis Lanjaron 3 Meilen weit entgegen; sie ergriffen aber jedesmal die Flucht, und empfingen uns in den engen Wegen, in den Thälern, auf den vor uns gelegenen Anhöhen mit Feuern; näherten wir uns, so gaben sie Feuer, flohen auf eine dem Wege zunächst liegende Anhöhe und erwarteten uns dort wieder mit Kugeln. So verwundeten sie uns viele Mannschaften, und wir kamen nie zum Zweck, sie einzuholen. Unweit Lanjaron in einem Defilée, das wir passieren mussten, hatten sie eine 24-pfündige Kanone hingebracht, allein bei unserem Annähern war sie schon vernagelt. Wozu hatten sie diese Kanone dahin gebracht, und was hätte sie ihnen genützt? Ohne Laffette und Räder lag sie auf einem Steine mit der Mündung etwas erhaben; die



Handgeräthe, so wie die Munition waren vorher verbrannt. Wir liessen sie ruhig liegen und verfolgten die Feinde bis Lanjaron. Hier bezogen wir ein Lager, und kehrten den andern Tag wieder nach Alhendin zurück; allein während unseres Rückmarsches waren die Briganten schon wieder zu Tausenden vor uns auf den Seiten, auf den Anhöhen postiert, liessen uns einen beständigen Kugelregen passieren, und begleiteten uns so bis zum Sonnenuntergang bis auf eine halbe Meile von Alhendin. Ihre Manöver waren täuschend; sie stellten ihre Leute in einem Gliede und das noch einzeln; so besetzten sie eine ziemliche Strecke Berge und Felsen, um uns glauben zu machen, dass ihrer viele seien. Es waren meistens Bauern auf Eseln und Maulthieren; sie kamen auch herunter bis an den Fuss der Berge; ritten aber ein paar Dragoner los, so liefen sie auf die Berge hinauf, wo ihnen der Kavallerist nicht weiter folgen konnte, feuerten und schimpften auf die Unsrigen in einem fort, da man ihnen nichts anhaben konnte. So marschierten wir unseren Weg weiter bis nach Alhendin.

Die Spanier verstärkten ihre Streitkräfte von der Seeküste her, besonders in den hohen Gebirgen der Sierra de Alpujares von Tag zu Tag mehr; sie näherten sich unserem Hauptquartier und wurden wiederum sehr kühn; nach einigen kleinen über uns errungenen Vorthellen drangen sie bis dicht an unsere Vorposten bei Alhendin vor. Diese zusammengelaufene Truppe, meistens Bauern u. d. belief sich schon auf 8000 Mann; das noch nie im Feuer gewesene Infanterie-Regiment de Cuenca, ordentlich militairisch gekleidet, mit Helmen versehen, gut armiert, stand unter dem Commando des Grafen und Grande von Spanien Conde de Montijo, und des Alkalden von Ontivar.

---

\*) Die Schlacht bei Lanjaron.



Diesen immer ansehnlicher werdenden Streitkräften beschloss der Obrist Merlé wiederum entgegen, zu gehen, um das Hauptquartier in Grenada von Ueberfällen zu sichern. Den 19ten August 1811 brach unsere ganze Colonne mobile von Alhendrin auf, ungefähr 230 Mann Infanterie und 100 Pferde stark. Der Marsch ging wieder über el Pahul, Turcal el Puente de Tableta bis Lanjaron; hier machten wir Nachtquartier. Von den Einwohnern wurden wir auf das Beste empfangen, und fanden keinen Feind, allein dies war Alles, wie es sich bald zeigte, nur Blendwerk, denn die Spanier hatten sich in die hohen Berge zurückgezogen, und wollten uns nur eine Schlinge legen. Den Abend brachten wir, wie gewöhnlich, bei unserem Obristen zu, wo das gesammte Officiercorps gemeinschaftlichen Tisch hatte, zu welchem Behufe unsere Rationen abgegeben wurden. Noch bei Tische sitzend, es mochte wohl schon gegen Mitternacht sein, hörten wir plötzlich schiessen, sowohl in der Ferne bei den Vorposten, als auch schon auf manchen Strassen. Man schlug Generalmarsch, und wir sammelten uns eiligst auf den Markt. Die in den Bergen zahlreich im Hinterhalte liegenden Briganten hatten sich in Menge unseren Vorposten genähert, die aber gute Wacht gehalten hatten, und sich standhaft wehrten. Wir bivouaquirten unter dem Gewehr auf dem Markte und verstärkten unsere Vorposten, die den Andrang der Spanier abhielten. Die Einwohner der Stadt, wie es gemeiniglich der Fall war, sollten gemeinschaftliche Sache mit den Briganten machen; aber obgleich das Feuern auf einigen Strassen die ganze Nacht hindurch ging, so verhielten sie sich ruhig. Die Briganten feuerten blindlings, um mehr Lärm zu machen, und uns in grösserer Bestürzung und Furcht zu erhalten. Sobald es Tag wurde, hatten sich die Briganten in die Berge verkrochen. Wohl unterrichtet

---

\*) Zweite Schlacht bei Lanjaron.



von der grossen Ueberzahl der Feinde, waren wir unschlüssig, ob wir bis an die noch 9 Leguas entfernte Seeküste vorwärts gehen sollten, oder nicht. Die Officiere alle riefen, es sei besser nach Alhendin zurück zu gehen, aber der Oberst hielt sich an die Ordre des Generals en Chef, dass unsere Colonne bis Motril an die Seeküste vordringen sollte, wo der General Godinot von Almeria aus längs der Seeküste mit Truppen zu uns stossen würde, um die Spanier in Gemeinschaft anzugreifen. Wir setzten uns also in Marsch, und legten diesen Weg an der Seeküste über hohe fast unübersteigbare Berge, Felsen und Schluchten in der grössten Hitze in einem Tage zurück. Beim Herausmarschieren aus Lanjaron, wurden wir schon von den Briganten in den rechts und links vor uns liegenden Bergen mit Kugeln empfangen; ihre Zahl vermehrte sich immer; sie steckten bloss ihre Köpfe aus den Felsen hervor, feuerten auf uns, ergriffen eiligst die Flucht, und postierten sich wieder auf Anhöhen, wo sie ihr Spiel von Neuem begannen. So begleiteten sie uns den ganzen Weg; wir hatten etliche Todte und mehrere Verwundete, die gewiss ein Opfer dieser Barbaren wurden. Denn, da wir in diesen Gebirgen und schmalen Wegen keine Mittel hatten sie mitzunehmen, da ein jeder mit sich zu thun hatte, um nur fortzukommen, so wurden die Unglücklichen ihrem Schicksale überlassen. Nachdem wir noch einen kleinen Fluss bei Pinos el Bahie, in der hohen Bergkette, die sich von diesem Orte bis Motril erstreckt, passiert hatten, setzten wir unseren Marsch nach Motril fort, wo wir des Abends, wie ich oben bemerkt habe, anlangten. Erst in der Ebene vor dieser Stadt, hatten uns unsere treuen Begleiter verlassen, und nahmen nun auf den Gipfeln dieser Berge rings um die Stadt herum, ihre Position ein. Motril, ein ziemliches Städtchen mit 7—8000 Einwohnern, eine kleine halbe Viertelmeile von der Seeküste ab, ist nicht befestigt; vor



der Stadt auf der Strasse von Grenada liegt eine Kirche ohne anderer Nebengebäude. In der fruchtbaren Ebene rings um die Stadt wird viel Reis, Baumwolle, Safran, Zitronen, Orangen, Wein, Rosinen, Datteln, Melonen, Arbusen, türkischer Weizen (Mais) gewonnen. Eben wollten wir unsere Soldaten in die Kaserne einquartieren, wo im vorigen Jahre unser 7tes polnisches Regiment fast ein halbes Jahr gestanden hatte, und es sollten Lebensmittel von den Einwohnern verabfolgt werden, als plötzlich mit einbrechender Nacht die Guerillas zu Tausenden bis dicht vor die Stadt aus ihren Schlupfwinkeln hervor kamen. Der Obrist nahm die Hälfte der Cavallerie, die Compagnie der Voltigeurs, und die Compagnie der Füsiliere, liess die andere Hälfte der Cavallerie auf dem Markte unter dem Gewehre stehen und ging den Feinden auf dem Wege nach Grenada zu, woher wir gekommen waren, entgegen. Ungeachtet der grossen Uebersahl und der Dunkelheit warf er die Briganten zurück, und hielt sie auf der Strasse lange Zeit im Zaume. Indessen flohen auch die Einwohner aus der Stadt zu Pferde, auf Maulthieren und zu Fuss in die Berge, die Cavallerie von uns verfolgte die Fliehenden, denn sie glaubten in der Dunkelheit, dass es Briganten seien, viele wurden niedergemacht, unter andern auch der Sohn des Alkalden von Motril. Man nahm ihm 4000 spanische Franken (Picettas) ab, was die Wuth der Feinde noch steigerte. Es war freilich von den französischen Dragonern nicht gut gethan mit einem unbewaffneten Menschen, der bloss das Seinige retten wollte, so zu verfahren; allein wer konnte in der finsternen Nacht seinen Gegner erkennen, zumal er noch zu Pferde war, und eiligst zu den Seinigen nach den Bergen zu floh. Wir Officiere von der Infanterie hatten diesen Unfall beinahe mit unseren Blute bezahlen müssen, wie meine Leser weiter unten sehen werden.

Spät in der Nacht näherte sich der Obrist mit seiner



Abtheilung der Stadt, kam aber nicht zu uns auf den Markt, sondern schickte einen Wachtmeister an den Capitain mit dem Befehl, ihm nach Verlauf einer Stunde auf dem Fusse zu folgen. Denn er hatte Nachricht, dass der General Godinot (wie schon oben bemerkt ist) im Anmarsche von Almeria aus mit seinen Truppen sei, um sich mit uns zu vereinigen, und gemeinschaftlich wider die Insurgenten unter dem Conde de Montijo an der Südküste des Meeres zu wirken. Darum setzte der Obrist seinen Marsch mit seiner Abtheilung auf der Strasse nach Almeria längs der Seeküste fort, ohne uns zu erwarten. Eine Meile hinter der Stadt wollte er Position auf einem hohen allein stehendem Berge nehmen, wo wir ihn treffen würden.

Dem zu Folge verliessen wir die Stadt in einer Stunde und folgten dem Obristen. Eine starke halbe Meile hinter der Stadt in einem Olivenwalde trafen wir zwei Wege an, wovon der eine links, der andere rechts abging. Wir hatten unglücklicher Weise keinen Boten mitgenommen; ein kleiner Regen und die Dunkelheit der Nacht verhinderten uns die Spur zu sehen, welchen Weg der Obrist eingeschlagen hatte. Die Soldaten glaubten im Sande die Spuren von Pferden zu finden, allein diese konnten auch von den Spaniern herrühren. Nun war guter Rath theuer. Wir beobachteten eine Zeit lang die grösste Stille, ob wir vielleicht etwas von den Unsrigen hören könnten; aber wir vernahmen nur von Weitem her das Zurufen der Spanier. Wir beschlossen dennoch, uns auf Gerathewohl verlassend, den Weg rechts einzuschlagen, und marschierten auf demselben in grösster Dunkelheit und Stille, ohne eine lebendige Seele anzutreffen, wohl eine gute Meile fort. Links vom Wege waren Anhöhen. Eine derselben, die steil und ziemlich erhoben einzeln da lag, erklommen wir bis zum höchsten Gipfel, stellten unsere Vorposten am Fusse derselben rings herum aus, und bivouaquirten so die Nacht über, in steter



Ungewissheit den Morgen erwartend. Unsere Soldaten waren aufs Aeusserste ermattet, theils durch die vorhergehenden Märsche, die ihnen schon die dritte Nacht Ruhe und Schlaf raubten, theils durch die ausserordentliche Hitze, die am Tage bis auf 35° stieg, endlich durch den Mangel an Lebensmitteln und Wasser, da wir schon 2 Tage hindurch nichts gegessen und getrunken hatten. In der Dunkelheit stiegen sie den Berg hinab, und pflückten unreife Weintrauben, deren Saft sie mit den Zähnen ausquetschten, um sich den Durst zu stillen. Sie waren so erschlaft, dass keiner den Mund aufthat; wo war ihre Heiterkeit geblieben? Das Klima ist hier so veränderlich, am Tage die grösste Hitze, und die Nächte so kühl, dass der Soldat es kaum unter seinem Mantel aushalten kann; dies macht die Nähe des Meeres und der Felsen, die vor uns nach der Morgen-  
seite zu lagen. An Feueranmachen war hier nicht zu denken; fürs erste war kein Holz da, und dann hätten uns auch die Spanier entdeckt.

Das verursachte uns in unserer Lage den geringsten Kummer; aber wo sich unser Obrist mit der anderen Hälfte der Colonne befinde, ob er vor uns, oder seitwärts, oder gar noch hinter uns sei, dies beunruhigte uns sehr. Endlich brach der so sehnlichst erwünschte Tag ein. Viele Anhöhen lagen uns zu allen Seiten, und die Seeküste war nicht fern. Um den Obristen mit seiner Abtheilung ausfindig zu machen, schickten wir nach allen Seiten Decouverts aus, die wohl an 2 Stunden in den Bergen herumirrten. Endlich begegneten sie eine Decouverte von 4 Dragonern, die vom Obristen ausgeschickt war, um uns aufzusuchen. Beide Decouverts stiessen mit Freuden zu uns. Die Dragoner brachten uns den Befehl vom Obristen, dass unsere Hälfte der Colonne sogleich nach Motril zurückgehen sollte, um den Feind aus der Stadt und aus allen seinen eingenommenen Positionen zu vertreiben. Wir brachen dann auch



sogleich auf, und kehrten den nämlichen Weg zurück. Bei unserer Annäherung flohen Alle aus der Stadt auf die hohen Berge, wo sie Positionen fassten und uns mit fürchterlichem Geschrei und Schimpfworten begrüßten.

Ich wurde demnach mit 50 Mann commandiert, die Feinde, die rechts und links auf der Strasse von Grenada lagen, zu vertreiben. Bei der Capelle oder Kirche, die, wie oben bemerkt, am Wege lag, nahm ich meine Position und musste mich lange mit Feuern vertheidigen. Endlich kam ein vom Capitain abgeschickter Wachtmeister mit dem Befehl, das wir sogleich zurückkommen und uns ihm anschliessen sollten.

Diese Bestimmung des Obersten wurde für uns verhängnissvoll. Wäre er vielmehr zu uns gestossen, jetzt wo wir noch die Strasse von Grenada inne hatten und die Truppen der Spanier noch nicht en Masse vereinigt waren, so hätten wir uns mit den Bajonett durchschlagen können. Aber indem der Obrist uns dahin zurück rief, wo wir die Nacht vorher bivouaquirt hatten, konnten die Spanier ihre ganzen Streitkräfte auf einen Punkt vereinigen und die Strasse besetzen, so dass wir von Grenada gänzlich abgeschnitten waren.

Unser Obrist rechnete nämlich mit Gewissheit auf baldige Anlangung der Colonne mobile, die von Almeria herkommen sollte, und glaubte es noch besser zu machen, wenn er dieser Colonne entgegen ginge. Daher erhielten wir die Ordre, uns schleunigst an ihn anzuschliessen. Wir setzten uns also in Marsch und bei dem Berge vorbei, wo wir die vorhergehende Nacht bivouaquier hatten, und trafen den Obrist mit dem Rest der Colonne etwa 2 Meilen hinter Motril auf hohen Bergen an, schon im stärksten Tirailleur-Feuer mit den Spaniern begriffen, die auf einer andern Seite aus den hohen Gebirgen debouchirt waren; es waren reguläre Truppen. Ich wurde so gleich mit 30 Mann com-



mandiert, die linke Flanke der Colonne zu decken; die Voltigeurs waren noch weiter links mit den Spaniern im schärfsten Feuer begriffen. Wir passierten ein tiefes Défilée; unsere Voltigeurs hielten die heranrückenden Spanier und ihre Tirailleurs standhaft ab; dennoch hatten wir einige Todte und mehrere Verwundete. Unser Obrist wurde allmählig zweifelhaft, ob wir die Colonne mobile, die von Almeria herkommen sollte, antreffen würden. Also setzten wir unseren Marsch bis zum Dorfe Gualcho fort. Hier vor dem Dorfe erblickten wir in einer Ebene starke Truppenkolonnen, die auszuruhen schienen. Als sie uns gewahr wurden, ergriffen sie schleunigst ihre Gewehre und setzten sich en Colonne. Da sie gleich gekleidet, mit Helmen und weissem Lederwerk versehen waren, (es war das Regiment von Cuenca) so glaubten wir allgemein, dass es die Colonne mobile von Almeria sei. Der Obrist schickte deshalb einen Offizier und 25 Dragoner zur Recognoscirung ab. Kaum aber hatten sich diese entfernt, so gab die Colonne schon Feuer auf die Unsrigen. Die Dragoner kehrten sogleich zurück, nachdem dem Offizier das Pferd erschossen war.

Der Obrist sah es jetzt ein, dass wir rings um von Feinden in überlegener Zahl eingeschlossen waren. Zu unserer Linken hatten wir das nahe Meer. Unter diesen Umständen berathschlagte der Obrist mit allen Offizieren, was nun zu beginnen sei. Einstimmig wurde erklärt, nach Motril zurückzumarschieren, den Feind der die Anhöhen, welche die Strasse von Grenada decken, und diese selbst stark besetzt hatte, aus seinen Positionen zu werfen, und den Rückmarsch nach Alhendin anzutreten.

Demnach begannen wir unseren Rückmarsch, auf dem nämlichen Wege. Dieser schlängelte sich zwischen Bergen fort, und war so schmal, dass nur 2 bis 3 Mann neben einander marschieren konnten. Viele Truppen und bewaffnete



Bauern waren uns von Motril her gefolgt, aber immer vom Weiten; jetzt da sie sahen, dass wir zurückgingen, fingen sie an uns zu verfolgen. Hinten die feindlichen Colonnen von Gualcho, auf der rechten Seite andere reguläre Truppen, vor und neben uns die Guerillas, so mussten wir unter beständigem Feuern und Kugelregen unsere Retirade fortsetzen. Wir hatten nicht einmal Zeit unsere Tirailleurs auszustellen, so dicht und schnell kamen sie uns auf den Hals. Die Spitze unserer Colonne marschierte schnell vorwärts; trotz des Andranges und der Uebermacht hielten sich unsere freiwillig ausgetretenen Tirailleurs sehr brav. Wir marschierten im grössten Stillschweigen, Todte und Verwundete blieben liegen; wer konnte ihnen in diesem Wirrwarr helfen? Das Défilée, welches wir wieder passieren mussten, war vollgepfropft von Bauern; der Durchgang kostete uns viele Todte und Verwundete; es war schrecklich den Sterbenden die letzte Hülfe, um die sie ihre Kameraden flehten, versagen zu müssen; hier hatte sich ein jeder selbst zu retten, einem jedem stand das nämliche Schicksal vor Augen. So wie wir die Ebene von Motril erreicht hatten, so blieben unsere Verfolger alle in den Bergen zurück, nur von Weitem beunruhigten sie uns noch. Denn die Ebene lieben sie durchaus nicht, wo unsere gute Infanterie sie jedesmal zu Paaren trieb. Daher agirten sie nur in den Verstecken der Felsen und Schluchten, führten auch keine Kavallerie mit sich, ausser einigen wohlhabeneren Guerillas, die auf Maulthieren und Eseln ritten. So gelangten wir bis eine gute halbe Meile vor Motril. Traurig sah es mit uns aus. Unsere Colonne war sehr geschmolzen. Die Hälfte der noch lebenden hatte keine Patronen mehr. Der Soldat war halb verhungert und todesmatt von der lange entbehrten Ruhe, und der schrecklichen Hitze. Ich selbst hatte seit drei Tagen nichts genossen, als eine Kruste Brot mit Wasser, denn Wein war nicht zu haben. Der Schlaf war aber



mächtiger als der Hunger, denn vor Hitze konnte man nichts essen; aber der Durst quälte uns schrecklich.

In diesem Zustande erfuhren wir, dass der Conde de Montijo mit seiner Division regulären Truppen, an 4000 Mann stark, und der Alkalde von Ontivar mit seiner an 900 Mann starken Guerrillas Bande angelangt sei. Sie waren in Schlachtordnung rechts von der Stadt ab und quer über die grosse Strasse von Grenada aufgestellt, und die Menge der bewaffneten Bauern oder der wahren Söhne des Vaterlandes (*los hijos verdaderos de la patria*) lagen auf allen Seiten in den Gärten, im Olivenwalde, in den Maisfeldern u. s. w. im Hinterhalte.

Unser kleines Corps nahm seine Position folgendermaassen. Hinter einem Olivenwalde stand unsere Infanterie quer über den Weg nach Motril zu en ligne, unsere wenige Kavallerie vor uns, im Rücken war die Seeküste an 300 Schritt von uns entfernt, wo ein englisch-spanischer Corsair mit 12 Kanonen vor Anker lag; zur linken hatten wir die Stadt Motril. Die ganze Hauptmasse der Spanier, wenigstens an 6000 Mann, stand uns gegenüber, und die Strasse von Motril nach Grenada, war von ihnen besetzt, und für uns abgeschnitten.

In dieser traurigen Lage und Stellung befanden wir uns gegen Abend, am 21ten August 1811. Es blieb uns nichts mehr übrig, als das Aeusserste zu wagen. Zu dem Ende wurde einstimmig beschlossen, mit dem Bajonett auf den Feind loszugehen und uns durchzuschlagen. Der Obrist selbst war dafür. Es wurde dennoch ein Officier von unseren Voltigeurs mit 30 Mann, und ich mit anderen 30 Mann commandiert im Tirailiren vorzugehen; der Erstere sollte die linke und ich die rechte Flanke der Colonne decken, und immer die Richtung derselben halten. So begann der

---

\*) Die Schlacht bei Motril am 21. August 1811.



Marsch der Collonne. Als ich mit meinen Tirailleurs einen reissenden Bach durchwatet hatte, kam noch der Adjutant Major des Dragonerregiments schnell an mich herangeritten, mit dem Auftrage vom Obristen, gerade auf die feindliche Colonne los zu gehen; die Cavallerie würde eine Charge machen; wenn der Feind geworfen sei, solle ich die Strasse von Grenada zu gewinnen suchen, und mich bei der Capelle, die an dieser Strasse liegt, an den Obristen anschliessen. Während ich nun im grössten Tirraillieurfeuer mit meiner Abtheilung begriffen war, wobei mancher Mann fiel, näherte sich unsere Colonne so weit der feindlichen, dass der Angriff erfolgen konnte. Der Obrist, keinen Augenblick mehr versäumend, machte, nachdem er seine wenige Cavallerie en Bataille aufgestellt, eine so kühne und schnelle Charge gegen die feindliche Cavallerie, dass diese von den Unsrigen überritten wurde; das Handgemenge war kurz aber lebhaft. Alles vor sich her über den Haufen werfend, sprengte der Obrist im grössten Galopp zwischen der feindlichen Cavallerie und Infanterie, die auf ihn ein mörderisches Feuer gab, pfeilschnell hindurch, und gewann so die grosse Strasse von Grenada. Hier setzte er seinen Marsch mit Schnelligkeit fort, ohne dass ihm die Spanier folgen konnten, schlug sich dann zwischen den letzten Anhöhen auch durch, erlitt noch einen grossen Verlust an Menschen, besonders beim Defilée, und kam mit nur 50 Pferden glücklich in Grenada an.

Wir stützten nicht wenig, als der Obrist, bei der Charge, wo er Alles über den Haufen warf, nicht der feindlichen Infanterie in den Rücken fiel, vielleicht hätte er sie versprängt; aber aus der ungeheueren Staubwolke die ihm folgte, konnten wir schliessen, dass er uns im Stiche gelassen und sich geradesweges nach Grenada zugewendet habe.

So standen wir denn verlassen in einer Ebene, gegen die starke Uebermacht der Feinde durch keine Cavallerie



geschützt; ein Glück war es noch für den Augenblick, dass die Spanier keine Kanonen mit sich führten. Also schlossen sich unsere Tirailleurs an den Rest unserer kleinen Colonne an, und wir zogen uns auf eine Anhöhe zurück, die zu unserer linken lag. Hierher verfolgten uns die Spanier von allen Seiten; mit Gewalt drangen sie auf uns ein, als sie sahen, dass unser so wenige waren, und dass sie uns in der Schlinge hatten. Es blieb uns nichts übrig, als uns nach der Seeküste zurück zu ziehen. Hier befand sich dicht an der Küste ein altes weitläufiges Gemäure von einem alten Schlosse oder sonst von einem Küstenfort; in diesem wollten wir uns festsetzen. Aber es war eine ziemliche Strecke bis dahin, und wir mussten eine Menge Reiss- und türkische Weizenfelder, welche die Feinde durch künstliche Wasserleitungen überschwemmt hatten passieren. Das Erdreich war dadurch so erweicht, dass wir bis an die Kniee in dem Schlamm einsanken und beinahe stecken blieben. Dazu war der mannshohe türkische Weizen voll bewaffneter Bauern, die bei unserer Annäherung auf uns feuerten. Nachdem wir uns so von allen Seiten, wie wilde Enten beschossen der Seeküste genähert hatten, nahm noch der nicht weit vom Strande vor Anker liegende Corsair die Gelegenheit wahr, und schickte uns eine Ladung Kartätschen in die linke Flanke. Nicht weit von dem alten Gemäuer holte uns die feindliche Kavallerie ein; in einem Augenblick waren wir von Tausenden von Bauern u. d. umringt; das Morden und Plündern ging los, und auf Gnade und Ungnade mussten wir uns diesen Barbaren ergeben. Wer noch Waffen in der Hand hatte, den ermordeten diese wahren Kinder des Vaterlandes. Bis aufs Hemde zogen sie uns aus; mir selbst zogen sie die Stiefeln und den Frak mit Epauletten und Ringkragen vom Leibe. Mit Schlägen, Stichen und allerhand Misshandlungen behandelten sie uns, und wir würden wohl ein Opfer ihrer Grausamkeit gewor-



den sein (mein Reitpferd mit sammt den Mantelsäcken war schon weg), wenn nicht noch zur rechten Zeit durch die Vorsehung Gottes ein Officier oder Adjutant des Conde de Montijo angekommen wäre. Hoch empor hielt er seinen blanken Säbel, und mit fürchterlicher Stimme brachte er die Barbaren von ihrer Wuth ab. Seine erste Frage an uns war französisch: *Etes-vous Français ou Polonais*. Ich, der Nächste, gab ihm zur Antwort: *Non, Monsieur, nous sommes des Polonais!* Worauf er von Neuem fragte: *Qui parle allemand de vous?* Ich antwortete ihm auf deutsch, dass ich der einzige Officier sei, welcher deutsch spreche. Er war ein Schweizer von Geburt in spanischen Diensten, sprach mit mir auf das Freundschaftlichste in deutscher Sprache, liess uns Officiere und Soldaten zusammenkommen, jagte die böse gewordenen Bauern und Plünderer bei Seite und führte uns so im Triumph als Kriegsgefangene dem Conde de Montijo vor, der von seiner Colonne zu Pferde, uns mit ächt spanischer Grandesa, und mit majestätischem Stolz empfing. Seine erste Anrede an uns war, halb in spanischer und halb in französischer Sprache etwa folgende: *Meine Herrn Officiere, jetzo Kriegsgefangene! Wie ich sehe, so sind sie von Truppen, die man als regulaire betrachten kann. Ueberschreitet der gemeine Soldat die Rechte des Krieges, und übt selbst Grausamkeiten aus, so ist dies lediglich die Schuld der Officiere, die dieselben commandieren. Sie haben noch gestern Abend viele unschuldige Einwohner von Motril, und sogar den Sohn des Alkalden niederhauen lassen. Indem dieser junge Mann keine Waffen wider Sie geführt hatte, so ist er unschuldiger Weise blos durch Ihre schlechte Befehle und Mannszucht gefallen; ich werde nun ein Gleiches mit Gleichen vergelten; Sie, meine Herrn, haben alle den Tod verdient. — Wir entgegneten ihm, dass es allerdings höchst Unrecht sei, Wehrlose niederzumachen, allein es sei nicht unsere Schuld.*



Wir fünf Officiere seien von der Infanterie; die Cavallerie aber habe die fliehenden Einwohner in der Dunkelheit eingeholt, und niedergemacht; wir seien in der Stadt auf dem Markte gewesen, während das Unglück eine halbe Legua weit hinter der Stadt schon in den Bergen geschah. Der Conde nahm dieses nicht ungnädig auf, erklärte selbst einzusehen, dass lediglich die Cavallerie daran Schuld sei, und wünschte nur einen davon lebendig zu haben, der sollte ihm dafür büssen; aber unglücklicher Weise seien sie alle entkommen, oder hätten den Tod gefunden. Darauf that er noch mancherlei Fragen an uns, und schloss damit, dass wir nach Spanien gekommen wären, um zu plündern und zu rauben u. d. m. Dann rangierte er seine Truppen in zwei lange Glieder, die Gesichter einander zugekehrt, mit einem Zwischenraum von 10 Schritten; wir mussten uns gleichfalls in zwei Glieder formieren, wir Officiere voran, und so zwischen den beiden Gliedern der Spanier durchmarschieren, wobei uns anbefohlen wurde, die Hände auf unsere Köpfe zu halten (*los manos sobre la cabeza*). Dazu wurde getrommelt, und der Conde liess viele Vivats rufen als: Viva! el Rey Fernando. (Es lebe der König Ferdinand). Viva! la patria, Viva! la religion. (Es lebe das Vaterland! es lebe die Religion!) wobei die Mützen hoch in die Höhe geworfen wurden. Diese Ceremonie, die noch bei den Spaniern gebräuchlich ist, mag wohl noch ein Ueberbleibsel von den Römern sein, wo die Gefangenen unter einem Galgen oder einem Joch vor den Siegern vorbeimarschieren mussten.

Darauf wurden wir in die Stadt geführt. Die Soldaten, deren Zahl mit den Unteroffizieren sich noch auf 132 belaufen mochte, wurden auf einen Kirchhof, der bei einem Kloster hinter der Stadt lag und mit einer hohen Mauer umgeben war, auf die Nacht wie das Vieh hineingetrieben, worauf die Eingänge verschlossen und Schild-



wachen herumgestellt wurden. Wir fünf gefangene Officiere worunter 2 Capitains, und drei Oberlieutenants waren (denn schon zu Ende 1810 avancierte ich zum Oberlieutenant) wurden in einer Kaserne auf dem Corridor einquartiert; eine Schildwache bewachte uns am Eingange, und eine zweite unten im Hofe, auch im Innern des Hofes war eine starke Wache. Der Hunger plagte uns nicht wenig; nicht das geringste an Lebensmitteln, nicht einmal ein Stückchen Brod wurde uns verabreicht, Wasser blos auf unsere Bitten. Wir hatten Alles verloren; sogar die Bekleidung, die wir auf dem Leibe hatten, wurde uns nicht gelassen, Montierung, Stiefeln, alles mussten wir abgeben. Warme Speise hatten wir seit 4 Tagen nicht genossen; und wer noch wirklich einen Groschen bei sich hatte, konnte sich nichts dafür kaufen, denn wer konnte es den Spaniern offenbaren, dass man noch einen Groschen Geld hatte, sie hätten dann gleich vom Neuen geplündert. Der Sergeant von der Wache verschloss die Thüre, indem er uns eine gute Nacht und angenehme Ruhe wünschte, und ging seiner Wege. Wir waren durch das unaufhörliche Hin- und Hermarschieren, durch die Hitze und durch den Mangel an Schlaf seit 3 Nächten so ermüdet und ermattet, dass uns die Ziegel auf dem Corridor, wie die besten Federbetten erquickten, denn wir schliefen Alle sehr fest und süß bis zum andern Morgen um 7 Uhr. Hunger und Durst kann man eher eine Zeitlang aushalten, aber wenn einen der Schlaf überwältigt, so ist es unmöglich diesem Bedürfnisse der Natur zu widerstehen.

Als der Sergeant die Thüre des Morgens öffnete, mussten wir ihm auf den Hof folgen; eine Bedeckung von 8 Mann nahm uns in Empfang, und führte uns ins Lager der Spanier, welches ihre gesammten Truppen hinter der Stadt bezogen hatte. Hier wurden wir nochmal dem Conde de Montijo vorgestellt. Dieser empfing uns sehr freundlich,



bot uns einen guten Morgen, that an uns noch besondere Fragen, wo der Feldmarschall Soult, und unsere Armee stände, liess jedem ein Gläschen Brandtwein geben, und wünschte uns eine glückliche Reise. Wohin? wusste er selbst nicht, denn seine Pläne auf Grenada gerade zu marschieren, wurden noch an diesem Tage vereitelt. Während wir so vor dem Conde de Montijo standen, fielen mehrere Schüsse in der Gegend, wo wir uns den Tag vorher geschlagen hatten. Bei jedem Schuss sagten die Spanier, dass wieder eine französische oder polnische Seele weniger sei, denn der Conde liess alle Verwundeten, welche die Unsrigen zurückgelassen hatten, erschiessen. Auch der Wachtmeister der Sapeurs von den Dragonern, der den Sohn des Alkalden von Motril niedergehauen hatte, war unter den Todten; ob aber das Geld bei ihm gefunden wurde oder nicht, das haben wir nicht erfahren. Darauf wurden wir nach dem Kirchhofe hingeführt, wo unsere Soldaten die Nacht über zugebracht hatten. Das erste mal bekamen wir hier ein spanisches Lager zu sehen. Die Truppen bestanden aus verschiedenen Waffengattungen und waren verschieden gekleidet; manche hatten sogar französische Dragoner-, Chasseur-, Infanterie-, und polnische Infanterie-Montierungen an; ihre Gewehre standen in gar keiner Ordnung aufgestellt, die Infanterie des Regiments Cuenca war so ziemlich gleich gekleidet, Alle aber hatten Schuhe von Bindfäden (apargates). Die gemischte Cavallerie hatte meistens Schuhe anstatt Stiefel, die Sporen waren an die ledernen Stiefeletten genagelt. Das Corps der eigentlichen Guerillas, welches der Alkalde de Ontivar commandierte, bestand aus freiwilligen Bauern und allerhand zusammengerafftem Volk. Ihre Bewaffnung war eine lange Flinte, eine Patrontasche, die quer über den Bauch angeschnallt war, und ein langes Messer daran. Dazu trugen sie Schuhe von Bindfäden, deren rothe Bänder in vielfältigen Verkreuzungen die nackten



Beine bis auf die höhere Wade bedeckten, kurze Leinwandhosen bis auf die halben Lenden, eine braune Jacke, und eine spitze schwarze Tuchmütze mit einer rothen National-Kokarde. Der Mantel, ein Stück Tuch von 5 Ellen, doppelt zusammengelegt, in der Mitte mit einem vom rothen Kragen umgebenen Loch versehen, durch welches der Kopf gesteckt wird, ohne Aermel, hat viel Aehnlichkeit mit dem Ornate eines Geistlichen. In vielen Haufen sassen die Soldaten um das Feuer herum, rauchten ihre Papiercigarros und assen ihren Reiss mit Stockfisch, denn der ist das Fleisch der spanischen Soldaten; andere spielten die Guitarre, und tanzten in ihren Bindfadenschuhen lustig ihren fandango einher; im Vorbeigehen schimpften sie uns nach ihrer Art aus. Diese sämtlichen Truppen (*las valcintes de la patria*, die Tapfern des Vaterlandes) gewiss an 6000 Mann stark, brachen nun schleunigst auf; die Cavallerie ging voran, die Infanterie folgte mit ihrem elenden Trommel und Pfeifenspiel; Alles zog sich auf der grossen Strasse nach Grenada vorwärts, um den vom Neuen anrückenden Franzosen ein gutes Frühstück zu geben. Wir lassen einstweilen den Conde de Montijo seinen Marsch fortsetzen, und da wir einmal bei unseren Gefangenen am Kirchhofe sind, so wollen wir uns mit dem Schicksal dieser Unglücklichen etwas weiter beschäftigen. Sie waren ganz ihrer Montierungen und übrigen Kleidungsstücke beraubt, ja manche hatten blos das Hemde auf dem Leibe; die meisten hatten abgerissene braune Bauerjacken und kurze Hosen an, und sahen eher einer Räuberbande ähnlich, als regulären Soldaten, die sie noch vor ein paar Tagen waren. Man hatte sie die Nacht über scharf bewacht, auch nicht ein Stückchen Brodt wurde ihnen gegeben, todte Katzen und Steine warf man ihnen aus Groll und Verachtung unter einigem Schimpfen über die Mauer auf die Köpfe. Nachdem wir angekommen, wurden sie aus dem Kirchhofe zu uns her-



ausgetrieben, und wir verweilten hier wohl an 2 Stunden zusammen, während die Einwohner aus der Stadt kamen, um uns recht aus der Nähe zu betrachten. Es war ein Glück für uns, dass wir einen Capitain vom Regimente de Cuenca mit 80 Mann escorte bei uns hatten, sonst würden wir wohl nicht so gut davon gekommen sein. Sie sahen uns wie wilde Menschen an, schimpften und spukten auf uns; sogar mit Messern drohten sie, und äusserten dabei: der General habe sehr Unrecht gethan, uns am Leben zu lassen, es wäre besser gewesen, wenn er uns Alle hätte ermorden lassen, so hätte man keine weitere Mühe mit uns gehabt, und den armen Teufeln selbst wäre dadurch eine Wohlthat widerfahren, sie würden doch ihr Vaterland niemals mehr zu sehen bekommen. Bei diesen Drohungen und Beschimpfungen wäre es wohl nicht geblieben; am Ende wären sie über uns hergefallen, wie dies nicht einer Abtheilung von den Unsrigen in Spanien widerfahren ist. Aber der Capitain machte dem Spiele ein Ende, indem er uns Alle in die Mitte nahm, und sich auf der grossen Strasse nach Grenada zu, dem Conde de Montijo folgend, mit uns in Marsch setzte. Es war am 22. August; die Hitze erreichte gewiss 35°, der Staub wie Asche auf der Landstrasse war unerträglich und zum Ersticken. Wir haben etwa eine Legua marschiert, als man plötzlich Gewehr- und Kanonenfeuer wohl eine halbe Meile vor uns bei dem Dorfe Velle-silio vernahm. Der Capitain stutzte und sagte: Da sind eure Brüder, die uns immer was zu schaffen machen. Was werden wir nun mit euch anfangen? Wir sollen euch durch die höchsten Gebirge quer durch Andalusien und Murcia bis nach Alicante transportieren; ihr werdet unterwegs viel Hunger und Noth ausstehen und gewiss doch sterben; es wäre besser für euch, wenn es der General erlaubte euch todt zu schiessen; mit kaltem Blute würde ich euch eine Wohlthat erzeugen, und eurem traurigen Schicksal ein Ende machen.



Wir Alle zusammengedrängt auf dem Felsen neben dem Wege sitzend, hörten mit gespitzten Ohren die menschenfreundlichen Worte und Vorstellungen des Capitains aber noch mit grösserm Wohlgefallen das Feuern der Unsrigen an; auf Beides mussten wir schweigen, und warteten mit Geduld unser Schicksal ab. Das Feuern wurde immer stärker und näher vernommen. Endlich kam ein spanischer Kavallerist mit dem Befehl von dem Conde de Montijo an unsern Capitain: er solle sogleich mit den Kriegsgefangenen nach Motril zurück gehen und uns auf den im Hafen vor Anker liegenden Corsair transportieren. Wir brachen also gleich auf, und begannen den Rückweg nach Motril nicht im Marsch, sondern im förmlichen Lauf; mit Kolbenstössen trieb man unsere Soldaten zum Laufen an. Gern hätten wir den Marsch verzögert, denn die Unsrigen in starker Zahl hatten die Spanier geschlagen und versprengt, welche sich wie gewöhnlich rechts und links in die hohen Berge flüchteten, denn wir sahen auch nicht einen Mann von ihnen zurückkommen. Die Escorte eilte selbst, damit sie den Franzosen nicht in die Hände fiel. Durch Motril laufend wollten wir gerne Wasser trinken, der Capitain gab es aber nicht zu, so gross war die Eile. In Motril hatten wir wieder vieles zu leiden. Ein alter Bürger mit einer Flinte bat den Capitain um die Erlaubniss unseren Capitain zu erschiessen, er legte schon an, aber der Capitain von der Escorte jagte ihn fort. Dafür wurden wir aber beschimpft und mit Steinen geworfen. So ging's rasch bis an die Seeküste hin. Unser guter, menschenfreundlicher Capitain (er war ein Catalonier von Geburt) wollte noch den beiden Capitains von uns ihre Epauletts, die sie bis dahin conserviert hatten, mit Gewalt wegnehmen, allein wir Officiere stiegen eiligst in die Barque, auf welcher sich einige Matrosen befanden, diese stiessen schnell mit uns vom Ufer ab, und der Capitain konnte uns



nicht mehr folgen um noch was Uebles anzuthun, und sein Begehren wurde vereitelt.

Unsere armen Soldaten wurden auf einen grossen Fischerkahn mit einem Verdeck und mit einem Mastbaum eingeschifft; man trieb sie mit Schlägen und Stössen in das Fahrzeug, welches, indem noch eine Menge Spanier von der Kavallerie sich mit einschiffen wollten, so voll wurde, dass es als überladen, mit dem einem Ende auf dem Sande sitzen blieb, und sich nicht vom Fleck rückte. Die ganze Mannschaft musste also wieder aus dem Kahn heraus, damit er flott und weiter ins Meer gezogen würde, wo es tiefer war. Dann trieb man unsere Soldaten an, sich schleunigst wiederum auf denselben zu setzen, wobei Alle bis an den Bauch im Wasser waten mussten, um an den Kahn zu kommen. Dies ging langsam von Statten, und die Soldaten verzögerten mit Fleiss jeden Augenblick ihrer Einschiffung, denn die französische Streitmacht war ganz nahe; die Kavallerie blies Assemblé und die Infanterie debauchirte schon von den Bergen und erfüllte die grosse Landstrasse von Grenada her mit grossen Staubwolken. Bei diesem Anblick sprangen die spanischen Soldaten und Matrosen aus dem Fischerkahn mit Säbeln und Messern heraus, überfielen die Unsrigen, und stachen vor unsern Augen wohl an 12 Mann nieder, die sich im Sande vor Schmerz herumwälzten; die Uebrigen dies sehend, wichen der Gewalt und begaben sich in Eile auf den Kahn. Der spanische Capitain lieferte alle Gewehre und Patrontaschen in dem Fischerkahn an einen spanischen Unterofficier ab, befahl seinen Leuten sich wieder in den hohen Bergen der Alpujares Gebirge an die Division anzuschliessen, und verschwand auf dem Wege nach Almonaicar. Dies war das Kriegführen in Spanien, was wir jetzt mit Augen sahen. Die Pferde der spanischen Dragoner, die mit in den Fischerkahn gestiegen waren, wurden den Bauern im Felde übergeben, mit dem



Befehl sie gut zu unterhalten; als die Franzosen ankamen, hatte sie der Bauer schon vor den Wagen gespannt und that, als wenn es seine wären.

Als die Barque, auf welcher wir 5 Officiere uns befanden, schon ein Stück vom Lande entfernt war, kam eine andere Barque, mit etwa 6 Matrosen zu uns. Diese stiegen in unsere Barque herüber, grosse Messer in der Hand haltend, wo wir nebeneinander auf einer Bank sassen; ein jeder nahm sich einen vor uns, kniete vor ihm nieder, das Messer in den Zähnen haltend, und revidierten bis aufs Hemde. Alles was wir noch hatten, wie Epaulets, Geld, gute Stiefeln, nahmen sie uns; ich kam noch am Besten dabei weg, denn meine Stiefeln und Epaulets waren mir schon längst genommen. Ein Capitain von uns verweigerte dem Matrosen seine Epoulets zu geben, und erwiderte: Der Feind hat mir sie nicht genommen, der mich gefangen hat, und der hatte doch wohl ein grösseres Recht dazu, als du. Allein der wüthende Matrose hielt ihm das Messer auf der Brust und sagte zu ihm: nur noch ein Wort, so stoss ich dir das Messer in die Brust und, dein Grab wirst du im Meere finden, — und nahm ihm die Epaulets mit Gewalt von den Schultern ab. Auch unsere armen Soldaten wurden noch an demselben Abend auf dem Fischerkahne rein ausgeplündert. — Wir waren schon ein beträchtliches Stück vom Lande abgesegelt, unsere Barque war vom Lande aus zur Rechten, der Corsair mit uns in einer Richtung in der Mitte, und unsere Soldaten auf dem Fischerkahn zur linken Seite; auf dem Meere herrschte die förmlichste Ruhe, als die französische Cavallerie in grosser Zahl mit 4 Feldstücken im vollen Galop an den nähmlichen Fleck anlangte, wo wir vor einer halben Stunde zuvor gestanden hatten. Sie stellten sich enligue pflanzten sogleich die 4 Feldstücke auf, und feuerten auf den Corsair unaufhörlich. Dabei riefen sie uns mit lauter Stimme nach: Allons,



Polonais, braves Camerades, sauvez vous, venez à nous, steckten ihre Bärenmützen auf ihre Säbel und winkten uns zu, uns zu retten, aber vergebens. Der Corsair mit 8 Kanonen am Bord und 60 Mann Equipage, machte ebenfalls ein starkes Feuer aus allen Stücken auf die Franzosen. Wohl eine Stunde dauerte diese Kanonade. Dem Corsair wurde das Aftermast zur grössten Hälfte abgeschossen; als es zu dämmern anfang, zog er die Segel auf, und gewann das hohe Meer. Die Franzosen schickten ihm noch einige Kugeln nach. Wir segelten nun in der Barque dem Corsair immer zur Seite, und verloren mit jedem Augenblick mehr die Franzosen aus der Sicht; bald hörten wir auch keine Stimme mehr nach uns rufen, und die anbrechende Nacht machte Allem ein Ende — wir sollten unsere Kameraden nie wieder sehen. Eine halbe Stunde eher, so würden wir durch sie in Freiheit gesetzt worden sein, oder die Spanier hätten uns alle vorher niedermachen müssen, wie dieses allerdings einigen kleinern Abtheilungen der Unsrigen in ihrer Gefangenschaft widerfahren ist.

Erst am Abend kam der Schiffskapitain auf einer Barque zu uns, nahm uns in die seinige, und sodann am Bord des Corsairs, wo uns einige Speisen und Wein verabreicht wurden, eine grosse Erquickung für uns. Unsere Soldaten blieben auf dem Fischerkahn, und folgten uns; bei stiller Nacht segelten wir fort, die Feuer der Franzosen auf dem Bivouac am Ufer, blieben uns die ganze Nacht hindurch sichtbar.

Wir waren froh wenigstens aus den Händen der Briganten entkommen zu sein; die Ruhe die wir auf dem Schiffe fanden, war freilich nur elend, aber doch besser, als der Transport zu Lande unter den Kolbenstössen, und wer weiss, was uns noch für ein Schicksal dort widerfahren wäre. So waren wir von unseren Cameraden und von Spaniens Boden geschieden, aller unserer Habe beraubt. Wo-



hin es mit uns ging, das wusste weder einer von uns, noch der Schiffskapitain selbst. Welche Hoffnung uns damals belebte, kann sich wohl ein Jeder meiner Leser vorstellen; traurig war unser Zustand, und Alles schien nur ein Traum zu sein.

Unglücklich ist das Schicksal des armen Soldaten, wenn er sich in den Händen seiner Feinde befindet; allein noch schrecklicher für ihn, wenn er in die Gewalt solcher Briganten gefallen ist, welche kein Kriegerrecht kennen, denen die Menschlichkeit fremd ist, und die keinem Drange folgen, als thörichtem Fanatismus, blindem Nationalhass, und der Verführung und Aufhetzung der Pfaffen und Mönche. Von ächten Barbaren kann man es nicht besser fordern, aber wie von einem der civilisierten Völker, zu welchen die Spanier sich nicht scheuten, gehören zu wollen?





## ABTHEILUNG X.



### Meine Gefangenschaft von 1811, meine Seereisen, und meine Freilassung im Jahre 1814.

Unser Schiffskapitain, oder wie man den Eigenthümer eines Schiffes auf dem Meere nennt: el patron, war ein Catalanier von Geburt, seine 60 Mann Equipage waren meistens Genueser und Catalanier, alles starke, robuste Matrosen. Sein Fahrzeug segelte unter dem Schutz der englischen und spanischen Flagge, hiess Sanct Antonio, war ganz neu, und diente seiner Nation, in diesem Kriege um die französischen Schiffe zu kapern. Eben war er gegen einen französischen Corsair auf der Jagd gewesen, da dieser aber nach Malaga entkam, wo unsere Truppen standen, so hatte er sich unterhalb Motril vor Anker gelegt. Dafür, dass er uns aufnahm, wurde ihm von der spanischen Regierung

---

*Anmerkung.* Die Franzosen hatten auch an 200 solcher Corsairen oder Kaperschiffe ausgerüstet, die in Barcelona ihre Hauptstation hatten, und die englischen und spanischen Kaufarteeschiffe ebenfalls kaperten; der berühmte Seemann Balasteros befehligte sie Alle.



gezahlt. Er wusste im Anfange selbst nicht wohin er uns bringen sollte; da überall an den Küsten die Unsrigen waren, so beschloss er mit uns nach Gibraltar zu segeln. Wir hatten beständig guten Ostwind, nur in der Strasse von Gibraltar hielt uns der Gegenwind vom atlantischen Meere einen halben Tag auf; dennoch erreichten wir schon am zweiten Abend Gibraltar, und übernachteten im Hafen (so hatte ich Gibraltar von der Land- und Seeseite gesehen).

Unser Patron begab sich am anderen Morgen zu der englischen Obrigkeit, an welche er uns übergeben wollte. Aber es hiess auf englisch ganz kurz: Habt ihr sie gefangen, so verpflegt sie auch; wir nehmen blos Gefangene auf, die wir gemacht haben. Unser Patron musste also mit uns den anderen Tag wieder absegeln, und da nur noch Cartagena und Alicante in spanischen Händen waren, so beschloss er uns nach Alicante zu bringen. Von Gibraltar aus segelten wir immer längs der afrikanischen Küste und den dritten Tag langten wir in den Hafen von Algier an. Ans Land durften wir nicht, wir sahen blos von ferne diese alte Barbaresken Stadt, und eine Menge ihrer Schiffe im Hafen ein- und auslaufen; den anderen Tag gegen Mittag liess unser Patron die Anker lichten; wir hatten den Wind immer von der Seite, und wir segelten gerade auf die spanischen Küsten los. Unsere Soldaten auf dem Fischerkahn konnten sich nicht auf die hohe See wagen, blieben immer dicht an der Küste von Spanien und langten 2 Tage vor uns in Alicante an. Nicht weit von der spanischen Küste überfiel uns in der Nacht gegen 12 Uhr ein schrecklicher Sturm. Den Tag über war es überaus warm und schwüle gewesen; fürchterliche Gewitterwolken hatten sich zusammengezogen und diese entluden sich über unser Schiff in fürchterlichem Blitz und Donner, begleitet von dem stärksten Regen und Hagel. Ein fürchterlicher Sturm erhob sich, die See wurde wüthend und die Wellen schlugen haushoch



über unser Schiff, welches bald hoch emporgehoben, bald von der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe geschleudert wurde. Alle Segel wurden herabgelassen. Uns trieb man unter das Verdeck, welches zugedeckt wurde, damit die Wellen nicht hineinschlugen. Hier war Finsterniss und von stinkender Luft umgeben, deshalb empfanden wir Alles noch furchtbarer. Die Mastbäume knarrten, als wenn sie abbrechen wollten, Packe von Baumwolle und Kisten rollten auf uns herab, und das Schiff schwankte hin und her. Dazu auf dem Verdeck das Geschrei des Patrons und der Matrosen, die sich mit Stricken an die Bordage angebunden hatten, um nicht von den wüthenden Wellen mitfortgespült zu werden. Der Blitz schlug etliche mal ins Meer ein; es war ein Wunder, dass kein Blitzstrahl das Schiff selbst traf.

Wir, die wir vorher keinen Begriff von einem Sturm auf hoher See gehabt, hatten hier eine gute Probe auszustehen. Natürlich war uns Allen sehr ängstlich zu Muthe und ich weiss nicht, ob anderen nicht eben so zu Muthe gewesen sein würde, wie uns. Ein paar meiner Cameraden wurden unter dem Verdeck sehr krank und mussten ein schreckliches Erbrechen überstehen.

Nach Verlauf von 6—7 Stunden, als es Tag wurde, legte sich der Sturm etwas; er hatte uns wieder gegen die afrikanische Küste hingetrieben, denn man sah das Gestade von Weitem, es fehlte nichts, als das uns noch die Seeräuber in Empfang genommen hätten, denn wir begegneten zweien ihrer Schiffe, die der Sturm eben so zugerichtet hatte, wie unser Schiff.

Gegen Mittag legte sich der Sturm gänzlich, die Sonne zeigte uns wieder ihr wohlthätiges Antlitz, die Segel wurden von Neuem gespannt, und bei gutem Westwinde segelten wir wieder gegen Nordost auf die spanischen Küsten los, wir machten 11 See- oder englische Meilen in einer Stunde. Schon gegen Nachmittag entdeckte unser Sennor Patron



durch sein Fernrohr in der Ferne ein Schiff, welches mit vollen Segeln hinter uns herkam. Wir segelten schnell, aber es dauerte keine 3 Stunden, so war das Schiff hinter uns, und segelte bald darauf uns zur Rechten auf gute Kanonenschussweite vorbei. Unser Patron begrüßte es nicht; denn es ist Gebrauch zur See, dass der Schwächere den Stärkeren salutiere; aber das Schiff grüßte ebensowenig. Unser Patron nahm das Sprachrohr und rief ihm zu, aber er erhielt keine Antwort; da der Wind von dort herkam, so war es zweifelhaft, ob man auf dem Schiffe den Ruf gehört hatte oder nicht; unser Patron schoss ein Gewehr ab, auch dies Signal blieb unbeantwortet; unser Patron liess die spanische Flagge am Aftermast als Zeichen der Freundschaft aufziehen; auch hierauf erfolgte keine Antwort. Während dieser Zeit war uns das Schiff etwas vorgesegelt. es segelte schneller, als wir, und unser Patron nahm nun weiter keine Rücksicht darauf und dachte, es sei kein Feind. Allein plötzlich änderte sich die Scene. In einem Augenblicke war die französische Flagge aufgezo gen und eine scharfe Ladung aus den 4 Kanonen von der einen Seite auf uns abgefeuert. Die Bestürzung unseres Patrons und seiner Matrosen war sehr gross; Alles stürzte zu den Kanonen, um sie in grösster Eile von den Strängen und Hacken loszumachen, mit denen sie am Bord befestigt sind, und sie zu laden; allein die Stricke waren von dem Regen so klamm und liessen sich so schwer losknüpfen, dass noch ehe man damit fertig war, der französische Corsair eine zweite Ladung auf uns abfeuern konnte. Die Kugeln rauschten über uns hinweg; wir machten, dass wir vom Verdecke wegkamen. Der Franzose spannte darauf alle seine Segel auf, und entkam unserem Corsair, denn er segelte noch schneller als wir. Unser Sennor Patron verfolgte ihn noch eine geraume Zeit unter immerwährenden Fluchen; er konnte sein Leid gar nicht vergessen, schrieb es seiner Gutherzigkeit zu, und



sagte, dass so etwas einem so erfahrenen Schiffsmann nicht mehr begegnen solle. Den folgenden Tag hatten wir schon die Küsten Spaniens vor unseren Augen, und segelten dicht bei dem Cap de la Carbonera, Cartagena und dem Cap de los Palos vorbei. — Während dieser unserer ersten, zwar nicht langen, aber desto mehr mit Angst verbundenen Seereise, wurden wir von unsern Sennor Patron, so wie von seiner Equipage ziemlich gut behandelt, allein die Beköstigung war schlecht. Einen Tag, wie den andern, Stockfisch mit Reis und etwas Erbsen darunter gekocht, mit einem harten Schiffzwieback, das war unser gewöhnliches Mahl; Wein war im Ueberfluss, vom Fleisch aber wissen die Spanier auf den Privatschiffen nichts. Zum Frühstück erhielten wir ein Stück rohen Stockfisch (Bacelan) mit einer Zwiebel nebst steinhartem Zwieback und Wein; man musste gute Zähne haben, diese Specialien zu zerbeissen. Der Patron hatte einen jungen schwarzen Sklaven auf dem Schiffe zur Bedienung; er musste Alles verrichten. Für den Patron, so wie für die Matrosen das Essen kochen, und auf Jedermanns Rufen hören, sonst gab es Schläge. Dieser Neger dünkte sich dennoch mehr, als wir Kriegsgefangene Officiere; denn wenn alle Matrosen ihre Mittagsmahlzeit verzehrt hatten, so labte er sich erst an dem Uebriggebliebenem, und hatte er sich gesättigt, so that er Alles, was er nicht selbst gegessen, und was noch im Kessel war, auf eine blecherne Schüssel, steckte fünf hörnerne Löffel hinein, und schob uns dies über das halbe Verdeck, da wir gewöhnlich bei den Kanonen des Aftermastes zusammensassen, mit den Worten entgegen: como ustras peras (esset ihr Hunde). So erwarteten wir jede Mahlzeit; dem Patron wollten wir nichts klagen aus Furcht, der Schwarze könne sich an uns rächen, denn Schläge hätte er gewiss bekommen. Der ältere Capitain wollte gar nichts essen und vergoss bittere Thränen vor Wehmuth. Was kann



dies aber helfen, tröstete ich ihn schmerzend, vor Hunger werden wir doch nicht sterben wollen; je schlechter es uns geht, destomehr werden wir zu Hause zu erzählen haben, und dies beruhigte unsern alten Capitain, und er ass denn mit uns.

Den 30ten August gegen Abend liefen wir in den Hafen von Alicante ein. Am Ufer wurden wir von einer Menge Menschen mit Flüchen, Beschimpfungen und Drohungen empfangen; eine Wache nahm uns in Schutz, und führte uns durch die ganze Stadt hindurch in ein hinter der Stadt gelegenes, 3 Stock hohes Hospital, in welchem keine Kranken waren, und welches als Kaserne diente, und übergab uns dem daselbst wachthabenden Officier. Hier trafen wir an 60 Officiere von den Unsrigen, als Kriegsgefangene; darunter waren Franzosen, Polen, Italiener, Neapolitaner, Schweizer, Sachsen, Holländer, Badenser u. s. w., die schon längere Zeit hier als Kriegsgefangene sassen. Wir machten bald Bekanntschaft mit einander, sie erzählten uns, wo und wie sie gefangen waren; wir ihnen ein Gleiches; froh, wieder unter Landsleuten, Cameraden und gebildeten Menschen zu sein, vertrieben wir uns die Zeit so angenehm, als möglich, freilich immer mit niedergeschlagenen Herzen und Gemüth.

Unsere armen Soldaten wurden auf ihrer Fahrt auf ein anderes Schiff gebracht, hier in einen finstern Kerker eingesperrt, und durch Hunger und Zwang genöthigt bei der englischen Legion, die hier errichtet wurde, Dienste zu nehmen. Der Adjutant des Platzes, ein wegen schlechter Aufführung weggejagter polnischer Officier von der Weichsel-Legion, gab sich alle Mühe, sie recht zu martern und durch Hunger zu zwingen, dass sie Dienste nehmen mussten; ein schlechter, niederträchtiger Mensch, es ist besser, dass ich seinen Namen verschweige. Als die Legion mondiert und armiert war, wurde sie eingeschifft und in Lissabon ans



Land gesetzt, wo sie unter Wellington bei Salamanca, Ciudad, Podrigo und Vitoria focht, aber fast zu den Unsrigen überging. Das nämliche geschah bei der Landung der Engländer in Vliesingen in Flundern, von wo noch viele der Unsrigen im Jahre 1814 nach Polen zurückkamen. So suchten die Engländer durch schimpflich erkaufte fremdes Blut ihre Siege zu gewinnen, und der Krieg bot ihnen gute Gelegenheit unsere armen Kriegsgefangenen durch Hunger und Noth zu zwingen bei ihnen Dienste zu nehmen. Weiter unten werde ich meinen Lesern von dieser Unmenschlichkeit, die auf der Insel Caprera durch die Engländer und Spanier ausgeübt wurde, ein Mehreres mittheilen.

Indessen sassen wir Officiere in unserem Hospital hinter halb vermauerten und mit eisernen Gittern versehenen Fenstern in dem obersten der drei Stockwerke; eine hohe Mauer mit starken Wachen besetzt, umgab das ganze Gebäude. Ein jeder von uns erhielt täglich zu seinem Unterhalt, er mochte Obrist, Major, Capitain, oder Unterlieutenant sein, ohne Unterschied 6 reals oder  $1\frac{1}{2}$  Franken spanisch Picettas, oder 2 polnische Gulden; dafür mussten wir uns beköstigen; je 12 Officieren war ein ebenfalls gefangener Soldat zur Bedienung gegeben. Unser Lager war eine Pritsche mit einem Strohsack und einer wollenen Decke, die vor uns den Krätzigen gedient hatte; denn klopfte man daran, so flog noch der Schwefel heraus. Die Krätze (la sarna) ist nämlich die Nationalkrankheit der Spanier und sogar unter der vornehmeren Klasse sehr einheimisch; in vielen vornehmen Häusern, wo ich im Quartier stand, hatte die Sennora Patrona, Frau Wirthin, mit ihren Fräulein Töchtern (las Sennoritas) die Krätze an den Händen. Vor der Front unseres Hospitals war die Hauptwache, aus einem Officier und an 30 Mann bestehend. Dies gab uns Gelegenheit, oft ein sehr interessantes Schauspiel zu sehen. Wenn nämlich der Bischoff von Alicante mit seinem gei-



stlichen Gefolge spazieren ging, und bei der Hauptwache ankam, so wurde aus allen Kräften ins Gewehr gerufen; der Officier liess das Gewehr präsentieren; die Soldaten fielen auf das linke Knie, nahmen ihre Kasketten ab und hielten diese auf dem gebeugten Knie; der Officier ging mit niedergesenktem Degen vor den Bischoff hin und beugte ebenfalls entblössten Haupts ein Knie; dann trat Sr. Eminenz näher an die Wache, ertheilte derselben seinen hirtenthümlichen apostolischen Segen, und setzte, nachdem ihm der Officier die Hand geküsst, gravitatisch seinen Spaziergang fort. Die Stadt Alicante zählt an 20,000 Einwohner; hinter der Stadt an der Bai ist ein altes Schloss; der Hafen ist gut und sicher vor Stürmen. Hier wird viel Wein gebaut, derselbe ist ganz dunkelroth und sehr stark; ein Quart oder der spanische Poron kostet 10 Ochabos (15 Groschen nach unserem Gelde). Die Stadt ist sonst befestigt, aber nicht zu einer grossen Belagerung geeignet, denn die Umgegend dominiert über die Stadt ganz. Auch ist hier der Sitz eines Bischoffs.

Den 19. November 1811 wurden wir des Morgens ganz unverhofft und schleunigst eingeschifft, und nach der 2 Meilen von Alicante und eine gute halbe Meile vom Contingente entfernten kleinen Insel de St. Pablo oder Tabarca transportiert. Dies geschah wohl desswegen, weil die Franzosen und Polen unter Feldmarschall Suchet Valencia eingenommen und ihre Découverts sich bis Orihuela, nur 2 Meilen von Alicante, gezeigt hatten. Die kleine Insel, auf die wir gebracht wurden, Tabarca nach der alten und Sanct Pablo nach der neuen Benennung, findet sich auf den meisten Landkarten von Spanien und selbst von Europa angegeben. Sie ist an 500 Schritt lang und an 200 Schritt breit; der Boden ist durchaus felsig und eben; an Baulichkeiten fanden wir nur 2 runde Thürme, hin und wieder am Ufer Bollwerke, eine kleine Kirche, ungefähr 4 massive Fischerhäuser und



eine am felsigten nördlichen Strande angebaute Kasematte. Diese wurde uns Officiern zur Wohnung angewiesen. Der wenige Raum in derselben für so viele Menschen und die Feuchtigkeit an den Wänden und auf dem mit Feldsteinen gepflasterten Fussboden, auf welchem wir schlafen mussten, verursachte bald Krankheiten unter uns. Die Finsterniss in derselben verhinderte jeden Zeitvertreib. Hatte man eine Weile darin gesessen und kam an die Sonne, so konnte man lange nicht gut sehen, wodurch die Augen sehr litten. Die lange Seite der Kasematte war gegen die See; die Wellen schlugen unaufhörlich daran, im Schlafen hörten wir das Brechen und Brausen der Wellen, die, wenn die See sehr unruhig war, und der Sturm wüthete, mit fürchterlichem Gebrause an die hohen Wände schlugen und hoch über dieselben hinweg spritzten, so dass das Wasser durch die Oeffnung, die oben das Licht einlassen sollte, hineinlief und bei anhaltendem Sturme wohl eine Viertelelle hoch sich aufhäufte, worauf es theils hinausgetragen werden musste, theils sich in die Erde verzog. Die Einwohner dieser Insel, lauter Fischer, darunter auch ein Darmstädter mit seiner Frau, pflegten uns so viel sie konnten, versahen uns mit reiner Wäsche und thaten uns manchen Dienst. Es war noch ein Glück für uns, dass wir hier die Freiheit erhielten, auf der ganzen Insel frei herumzugehen; wir konnten uns baden, Fische fangen; es dauerte nicht lange, so sah man so viele Angler zum Vorschein kommen, dass man hätte glauben sollen, sie würden alle Fische aus dem Meere hinwegfangen; andere suchten kleine runde See- muscheln (morpion) in den Klippen und assen diese in Oel gebraten, und am Abend kehrte jeder mit seinem Fange zurück, und richtete sich seine Abendmahlzeit zu, welche ihm köstlich schmeckte. Wir sämmtlichen Officiere reichten dem General Capitano in Alicante eine Bittschrift ein, und stellten ihm unsere Noth vor: wir bekämen zwar täg-



lich 6 reals Zahlung, allein auf der Insel seien die Lebensmittel, besonders das Brod, viel theurer als auf dem Contingente, so dass es fasst gar nicht für unser Geld zu bekommen sei, besonders bei stürmischer See. In Folge dessen erhielten wir noch täglich zu den 6 realen eine Ration Brod von  $1\frac{1}{2}$  Pfund, die uns sehr zu Statten kam.

Die Insel diene wohl, wie die Lage derselben zeigt, als Vormauer des Hofes von Alicante zur Sicherheit gegen die Seeräuber. In den Thürmen war noch Pulver, Artillerie und Schiffsvorrath. Die Bewohner sollen ehemals sehr wohlhabend gewesen sein, aber die Kriege der Spanier mit den afrikanischen Raubstaaten machten, dass diese Seeräuber hier öfters landeten, alles ausplünderten und die Einwohner mit in die Sklaverei fortschleppten; dadurch ist sie wohl so zerstört worden. — Im Jahre 1574 war diese Insel auch der Schauplatz eines sonderbaren Mordes. Als nämlich der berühmte Seeräuber von Tunis Uchale die Insel Malta beraubt und Alles niedergemacht hatte, belagerte der berühmte Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Carl des V. und Bruder Philipp des II, als Commandeur der nach Cypren bestimmten vereinigten Flotte und Armee der Spanier und Venetianer die Stadt und Festung Tunis und nahm das Fort und die Galata weg. Der spanische Commandant darin, Don Juan André de Osorio, von dessen Hand etliche Araber gefallen waren, musste das Fort übergeben, und vertraute sich, um seine Freiheit zu erhalten, den Arabern an, welche ihn in maurischer Kleidung nach der Insel Tabarca brachten. Hier angelangt, schnitten sie ihm den Kopf ab, und schickten denselben an den Oberadmiral der türkischen Flotte Uchala Fantax, einen Renegaten aus Neapel. Dieser wollte die Ueberbringer aufhängen lassen, weil sie den Spanier nicht lebendig an ihn ausgeliefert hatten\*).

---

\*) Pag: 456. Cap: 39: von Miguel de Cervantes Savedro 1-ter Theil.



— Später hatten die Genueser viele Jahre hindurch von Spanien diese Insel im einstweiligen Besitz, wegen des Fischfanges so wie der Perlen- und Korallenfischerei, wobei sie gute Vortheile zogen.

Während unserer Anwesenheit auf Tabarca scheiterte ein englisches Kauffahrteischiff etliche Meilen weit von der Insel; Alles ging zu Grunde, blos ein Matrose rettete sich auf ein Brett, schwamm 2 Tage von den Wellen getrieben auf der See umher und wurde endlich von den Wellen an unsere Insel getrieben. Wir nahmen diesen halbtodten und verhungerten Menschen freundlich auf und pflegten ihn, so gut wir konnten; er kam bald zu Kräften und begab sich dann nach Alicante auf ein englisches Schiff, nachdem er uns herzlich für die Pflege gedankt hatte.

Die Freiheit und die Annehmlichkeit, die wir auf dieser kleinen Insel genossen hatten, wurde auf einmal unterbrochen, als wir am 12. Januar 1812 wieder eingeschifft, und nach dem Hafen Alicante gebracht wurden. Hier im Hafen mussten wir 6 Tage hindurch auf guten Wind warten. Der Lärm und die Gährung in der Stadt war gross, und die vor Anker liegenden Schiffer verriethen uns, dass die Franzosen dicht bei der Stadt waren. Am 17. Januar 1812 wurde die Hälfte unserer Officiere auf die Chebeque St. Antonius, die andere Hälfte auf eine andere, Capota genannt, eingeschifft. Von einem Corsair mit 8 Kanonen an Bord, der uns stets zur Seite blieb, escortiert, verliessen wir den Hafen von Alicante, und segelten bei gutem Winde nahe an der Küste bei Sanct Juan, Muchamiel vorüber, und langten im Hafen von Benidorme an. In diesem kleinen durch ein Vorgebirge gesicherten und mit einem starken Castillo gegen das Anlanden der Seeräuber versehenen Hafen lagen wir 2 Tage vor Anker. Ehe wir abfuhren, bekamen wir noch ein Pröbchen von



bekannten spanischen Rachsucht. Auf der Chebeque, der heilige Antonius genannt, auf welcher ich mich befand, war der Steuermann, ein überaus lustiger Mensch, mit Namen Antonio; nicht allein während der Fahrt, sondern auch im Hafen machte er uns allerlei Spässe vor; er handhabte die Flinte sehr gut, und im Hafen von Benidorme schoss er beständig auf die bei unserem Schiffe vorüberfliegenden Seeschwalben; er hatte schon einige erlegt, als er auf den Gedanken kam, seine Kugel auf das schwimmende Stück Korkholz von der Gestalt einer kleinen ovalen Tonne abzuschiessen, welches an den Anker festgebunden, und in der Perpendiculaire über demselben schwimmend den Schiff sleuten zum Anzeigen dient, wo ihr Anker liegt. Ist das Meer stille, so liegt es auch stille, aber die See war an jenem Tage nicht stille, also schwankte es auf dem Wasser, hin und her, und gerade darum wollte der Steuermann seine Geschicklichkeit zeigen. Er schoss also und die Kugel traf auch das Korkholz, aber ricochetierte, gewann neue Stärke, schlug in einen Dreimaster, welcher in gerader Richtung mit uns stand, und hätte um ein Weniges einen Matrosen auf demselben getödtet. Der Capitain dieses Schiffes bemannte sogleich 2 Kähne mit etwa 20 Matrosen, mit Flinten, Säbeln und Messern, und es dauerte nicht lange, so kamen diese an unser Bord. Als sie gewahr wurden, dass wir Ausländer und Gefangene waren, so wuchs ihre Wuth noch mehr, und mit Ungestüm wollten sie über uns herfallen. Vergebens versuchte einer von unseren Officieren ihnen die Sache mit kaltem Blute und Nachdruck vorzustellen, man sollte denjenigen bestrafen, der den Schuss gethan habe, wir seien Kriegsgefangene und hätten nicht einmal Gewehre. Aber hier half kein Vorstellen und Bitten, so gross war die Erbitterung dieser Seeleute, und sie waren schon im Begriff drei Officiere von uns als Geissel mit



auf ihr Schiff zu nehmen, als endlich einer von ihnen selbst die Unschicklichkeit dieser Handlungsweise einsah und nur die Auslieferung des Thäters verlangte. Aber siehe, da hatte sich unser Steuermann während des Lärmens unter das Verdeck hinter Kisten und Kasten verkrochen. Doch es half nichts, er musste heraus; mit Zittern und Beben stellte er sich vor seine Rächer — sein Bitten half nichts; sie nahmen ihn auf ihren Kahn und steuerten nach ihrem Schiffe. 2 Stunden darauf kehrte er zu uns zurück, aber seine lustige Laune hat er dort gelassen, denn er hatte eine ziemliche Geldsumme als Strafe an den Schiffskapitain erlegen müssen, anders wollte man ihn nicht loslassen. Noch 3 Tage nachher fluchte er, um sich wenigstens etwas für sein Leid zu entschädigen.

Wir setzten unsere Fahrt am 20. Januar zusammen mit 19 Kauffahrteischiffen weiter fort, und hatten den 25. Januar die Insel Majorka vor uns liegen. Allein ein schrecklicher Sturm, der sich vor dem Abende erhob, liess uns nicht in den Hafen von Palma einlaufen, sondern trieb uns weit westlich zu, so dass wir nur mit grosser Noth gegen Mitternacht den Nothhafen von Landreche auf der Westseite von Majorka erreichten. Auch in dieser elenden Bucht waren wir nicht sicher, indem ein Anker von unserem Schiffe losriss, und unser heiliger Antonins mit dicken Leinen an die am Ufer befindlichen Bäume angebunden, und festgemacht werden musste. Am folgenden Tage legte sich der gewaltige Sturm; von den 19 Schiffen, die mit uns segelten, war keins zu sehen, alle waren vom Sturm auf die hohe See getrieben und zerstreut. Wir segelten sodann weiter, und liefen am 27. Januar in den Hafen von Palma ein. Froh waren wir hier endlich angelangt zu sein; denn wir hatten nie eine solche Angst auf der See ausgestanden, wie auf den heiligen Antonius und der Capota. Diese elenden Fahrzeuge konnten kaum als



Fischerkähne angesehen werden; der innere Raum mass nicht mehr als 20 Ellen in der Länge und 10 Ellen in der Breite, das Verdeck war rund und hoch gewölbt, die Bordage eine halbe Elle hoch; so ein kleines Schiff schwankt beim Sturme mehr wie ein grosses, der Schwung ist schneller und hört nie auf; man konnte sich kaum auf den Beinen erhalten, und auf allen Vieren mussten wir hin und her kriechen, und dieses unaufhörliche Hin- und Herschwanken machte, dass wir fast Alle erkrankten.

Im Hafen von Palma lagen wir bis zum 29. Januar vor Anker. Der General Capitano der balearischen Inseln wollte uns nicht annehmen, besonders weil, wie er vorgab, er keine Lebensmittel und Fonds zu unserem Unterhalte habe; wer uns gefangen habe, sagte er, der könnte uns auch ernähren. Wir machten ihm die Vorstellung, dass es am kürzesten sei, uns nach Tarragona oder nach Barcelona zu den Unsrigen zu schicken, wo wir schon Lebensmittel und Unterhalt finden würden; es half aber nichts, wir mussten weiter; man tröstete uns damit, dass wir nach den kanarischen Inseln abgeschickt werden sollten, dass sei ein Land, wo Alles im Ueberflusse fiesse; und noch denselben Tag wurden wir auf ein englisches Transportschiff, welches den Namen Triton führte, gebracht, und segelten noch spät an demselben Abende weiter. Der Triton ein tiefgebauter Dreimaster mit sehr grossem Schiffsraum hatte nur 4 Kanonen und 13 Mann mit einem Schiffskapitain am Bord. Er dient blos dazu, die Lebensmittel, Geräthschaften der Flotte nachzuführen, sowie Truppen, Pferde, Munition u. d. am Bord zu nehmen, und gehörte zur Flotte, die im Hafen von Mahon vor Anker lag.

Der Capitain dieses Schiffes war ein sehr guter leutseliger Mensch, von etlichen 40 Jahren; er schien viel Antheil an unser Schicksal zu nehmen, behandelte uns menschlich, und unterhielt sich viel mit uns vor Langer-



weile. Wir segelten bei nicht sehr günstigem Winde immer nach Osten zu bei der Insel Caprera vorüber, von der ich bald etwas Ausführliches mittheilen werde. Gegen Nachmittag des zweiten Tages hatten wir vielleicht die Hälfte des Weges von Majorka nach Minorka zurückgelegt, und konnten berechnen, dass wir bei so ungünstigem Winde noch die folgende Nacht und einen guten halben Tag nöthig hätten, die andere Hälfte des Weges zurück zu legen. — Welcher Mensch sucht nicht seine Freiheit zu erlangen? Es mögen sich ihm nur geeignete Mittel dazu darbieten, er wird diese gewiss benutzen. Auch wir wollten frei werden, und die Gelegenheit war da. Um unsere Absicht auszuführen, hatten wir folgenden Plan gemacht:

Unsere Zahl, die Soldaten mitgerechnet, die man uns zur Bedienung mitgegeben hatte, belief sich auf 90 Mann. Auf dem Schiffe waren bloss der Capitain mit seinen 13 Mann, also im Ganzen nur 14 Mann. Vertrauend auf die Menschlichkeit, die der Capitain uns bis jetzt bewiesen hatte, wollten wir ihn durch Bitten bewegen uns gutwillig nach den ersten besten und nächsten Hafen zu bringen, wo die Unsrigen wären, dort sollte er uns bloss ans Land setzen und seiner Wege segeln, wohin er nur wollte; zur Entschuldigung hätte er ja sagen können, dass wir ihn dazu mit Gewalt gezwungen und ihm nur noch aus besonderer Rücksicht das Schiff überlassen hätten. Diesen Plan wollten wir ihm bei unserem Anlanden, in welchem Orte es sei, schriftlich mittheilen. Bei näherer Ueberlegung sahen wir jedoch ein, dass er es nicht gutwillig thun würde; er musste also dazu gezwungen werden, aber natürlich ohne einem so braven Manne mit seiner Mannschaft auch nur das geringste Leid anzuthun; nur im Fall der förmlichen Weigerung sollte der Capitain mit seiner Mannschaft unter das Verdeck gebracht, und von unseren Soldaten bei der Oeffnung bewacht werden, damit keiner von



ihnen herauskönnte; wegen unserer Fahrt brauchten wir dann weiter nicht besorgt zu sein; denn es befanden sich unter uns zwei französische erfahrene Marine-Officiers, und ein gefangener Schiffskapitain von Ragusa in Dalmatien; die Bussole war auch vorhanden, sowie Lebensmittel u. dgl. m., und nichts hätte uns an unserem Vorhaben hindern können, glücklich in einen Hafen der Unsrigen einzulaufen, ans Land zu gehen, und den braven Capitain mit seiner Mannschaft die Freiheit und das Schiff mit dem grössten Dank wiederzugeben.

Unser Plan war sehr gut berechnet, und das Gelingen gewiss, da wir alle Officiere, von so verschiedenen Nationen wir auch sein mochten, darüber einig waren, und das grösste Geheimniss unter uns beobachtet wurde. Gegen 12 Uhr in der Nacht, nach der Uhr, die auf jedem englischen Kriegsschiffe über dem Compas angebracht ist, wollten wir einstimmig unseren Plan in Ausführung bringen. Aber siehe da, es mochte vielleicht nach 10 Uhr des Nachts sein, als wir plötzlich Alle, da wir gewöhnlich auf dem Verdeck und wo Jeder wollte, schliefen, von den mit Säbeln und Gewehren bewaffneten Matrosen geweckt und schleunigst unter das Verdeck heruntergetrieben wurden; der Deckel der Oeffnung wurde fest zugemacht und 4 Schildwachen mit geladenen Gewehren und Säbeln davor gestellt; keiner durfte heraus. — Verrathen waren wir, und das auf folgende Art: Unter uns gefangenen Officiern war auch ein Nassau-Weilburgischer Unterlieutenant von den Jägern S... (seinen vollen Namen will ich nicht nennen); in Bremen hatte er als Handlungsdienner die englische Sprache fertig erlernt; bei unserer Ankunft auf dem Triton machte er sich gleich nicht allein mit den Matrosen, sondern auch mit dem Capitain bekannt; er gab den Dolmetscher ab, wo es nöthig war und hielt sich am meisten in der Cajütte des Capitains auf, wo er durch seine Schmeicheleien bessere



Kost bekam, als wir; diesen waren wir so thöricht gewesen mit unseren geheimen Vorhaben bekannt zu machen und er verrieth uns, um sich dadurch selbst die Freiheit zu verschaffen, und viele andere in einen noch schwereren Kerker zu stürzen.

So blieben wir die ganze Fahrt über unter dem Verdeck fest eingeschlossen und stark bewacht, ein jeder traurig über den misslungenen Plan. Am folgenden Tage, den 2. Februar, langten wir des Abends spät im Hafen von Mahon an. Den anderen Morgen bei Tagesanbruch verschwand unser guter nassauischer Unterlieutenant auf immer vom Triton; er wird wohl seine Freiheit und noch eine gute Geldunterstützung von den Engländern erhalten haben. Unser Capitain vom Triton musste wohl gleich bei dem Oberadmiral der englischen Flotte, die hier in dem Hafen, an 50 Seegel stark, vor Anker lag, Rapport abgestattet haben, denn zur selben Stunde wurden wir zur Sicherheit in gute Verwahrung auf das Linienschiff Orlando von 94 Kanonen hinübergebracht. Wir merkten bald, dass wir uns nur Glück wünschen konnten, aus den Händen der Spanier gekommen zu sein; denn wir wurden auf dem englischen Schiffe ganz anders behandelt; wir erhielten unsere regelmässige Speisen des Morgens und des Mittags, kurz um, wir konnten nur wünschen bei den Engländern zu bleiben. Da die Sache unserer Aufnahme in Mahon nicht so geschwind abgemacht werden konnte, wie wir glaubten, so blieben wir hier 3 Tage vor Anker im Hafen liegen.

Der Port Mahon, wie ihn die Schiffer gemein hin nennen, oder die Stadt und der Hafen von Mahon, wurde unter Philipp dem V König von Spanien 1738 im Utrechter Frieden nebst Gibraltar den Engländer abgetreten; Ferdinand der VI konnte es nicht wieder erobern, und Carl der III sollte es im Versailler Frieden, wie die Insel Minorka wieder bekommen, aber die Engländer gaben es doch nicht



heraus. Die Stadt und der Hafen wurden 1782 von den Franzosen mit den Spaniern vereint wieder erobert. Der Flächeninhalt der ganzen Insel wird auf 9—12 □ Meilen berechnet; der höchste Berg ist an 2000 Fuss hoch über der Meeresfläche erhoben; die Einwohnerzahl beläuft sich auf 4500. In der Stadt selbst ist ein Palast, eine Katedrale, 5 Kirchen und 21 Klöster; eine Abtei auf der ganzen Insel. — Aber der Hafen von Mahon selbst ist sehenswerth, und wohl der festeste und sicherste im ganzen mittelländischen Meere. Der Eingang zu demselben ist so schmal, dass man mit Flinten von einem Ufer bis zum andern hinüberschiessen kann, daher die Einfahrt der Schiffe in denselben nur bei günstigem Winde erreicht werden kann, aber bei ungünstigem Winde schwer ist. Der Hafen erstreckt sich über eine halbe Meile ins Land hinein, wird dann gegen die Stadt Mahon, die am äussersten Ende desselben liegt, immer breiter und ist so tief, dass die grössten Linienschiffe ganz dicht am Ufer vor Anker liegen. Mitten im Hafen ist eine kleine Insel auf welcher sich die Hospitäler und die Quarantaine-Gebäude befinden. Die starke Fortification, die gleich vom Eingange des Hafens auf beiden Seiten ihren Anfang nimmt, geht auf beiden Seiten desselben bis dicht an die Stadt. Die Batterien sind meistens von Quadersteinen und auf manchen Stellen zu 2 bis 3 Etagen übereinander aufgeführt; sie scheinen sehr demolirt zu sein und nur am Eingange des Hafens waren einige Stück Kanonen aufgepflanzt.

Dieser überaus starke und befestigte Seehafen wurde von den Franzosen unter Richelieu in den Seekriegen gegen Spanien in den Jahren 1722 und 1723 sehr zerstört, wurde fast fortwährend von den Engländern in Hinsicht seiner Sicherheit als Hauptstation und Schiffswerfte im mittelländischen Meere benutzt. Die Stadt selbst, so wie alle Befestigungen waren damals von den Engländern be-



setzt. Die drei Tage, die wir im Hafen zubrachten, verschafften uns die schönste Aussicht, indem wir auf die ganze hier ankernde englische Flotte, die aus 36 grossen Kriegsschiffen und mehreren kleineren Fahrzeugen bestand, das Auge gerichtet hatten. Das grosse Schiff des Oberadmirals mit 100 Kanonen am Bord, stand in der Mitte der Flotte. Das mannigfaltige Hin- und Hersegeln der Seeofficiere und Soldaten, die ans Land zum Exercieren ausgesetzt wurden, die ungeheure Menge Kähne voll Menschen, die beständig im Hafen in allen Richtungen herumruderten, des Abends die rauschende Musik auf den Schiffen, gewährte uns den grössten Zeitvertreib.

Nach Verlauf von 3 Tagen vernahmen wir die traurige Nachricht, dass uns der englische Gouverneur hier ebenfalls nicht in Empfang nehmen wollte. Also lichtete unser Orlando die Anker, und wir verliessen Mahon am 6. Februar 1812, um zurück nach Majorka zu segeln. Dieses Schiff war noch ganz neu, und sehr schön gebaut. Die Officiere auf demselben sammt den uebrigen Engländern behandelten uns wirklich sehr gut. Als dies aber der Schiffskapitain merkte, ein stolzer egoistischer, blos für sich eingenommener Engländer, es ist wohl werth, dass hier sein Namen genannt werde, er hiess George Claevel, so verbot er seinen Untergebenen aufs strengste, sich mit uns in ein Gespräch einzulassen. Er sprach selbst französisch, aber nie würdigte uns dieser herzlose Engländer auch nur eines Blicks. Wir erhielten zum Frühstück eine Suppe von Kakao nebst einem steinharten Schiffszwieback, zu Mittag zwei Schiffszwiebacke, 8 bis 12 Loth gesalzenes gekochtes Schweine-Fleisch, ein paar Löffel gesalzener Brühe von dem Fleische, ein paar Löffel Erbsen, oder manchmal englischen Pudding, d. h. Mehl mit Fett oder Talg gemengelt, und ein gutes Gläschen ächten Jamaika Rum. Dies Alles war so gesalzen, dass man, da der Hunger uns zwang es



zu verzehren, sich darauf der Durst nicht löschen lassen konnte. Das süsse Wasser, welches auf den Schiffen mitgeführt wird, ist gewöhnlich halb faul. Es wurde uns maassweise zugetheilt; wer viel davon auf die gesalzenen Speisen trank, bekam das heftigste Erbrechen. Die meisten von uns waren auch wirklich erkrankt. Alle Abend wurden wir, wie die Schaafe, zwischen die Kanonen, in der untersten Etage der Batterien auf einen Fleck zusammengetrieben, und mit einem starken Seile umzogen, und Schildwachen dicht neben einander herumgestellt; man hatte kaum so viel Platz, dass man sich legen konnte, sondern halb im Sitzen einer an den Andern gelehnt, mussten wir schlafen. Mochte selbst einer von uns erkranken, oder sich in einer anderen Verlegenheit befinden — wurde er vor Tage nicht über das Seil gelassen, so unbarmherzig behandelte uns dieser stolze Engländer.

Während unserer Fahrt hatten wir 2 Tage hindurch eine solche Windstille, dass wir nicht vom Flecke kamen. Inzwischen wurde auf dem Schiffe fast den ganzen Tag, so wohl mit den Gewehren, als auch mit den Kanonen vor den Schiffslöchern exerziert; zuweilen aus allen Kanonen auf einer Seite auf einmal blind gefeuert. Das Exerzieren des Entern machte uns vielen Spass und Zeitvertreib; denn für uns war eine jede Sache, ein jeder Gegenstand auf solch einem Schiffe neu, aber um unsere Neugierde zu befriedigen, durften wir bloss stumme Beobachter sein.

Am 9ten Februar 1812, es war gerade an einem Sonntage des Nachmittags, legte sich unser Schiff wieder in den Hafen von Palma vor Anker. Unser Schiffskapitain begab sich sogleich im völligen Staate zum spanischen General Capitano de Coupigni, um wegen unserer Aufnahme auf Majorka Rücksprache zu nehmen; allein letzterer verweigerte Alles, wie schon das erste Mal. Der Engländer darüber aufgebracht, kam sogleich an Bord seines Schiffes,



liess alle Kähne vom Schiffe auswerfen, hiess uns mit Sack und Pack von dem Schiffe herunter in die Kähne jagen, gab in jeden Kahn eine starke bewaffnete Escorte von Seesoldaten mit Gewehren mit, und diese ruderten mit uns gerades Weges nach der Quarantaine zu, hin, während unser Schiffskapitain auf seinem kleinem Kahne immer in der Mitte von uns, diese gewaltig grosse Expedition commandierte.

So näherten wir uns auf Schussweite der Wache, die beim Ufer in der Quarantaine aufgestellt war. Wie der spanische Officier von der Wache sah, dass wir in 3 bis 4 grossen Kähnen und noch dazu bewaffnet gerade auf die Wache losruderten, so trat er mit seiner ganzen Wache vorwärts bis an den Strand und schrie: nicht heranzukommen, sonst werde ich Feuer geben. Unsere Engländer auf nichts achtend schrieen: God dam Spains, ruderten immer vorwärts, und luden ihre Gewehre; die Spanier machten am Strande dasselbe. Diese legten an und zielten, unsere Engländer thaten ein Gleiches, aber keiner schoss. Ueber das Schreien und Commandieren von beiden Seiten hatten wir uns auf nur 6—8 Schritt dem Ufer genähert; der Capitain schrie nun auf die Soldaten, sie sollten uns aus den Kähnen jagen; und nun ging erst der Spass los. Die Spanier am Ufer mit gefälltem Bajonet, uns abwehrend, die Engländer uns aus den Kähnen mit Gewalt herausjagend, wir bis über die Knie im Wasser, — es war ein sonderbares Schauspiel. Sobald wir an's Land kamen, formierte der Officier einen Kreis mit seiner Wache um uns herum, dicht am Strande, und schrie: Nun keinen Schritt weiter. Der Engländer froh, dass er seine Waare so los geworden war, drohte noch immer fort mit der Faust dem Spanier unter unaufhörlichem Fluchen: God dam bleks; wäre es zum Boxen gekommen, so hätte wohl der delikate Spanier gewiss den Kürzeren gezogen. Die Engländer auf ihr Schiff anlangend, lichteten die Anker, spannten die



Segel auf, gewannen das hohe Meer, und verschwanden bald vor unseren Augen. Der Spanier, der den strengsten Befehl von dem General Capitano hatte, uns nicht ans Land zu lassen, fluchte über den Engländer, der ihn so betrogen, so wie auch um den Verweis, den er vom General Capitano zu erwarten hatte. — Ich frage meine Leser, waren wir nicht wahre Spielbälle des Schicksals? Keiner wollte uns aufnehmen, aber ein Jeder wollte uns festhalten. Die Engländer, obwohl Alliirte der Spaniern, thaten ihnen doch, was sie nur konnten zum Possen; die fanatische Religion der Spanier kam mit ins Spiel, und ihre ganze Lebensart, und Gebräuche, die von denen der Engländer sehr verschieden sind. Wir haben diese Antipathie zwischen Spaniern und Engländern in unserer Gefangenschaft oft zu bemerken Gelegenheit gehabt. Der Engländer verabscheute den Spanier so, dass er sich neben ihn nicht niederlegen wollte, weil er Ungeziefer und die Krätze habe; der Spanier sagte wieder von dem Engländer: *el tonto, este burachon, non tene alguna Religion*, der Einfältige, der Betrunkene, er hat gar keine Religion.

Beinahe 6 Stunden hielt man uns hier am Ufer, ohne zu wissen, wohin, bis denn endlich der Befehl vom General Capitano ertheilt wurde, uns auf das unweit der Stadt Palma auf einem hohen Berge gelegene maurische Schloss Belvedere zu bringen. So endete unsere 34 tägige Meerfahrt nach so vielen überstandenen Leiden und Elende. Aber unsere Noth war dadurch nicht geendet; sie wuchs vielmehr mit jedem Tage. Unsere wenige Kleidung fiel uns fast vom Leibe, denn auf den blossen Fussboden auf den Schiffen bei Tag und Nacht gebettet, hatten wir sie nicht sehr conservieren können. Dazu kam die Grossmuth des hiesigen General Capitano, der uns von unserer kärglichen Zahlung noch täglich 2 real in Abzug brachte, so dass wir von dato an nur 4 realen täglich erhielten. Wir



kamen zwar mit einer Bittschrift bei dem General Capitano ein, in welcher wir ihm vorstellten, dass die spanischen gefangenen Officiere in Frankreich besser bezahlt würden, dass man dort den Stabsofficiern mehr als Subalternofficiern bezahle, und dass es darum billig sei, auch hier den Rang des gefangenen Officiers durch den Unterschied der Zahlung zu beobachten; aber was antwortete darauf die spanische Moral und Philosophie? Es sei ihnen sehr gut bewusst, dass sich unter uns Obristen und Majors befinden, allein da sie hier in der Gefangenschaft nicht commandieren und einerlei Magen mit den Subalternen hätten, so wurde bloss darauf gerechnet und nicht auf ihren Rang. Mit dieser philosophischen Antwort mussten wir uns begnügen, und es bekam ein Jeder von uns täglich nur 4 realen, ungeachtet hier auf dieser Insel die Lebensmittel viel theurer waren als an andern Orten.

Auf dem Schlosse von Belvedere trafen wir bei unserer Ankunft einige gefangene Officiere von uns an, die von Valencia aus, hierher gebracht worden waren. Während unseres Aufenthalts daselbst kamen noch 9 gefangene Officiere aus Cartagena hinzu, so dass sich unsere Zahl auf 120 belief.

Das Schloss Belvedere, einen Kanonenschuss von der Stadt Palma auf einer ziemlichen Anhöhe entfernt, ist nach maurischer Art in einem Zirkel von lauter Quadersteinen erbaut, bloss im Innern desselben sind Fenster. Mitten im runden Hofe, der mit Fliessen von grauen Steinen gepflastert ist, befindet sich eine Cisterne, um das Regenwasser darin aufzufangen, welches wir zum Trinken und Essenkochen bekamen, aber bevor wir es geniessen konnten, mussten wir es erst durchseihen, denn es wimmelte von kleinen rothen Würmern, natürlich konnte es nicht anders sein, indem das Wasser in solche iner Cisterne jahrelang steht, fast stinkig ist, und der neue Zufluss von



dem alten Vorrath sehr bald den üblen faulen Geschmack annimmt. — Die Wände dieses Schlosses sind alle von Quader-Steinen, in der Runde gebaut; zum Dache welches flach ist, führt eine gute steinerne Treppe; hier konnten wir hinaufgehen, um frische Luft zu schöpfen, und beim Mangel an leiblichen Genüssen wenigstens die Aussicht zu geniessen, die von der Höhe des Schlosses wirklich prachtvoll ist. Nicht weit vom Schlosse liegt die grosse Stadt Palma mit den vielen Thürmen, der geräumige Hafen mit den vielen hundert von Schiffen von verschiedenen Nationen und Flaggen, die hier vor Anker lagen, die ein und ausgehenden Schiffe, gegen Süden das unermessliche Meer, gegen Norden die Gebirge, die nach der weiteren Entfernung sich terrassenmässig erheben und in Puig de Bon Ain eine Höhe von 5000 Fuss erreichen; mit einem Worte etwas so Groteskes und Mahlerisches hatten wir nirgends gefunden; man konnte sich gar nicht satt sehen; das Auge ward im Fülle tagtäglich gesättigt, nur der Magen war immer leer. Die Insel Majorka, die grösste der Balearen, enthält an 63 □ Meilen Flächeninhalt, und an 150,000 Einwohner, ist gegen Norden sehr gebirgig, der Boden ist überaus fruchtbar, das Klima wird trotz der grossen Hitze durch die Seewinde sehr temperirt, ja die Winternächte sind so kalt, dass wir es unter unserer schlechten Bedeckung kaum aushalten konnten. Die Stadt Palma zählt an 4000 Einwohner, einen Pallast der alten Könige, 3 Kastelle, und einem neuen Pallast; auch ist sie der Sitz eines Bischofs. Die Befestigung des Schlosses bestand aus 4 Bastionen mit 4 hohen Thürmen, die dem Zirkel einverleibt sind. Die Courten sind ebenfalls nach dem Zirkel, und tiefe ausgemauerte Gräben im Zirkel umgeben dies ganze Schloss, zu dem nur eine Zugbrücke als Eingang führt.

Indem wir Cabrera in unserer Nachbarschaft haben, so will ich doch meinen Lesern auch etwas über diese



Insel mittheilen, auf welcher die Spanier 6 bis 7 Jahre hindurch die Hauptrolle ihrer Menschlichkeiten spielten; zum Wenigstens bieten mir die Gräuelthaten und Grausamkeiten der Spanier Stoff genug, darüber nach meiner Ansicht zu sprechen; der geneigte Leser mag selbst urtheilen, ob wohl der Nordländer Europas ein Gleiches ausgeübt hätte.

Cabrera, vier deutsche Meilen südlich von Majorka gelegen, ist die vierte grösste Insel der Balearen, enthält 4 □ Meilen Flächeninhalt, und hat den Namen von einer Gattung ehemals in den Gebirgen und Felsen hausender, wilder Ziegen. Auf spanisch heisst nämlich die Ziege Cabra, danach wurde die Insel la Isla de Cabrera (die Ziegeninsel) benannt. Sie ist durchaus von Bergen, Felsen und Schluchten durchschnitten, und gänzlich unbewohnt, hat auch keinen besonderen Landungsplatz, als eine elende Bucht auf der Nordseite, wo ein einziger runder, alter Thurm ohne Besatzung steht.

Auf dieser wüsten, öden, menschenleeren Insel hatte der General Capitain der Balearen das grosse Depot von allen unseren kriegsgefangenen Soldaten und Unterofficieren gerichtet; denn auf Majorka konnten diese nicht untergebracht werden, weil sie die reine Menschheit angesteckt hätten, wie die Majorkiner meinten. Die Gefangenen von allen Stationen seit Anfange des Krieges wurden hierher gebracht, ausgeschifft, und so sich selbst, ihrem Schicksale und der Wildniss überlassen; ihre Zahl nahm ab und zu, je nachdem sie vor Hunger starben, oder durch diesen gezwungen, bei den Engländern, die hier ihre veruchte Werberquelle hatten, Dienste nahmen; dennoch belief sie sich immer auf 4 bis 5000 Mann, und wenn die Anwerbungen, und die häufigen Sterbefälle nicht gewesen wären, so würde am Ende die ganze Insel von diesen Unglücklichen überschwemmt worden sein. Diese Menschen,



die hier Jahrlang im Elende schmachteten, erhielten keine Zahlung von dem spanischen Gouvernement, sondern Lebensmittel, die ihnen aus etwas Saubohnen, Stockfisch und einer Ration Brod bestehend, alle 3 Tage zu Wasser zugeführt wurden. Wo hatten diese armen Menschen Geräthschaften um sich die Speisen zu kochen, oder wo auf der wüsten Insel Gelegenheit, sich das nöthige Geräth dazu zu kaufen. War die See viele Tage hindurch stürmisch, so langten auch die Lebensmittel nicht an; dann waren diese armen Menschen dem grössten Hunger und der Verzweiflung ausgesetzt. Hunger thut weh! ist ein altes Sprichwort; aber wie sehr, weiss nur der, welcher aus Erfahrung sprechen kann. Diese Armen, um nicht des Hungertodes zu sterben, verkauften oder vertauschten ihre letzte Kleidung für Lebensmittel an die Matrosen, die ihnen von Majorka die Lebensmittel brachten, wurden noch obendrein betrogen, und mussten sich mit dem begnügen, was man ihnen dafür gab; gewöhnlich führten die Matrosen noch etwas von Victualien, Rauchtaback, Wein und Brandtwein mit sich, um noch den grössten Profit von diesen Armen zu ziehen. Nackt, ja fast alle nackt, waren die damaligen Bewohner von Cabrera. Sie stellten wilden Vögeln in den Felsen Abhängen und Schluchten nach, ihren Fang brieten sie sich auf Kohlen und Asche; auch auf die wilden Kaninchen machten sie Jagd, wenn diese des Nachts aus ihren Höhlen herauskamen, und erlangten dieser Thiere sehr viele, um sich ein Mahl daraus zu bereiten. Diese wilden Kaninchen wurden von so vielen Jägern verfolgt, dass zuletzt gar keine mehr vorhanden waren; dazu geriethen die Jäger oft in Streit, indem der Stärkere dem Schwächeren die Beute entriss. Es kamen sogar in den menschenleeren öden Schluchten der entlegensten Gegenden Mordthaten vor, und kein Mensch fragte darnach. Es herrschte hier auf Cabrera in diesen Jahren eine wahre Anarchie, noch schlim-



mer, als bei den Wilden; dies wusste das spanische Gouvernement sehr gut, aber abhelfen konnten und wollten sie nicht. Denn erstens, wo sollten sie mit dieser Menge von Gefangenen hin, da ganz Spanien in den Händen der Franzosen war; zweitens waren sie auch heimtückisch genug, dass sie es mit Freuden sahen, wenn sich die Franzosen unter einander selbst erschlugen. Der französische Lieutenant Vial von den Dragonern, ebenfalls Kriegsgefangener, hatte sich aufgeopfert hier auf Cabrera, die Stelle des Commandanten zu versehen; er empfing die Lebensmittel im Ganzen für alle Gefangenen, und theilte einem jeden seine Ration aus; er that wirklich viel, um diese Unglücklichen in bestmöglicher Ordnung und in einiger Subordination zu erhalten, und gab sich alle Mühe, sie durch Zureden, Moral und Religion zur Standhaftigkeit in ihren Leiden zu führen; allein dies war alles vergebens. Endlich, nachdem er aller dieser Gräueln überdrüssig geworden, und sah, dass alle seine Bemühungen umsonst waren, und nur ihm selbst schaden, bat er den Gouverneur, dass er ihn zu uns auf Belvedere schicke; dies wurde ihm erlaubt; ach! wie sah er aus! gelb, ausgehungert, keinem Officier mehr ähnlich, durch Gram und Kummer so entkräftet, dass er einen siechen Körper auf Lebenszeit behielt. So ebenfalls der Lieutenant Pfister von den Schweizern, der nachdem er 3 Jahre in den Wüsten Cabreras zugebracht hatte, zuletzt wahnsinnig wurde; als er zu uns in diesem Zustande herüberschickt wurde, hatten wir viel Mühe mit ihm, da sein Wahnsinn manchmal schlimm ausartete. Nachdem der Lieutenant Vial seine unglücklichen Leidensgefährten verlassen hatte, brach die vollständigste Anarchie auf der Insel aus. Einmal hätten die Unglücklichen beinah das Schiff erstürmt, welches ihnen die Lebensmittel brachte; wer weiss, was sie mit den Matrosen gemacht hätten, wenn ihr Plan gelungen wäre. Sie schwammen in Masse nach



dem Schiffe hin, um es mit Gewalt zu nehmen, allein die Matrosen gaben Feuer; einige wurden im Wasser erschossen, die anderen entflohen zu rechter Zeit; ihr Plan sich des Schiffes mit Gewalt zu bemächtigen, die Mannschaft zu tödten, und die Flucht nach Frankreich zu ergreifen, war vereitelt. Ein anderes Complot lief glücklicher ab. Etwa 12 Soldaten von der Marine de la Garde verschafften sich das nöthige Handwerkzeug und bauten sich in den entlegensten Schluchten und zwischen Klippen dicht an der Küste, wo kein Mensch hinkam, einen grossen Kahn mit Verdeck und Mast, aus den aufgefangenen Trümmern gescheiterter Schiffe, und wildem Buxbaum, der hier in Menge und ziemlich stark im Stamme wächst; nachdem sie so ganz geheim ein halbes Jahr gearbeitet hatten, war das Schiff fertig; die Segel machten sie aus ihren Kleidern, und übergaben sich unerschrocken dem Meere, welches sie glücklich nach Tarragona trug, wo sie von dem französischen Commandanten sehr gut empfangen und belohnt wurden; der Kahn aber wurde zum Andenken und zur Schau auf dem Markte aufgestellt. — Fluchtversuche waren aber nicht das Schlimmste, was die Unglücklichen erdachten.

Ein Soldat von der Weichsellegion seines Lebens überdrüssig, erschlug in den abgelegenen Schluchten einen Franzosen, der auch auf Beute ausgegangen war und ein Stück Brodt bei sich hatte; dies war die erste Veranlassung zu dieser Mordthat. Nach vollbrachter That schnitt er ihm ein Stück Fleisch vom Leibe, nahm die Leber heraus, verscharfte die übrige Leiche in die Erde, begab sich mit seiner Beute zu seinem Cameraden, einem Corporal, röstete das Fleisch auf Kohlen, gab davon dem Corporal zu essen und gestand ihm, nachdem sie sich gesättigt hatten, mit den Worten: Nun habe ich noch einmal vor meinem Tode Fleisch satt gegessen, — die grausige That. Vom Corporal und mehreren französischen Unterofficieren festgenommen



und an die französische Behörde in Majorka ausgeliefert, gestand er im Verhör Alles ganz offen und freiwillig, dass er seines Lebens überdrüssig, vor seinem Tode sich noch einmal an Fleisch satt habe essen wollen. Da er der französischen Sprache nicht mächtig war, so mussten 3 Officiere von seinem Regimente zu verschiedenenmalen als Dollmetscher ins Verhör kommen, unterschrieben die Protokolle, und der Soldat wurde erschossen.

So ins Unglaubliche erstreckte sich die Unmenschlichkeit, woran doch bloss das spanische Gouvernement schuld war. Diejenigen Gefangenen, denen es beschieden war, dem Elende nicht zu unterliegen, und die, wie besonders die Franzosen, aus Nationalhass gegen die Engländer keinen Dienst nahmen, bauten sich allmählig auf einem Punkte an; so entstand mit der Zeit eine kleine Stadt mit Strassen, Plätzen u. d., die fast Alle die Namen der Strassen und grossen Häuser von Paris führten; die Stadt selbst erhielt den Namen Napoleonville, natürlich waren die Häuser nur Baraquen von Lehm, Steinen und Stroh. — Im Jahre 1812 brach unter diesen Unglücklichen noch die Pest aus; zu hunderten starben sie; keine Hülfe wurde ihnen gegeben; sogar die Todten wurden nicht beerdigt, und brachte man auch wirklich einen Kranken ins Lazareth nach Palma, so waren seine Eingeweide so erschlafft und geschwächt, dass sie nichts mehr ertragen konnten. Als einst einem solchen Unglücklichen vor meinen Augen ein Bischen Wein mit Bisquit gereicht wurde, so starb er gleich; er war nichts, wie Haut und Knochen, von der Sonne verbrannt, mit langem Bart und schwacher Sprache, und sah keinem Menschen mehr ähnlich. Der Krankenwärter kam mit einem grossen Korbe an den Wagen heran, setzte immer zwei auf einmal, wie ein Knaul zusammengekrümmt, hinein und trug sie in hastigen Schritten in die Krankenstube. Fast Alle hatten ein gleiches Schicksal, sie starben nach



kurzer Zeit. Dies waren alles Folgen der raffinirten Unmenschlichkeit des General Capitano der Balearen, und der wilden rohen Lebensart, in welcher diese Elenden so viele Jahre hindurch grausam zugebracht hatten. Ihre Speisen genossen sie fast alle roh, oder höchstens wie Stockfisch, Saubohnen u. d. in Asche gebraten; dies verursachte unter ihnen den Scorbut, das gelbe Fieber und andere ansteckende Krankheiten; ein Gräuel war es, diese armen Menschen zu sehen und tagtäglich von dem Elende dieser grossen Menschenzahl zu hören. Hier übte wirklich der Mensch sein Meisterstück der Grausamkeit aus. Hätten nicht diese Menschen anders benutzt werden können, wie die Kriegsgefangenen in anderen Ländern, besonders in Frankreich, wo man sie für etwas Zahlung zu öffentlichen Arbeiten in Festungen, bei Kanälen und auf Landstrassen verwendet, da dies dem Staate wie den Unterthanen zu Gute kömmt? Oder hätten sie nicht als Handwerker, da viele unter ihnen ein Handwerk verstanden, arbeiten können? Daher liess man sie lieber auf einer wüsten und öden Insel vor Hunger sterben, oder zu Wesen entarten, die zuletzt kaum noch ihrer Menschheit bewusst waren. Auf ewige Zeiten ist auf dieser Insel der schmutzigste und schändlichste Flecken der spanischen Grausamkeit in den Boden derselben eingegraben. Wir, da wir Augenzeugen aller dieser Gräuel waren, schauern noch heute, wenn wir daran denken. Gott, der gerechteste Richter, wird es diesem General Capitano auch verdienterweise zu belohnen wissen.

Da es mir selbst nicht das Angenehmste ist, mich an diese Gräuel zu erinnern, so will ich, so furchtbar auch der Stoff ist, doch damit abschliessen und nur noch dies erwähnen, dass mir bis dato noch keine Schrift vor Augen gekommen ist, die über die in Crabrera verübten Grausamkeiten Bericht erstattete. Die Spanier, die es am besten



könnten, werden es auch wohl zu ihrer eigenen Schande nie thun; Um so mehr fühlte ich mich verpflichtet, dieses Alles ausführlich zu berichten, damit es auch in den nördlichen Ländern Europas zur Kenntniss komme. — Ich kehre nun zu meiner Geschichte zurück.

Wir sassen in unserem alten Schlosse Belvedere beständig eingeschlossen, bis in die Mitte des Monats Juli 1812, wo einige englische Officiere mit Erlaubniss des Gouverneurs zu uns kamen. Diese machten baldige Bekanntschaft mit den Unsrigen, und erhielten die Erlaubniss 6 Officiere von den Franzosen (Freimaurer) den folgenden Tag zu sich in die Stadt in einem der Hotels zum Diner einzuladen, Die 6 Officiere wurden durch eine Escorte von 2 Mann Milicianos oder Inwaliden von der Wache in die Stadt zu den Engländern geleitet. Die Engländer boten Alles auf, um ihre Gäste auf das Beste zu bewirthen. Nach dem Mahle schickten sie den einen Soldaten in die Stadt, um etwas für sie zu holen, und als dieser sich entfernt hatte, auch den Andern; beide zeigten sich zu diesem Dienste willfährig, da sie von den Engländern zuvor gut traktiert waren. Die englischen Officiere bezahlten die Zeche, entfernten sich heimlich mit den Unsrigen durch eine Hinterthür, liessen sie eiligst in die Kähne steigen, und begaben sich mit ihnen auf ihr Schiff, wo schon die Anker gelichtet, die Segel aufgespannt wurden. Nachdem sie so diese 6 Officiere aus ihrem Kerker befreit hatten, schifften sie dieselben bei Peninscula ohnweit Tarragona aus, und schenkten ihnen die Freiheit und noch etwas Reisegeld dazu. Es waren wahre Menschenfreunde.

Für die Befreiung dieser sechs Officiere durch die Menschlichkeit der Engländer mussten wir Zurückgebliebenen büssen. — Der Gouverneur, aufgebracht über den Vorfall, liess uns sofort noch enger in unsere Gemächer einschliessen; später befahl er uns nach der Insel Ivisa zu bringen, wo



wir noch besser in Wahrsam genommen werden sollten. Dem zu Folge wurden wir auf einem von dem Gouverneur dazu gedungenen Corsair, genannt el Angel de la Guardia, das ist, der Schutzengel, am 29. Juli 1812 sämmtlich eingeschifft. Dieser Schutzengel wurde uns eine wahre Hölle. Er hatte nur 4 Kanonen am Bord, und war viel zu klein, um uns 160 Officiere und Soldaten, und noch dazu 50 Mann spanischer Soldaten als Escorte so wie etwa 20 Matrosen aufzunehmen. Wir sämmtliche Gefangene wurden in den inneren Raum unter das Verdeck gebracht, wo sich eine Menge Kisten befand, die uns den, schon an sich selbst engen Raum, noch verengerten. Da sassen wir, wie die Häringe zusammengepresst und keiner von uns durfte aufs Verdeck, blos einzeln einem nach dem Andern wurde es gestattet, um seine natürlichen Bedürfnisse zu verrichten, aufs Verdeck zu gehen. Die Escorte und die Matrosen blieben auf dem Verdeck fast immer unter dem Gewehr; an dem Eingange zu dem unteren Raum, der ungefähr 2 Ellen im Qadrat mass, standen immer 6 Mann Schildwache mit Spiessen und geladenen Gewehren und hörten nicht auf uns zuzurufen: Der Erste von euch Hunden, der sich nur rückt, wird sogleich niedergeschossen, darum sitzt stille. Die Hitze war an diesem Tage überaus gross, gewiss an 35<sup>0</sup>, nach Réaumur, die See war so stille, dass sich auch kein Lüftchen in der Athmosphäre bewegte; aber in unserem engen Raume so voller Menschen gepfropft, betrug die Hitze wenigstens an 45<sup>0</sup> und die Luft in demselben war erstickend. Viele von uns erkrankten, besonders bejahrte Männer fielen in Ohnmacht und übergaben sich schrecklich peinlich war unsere Lage; ich selbst, in den besten Jahren, mit einer starken Gesundheit begabt, wurde durch diese unerträgliche Hitze so matt, dass mich Anwandlungen von Ohnmachten überfielen und ich rettete mich nur dadurch, dass ich den Mund offen nach der oberen Oeffnung hinhielt,



um etwas frischer Luft zu schnappen. Hier half kein Flehen und Bitten zu den Menschen, alles war vergebens; allein Gott, der Allmächtige, half. Dadurch, dass wir in der Nacht günstigen Wind bekamen, wurde unsere so beschwerliche Fahrt, auf der wir dem Tode erlegen wären, wenn sie noch 24 Stunden länger gedauert hätte, so beschleunigt, dass wir am 1. August 1812 in den Hafen von Ivisa einfuhren. Wir wurden sogleich ausgeschifft und in die Citadelle gebracht, die viel höher als die Stadt und die erste Fortifications Linie, auf dem Gipfel eines hohen Berges liegt, wo wir in wüste Gemächer eingeschlossen wurden.

Die Insel Ivisa mit der Hauptstadt gleichen Namens war der letzte Ort unserer langen Gefangenschaft, wo wir vom 1. August 1812 bis zu unserer Freilassung am 2. Mai 1814 ununterbrochen blieben. Nicht so gut, wie in den anderen Orten der Balearen, hatten wir es hier auf Ivisa; wir waren noch mehr bewacht und immer verschlossen gehalten, und der alte Commandant (un teniente colonel ein Obristlieutenant) war der unzugänglichste Mann, den man nur hätte finden können, um aus seinen Händen Gnade und Barmherzigkeit zu empfangen. Er wohnte ebenfalls oben auf der Citadelle, von wo er uns mit Argusaugen bewachte. Sein äusseres komisches Ansehen verrieth das hohe Bewusstsein, das er von der Würde seiner Berufspflichten hatte. Wir lagen ihm sehr am Herzen; dass es uns an nichts fehle, war sein einziger Wunsch; allein nur ein hoffnungsvolles Versprechen, nur die süsseste Versicherung seiner Theilnahme an unser Schicksal, nur den herzlichsten Wunsch: Gehet mit Gott! und ein Ave Maria purissima, bei seinem Weggehen von uns, war Alles, was wir von ihm erringen konnten; doch nein, auch die frische Luft durften wir aus den Fenstern geniessen. Gewöhnlich war sein Anzug ganz militairisch: ein paar Schuhe mit grossen silbernen Schnallen, seidene lange Strümpfe, kurze



schwarze Hosen mit Schnallen an den Seiten, eine lange rothe Weste mit Tressen besetzt und grossen Knöpfen, ein blauer Frack bis auf die Waden herunter, mit grossen Metall Knöpfen, die alten abgeschabten goldenen Epaulets auf den Schultern, eine alte Perücke voller Fett, mit grossen langen Locken an beiden Seiten immer ganz steif pomadirt, ein grosser Haarbeutel, und ein seidenes Netz auf dem Kopf, welches ihm jedes Haar, so wie er uns, in Ordnung hielt, ein alter zerbrochener dreieckiger Hut, den er immer en bataille aufsetzte, sein Degen an der Seite und in der Hand ein langes spanisches Rohr. Seine kleine dicke Figur passte vortrefflich zu diesem komischen Costüm, in welchem er uns einigemal in unserem Kerker besuchte.

Es befanden sich unter uns Officiere, die ganz vortreffliche Zeichner und Maler waren; kaum hatten ihn diese recht vom Nahen betrachtet, so war er auch schon aufs schönste und Ähnlichste in seinem ganzen Costüm abkonterfeit, dass man ihn auf den ersten Blick erkannte. Dieses schöne Contrefei, an 2 Fuss hoch, wurde in einem Saale der Kaserne, wo wir waren, aufgehängt; als aber der Commandant davon Wind bekam, ward er so aufgebracht, dass er uns mit seiner hohen Gegenwart und seinem Ave Maria purissima niemals mehr beehrte. Dennoch bestrebte er sich während dieser ganzen geraumen Zeit, uns in steter Sicherheit zu erhalten, und er sagte öfters zu uns: Es seien viele böse Menschen unter den Einwohnern, besonders unter den Matrosen und Fischern; um ihre bösen Absichten gegen uns zu verhindern, müsse er uns in seine väterliche Obhut nehmen, und um uns vor Gefahren sicher zu haben, müssen wir es uns schon gefallen lassen, stets gut verschlossen zu sein. Gewissermassen hatte er Recht; denn es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass sich die Einwohner an den Gefangenen vergriffen. Auch wurden wir wirklich öfters von den Einwohnern mit den abscheulichsten Schimpfarten



und Drohungen traktiert, besonders wenn die Unsrigen auf dem Continente wieder gesiegt hatten. Gut that daher immer die spanische Obrigkeit darin, dass wir immer verschlossen waren, indem sie die Launen und den Hass des Pöbels gegen uns am Besten kannte; allein für uns war dies ein trauriges Schicksal; wir verlebten unsere Tage in beständiger Traurigkeit; von aller Welt abgeschnitten, mussten wir selbst suchen, uns die Zeit und Langeweile zu vertreiben, und nichts Peinlicheres habe ich in meinem Leben empfunden, als die lange Weile. Die Lebensmittel waren hier theurer, als auf den anderen Inseln der Balearen, und oft nicht einmal zu bekommen. Unsere gefangenen Soldaten, die uns zur Bedienung gegeben wurden, machten täglich den Einkauf dieser Lebensmittel in der Stadt, wobei immer spanische Invaliden als Escorte mit gingen; wir wurden dabei manchmal von den Unsrigen betrogen und dem Invaliden musste jedesmal ein Trinkgeld gegeben werden, sonst ging er ungern mit. Wir waren in Menagen eingetheilt, jede zu 12 Officieren. Die Rechnung führte der Reihe nach jeder Officier eine Woche. Wir erhielten täglich 4 Realen (40 poln. Groschen) und ein Commis-Brot von 3 Pfund, welches 6 Realen kostete. An Rindfleisch war gar nicht zu denken; die ganze Zeit, dass ich auf Ivisa war, habe ich kein Stück Rindvieh gesehen. Der ganze Viehreichthum besteht in Mauleseln, Eseln und Ziegen und der Ivisenker weiss wohl nicht einmal, wie Rindfleisch schmeckt. Ziegenfleisch bezahlte man mit 3 Realen das Pfund. An grossen Feiertagen, wie Weinachten, Ostern u. d. g. schossen wir in jeder Menage einige Sous mehr zusammen, und dann thaten wir uns etwas zu Gute an Schaafs- und Ziegen-Köpfen; denn zu Fleisch reichte die Kasse nicht aus. An den anderen Tagen bestand unsere Kost in einer elenden Mahlzeit von Saubohnen, Blumenkohl mit Nudeln, Reis, dann und wann Stockfisch, frische



Fische, frische Feigen, Weintrauben, und allerhand Südfrüchte, die dem Nordländer keine Kräfte geben. Die Speisen wurden alle mit Baumöl bereitet, denn von Butter wissen sie hier nichts.

Der Wein war wohlfeil, aber zu stark, um ihn bei so schlechter Kost zu genießen, man musste ihn erst zur Hälfte mit Wasser mischen. Fast die meiste Zeit verlebten wir ohne Brod. Stand man früh auf, so war man hungrig, vom Mittagessen ging man hungrig weg, und am Abende war man noch hungrier; hungrig schlief man ein, und hatte den Trost, dass man auch hungrig erwachen werde. Die Meisten von uns waren abgehärmt, bleich und elend. Unsere Kleidung fiel uns immer mehr vom Leibe, man musste doch bei Alle dem täglich ein paar Groschen ersparen, um sich ein Hemde oder sonst etwas auf den Leib zu schaffen, und vom Ungeziefer verschont zu bleiben. Unsere Kleidung bestand meistens in einem Nankinghemde, Pantalonen von Nanking, und einem paar Schuhe. Der blosse Fussboden war unser Lager, so schliefen im Winter und Sommer. So lange die Witterung gelinde war, gingen wir den ganzen Tag im Hemdsärmeln herum, und der Rock ruhte am Nagel. Unsere Wäsche besorgte sich ein Jeder selbst; und wusch einer sein Hemde, so musste er halb nackt sitzen, bis er es im Fenster an der Sonne getrocknet und gut ausgerieben hatte; dies geschah alle 8 Tage, — so musste sich ein Jeder helfen. Dazu gingen wir mit langen Bärten, wie die Kapuciner umher, denn kein Barbier war zu haben; darum nannten die Spanier uns auch: los oficiales Capucinos.

Die französischen Officiere waren die ersten, die auf die Idee kamen, sich durch Arbeiten etwas zu verdienen, um sich dadurch ihr trauriges Schicksal zu verbessern, und die quälende lange Weile zu tödten. So verfertigten die einen die schönsten Haarschnüre, Armbänder u. d. von



Haaren, so auch Fingerringe mit Inschriften und allerhand Farben; ein Anderer überspann Knöpfe mit Seide von allerlei Art, ein anderer machte hörnerne Löffel und s. w. Als die Andern sahen, dass die Franzosen sich dadurch etwas verdienten, sich dafür besser kleiden, und beköstigen konnten, so ergriff ein Jeder von uns, dem Beispiel der Franzosen folgend, seinem Talente und seiner Geschicklichkeit gemäss, ein Handwerk, und unser Kerker, der aus 2 grossen Sälen im zweiten Stocke in der Kaserne bestand, (im Untersten hatten unsere Burschen ihr Quartier) verwandelte sich bald in eine Werkstätte von allerlei Handwerkern. Hier werden Schachteln geklebt, die schönsten und künstlichsten Vogelgebauer gemacht; eine Drechselbank kam zum Vorschein; (wovon der Verfasser dieser Schrift selbst der Erfinder war) auf dieser wurden ausser anderen Kleinigkeiten viele Tausend Schock Knopfformen von Olivenholz, Knochen, Horn und Perlmutter gedrechselt; Violinen und Guitarren wurden in Reparatur genommen, sogar eine hölzerne Uhr ward verfertigt. Der Meister nahm sich wieder einen andern Offizier als Gesellen oder Gehülfen; an diesen zahlte er täglich 8 bis 10 Sous, wofür er ihm das Holz, die Hörner aus dem Graben zubereiten musste; so fand auch dieser seinen Unterhalt. Dieses Treiben gab öfters sehr spasshafte Auftritte nicht nur unter uns, sondern auch mit den Einwohnern aus der Stadt, wenn sie für die Arbeit bezahlen sollten. Denn zu uns durfte niemand herein, also wurde durch das eiserne Gitter, welches immer verschlossen war, die Bezahlung und die fertige Arbeit hindurchgereicht. Ehe aber nicht so viel bezahlt war, wie man forderte, wurde nichts gereicht, so sehr auch der Käufer dabei fluchte, dass es ihm zu theuer war. Zum weiteren Zeitvertreib lehrte auch einer den Andern die Flöte blasen, oder der Deutsche gab dem Franzosen Unterricht in der deutschen Sprache, und umge-



kehrt; Vocabeln wurden von beiden Theilen fleissig gelernt. Einer malte auch Heiligenbilder, hatte aber wenig Absatz mit seiner Waare, denn die Spanier hielten sie nicht für echte Heiligen wie die Ihrigen; da bankrotierte der arme Maler, und vor Aerger beklebte er mit seinen Bildern die ganze Wand in der Kaserne. Am meisten verdienten die Schneider, denn wer ein Stück Bekleidung brauchte, liess es sich bei dem machen, der die Schneiderei verstand, und musste zahlen. Auch bot sich unseren Schneidern eine unvorhergesehene Gelegenheit zu gutem Verdienst, und viel Arbeit. Die Engländer stifteten nämlich eine neue Legion 6000 Mann stark; natürlich musste die Equipirung dieser Truppen schnell vor sich gehen, und zur Verfertigung so vieler Mäntel, Mondierungen, Spenzer, Beinkleider, Stiefelletten, Mützen, Hemden u. d. m. waren auch eine Menge Schneider erforderlich; obgleich es deren aber in allen Winkeln der Welt zu viele giebt, so fehlten sie doch auf Jvisa. Der spanische Hauptschneider in der Stadt, der diese ganze Arbeit in Entreprise genommen hatte, konnte sich keinen Rath schaffen, um dies Alles zur bestimmten Zeit fertig zu machen, und gab einem italienischen Obristlieutenant von uns, der sich aus Noth ebenfalls in der Schneiderei vortrefflich eingeübt hatte, von jeder Kleidungsart einige hundert schon zugeschnittene Stücke in Arbeit; dieser nahm wieder alle Officiere von uns, die nur schneiden konnten, zu sich in Arbeit, hielt die Controlle darüber und zahlte ihnen pünktlich dafür. Ein Jeder nahm sich ein Stück Kleidung nach Wohlgefallen, und man sah hier an 30 bis 40 Schneider, Obristlieutenants, Capitains, Ober- und Unterlieutenants, mit 2 bis 3 Orden an der Seite von den verschiedensten Nationen in einem grossen Kreise auf dem Fussboden sitzen und über Hals und Kopf arbeiten; öfters stimmten sie auch nach guter Schneidermanier gemeinschaftlich ein frohes Kriegslied an, wozu einer mit der



Guitarre accompagnirte, besonders waren die Italiener wie überhaupt die Mehrzahl dieser Schneidergruppe, so auch die besten Sänger; zwei Officiere von ihnen hatten sogar in den Mailändischen Theatern und Opern fungiert; ach! wie schön haben sie gesungen, wie gerne hörte ich ihnen zu; das Herz im Leibe erlebte wieder und viele sonst traurige Tage und Stunden verflossen uns wieder im Frohsinn. Ja! der Genuss der Arbeit gab uns wieder, was uns fehlte: leibliche Ruhe in der Nacht und am Tage Ruhe im Herzen. Nicht bloss, dass wir Geld verdienten, um unsere traurige Lebensart zu verbessern, sondern auch mancher Spass und manche lustige Zerstreuung fiel vor, die unsere Launen änderte und uns aufheiterte. Unsere Cameraden, die zu jeder Handarbeit unfähig oder zu schwach waren, unterstützten wir so viel wie wir konnten, aus Cameradschaft. Mir verging die Zeit aufs Beste, und die Langeweile, die grösste Strafe Gottes, wich von mir auf immer. Des Spasses halber, will ich hier ein Beispiel anführen, wie mancher auch in der grössten Traurigkeit seine gute Laune zu erhalten weiss, Alles für nichts achten lernt, ob es ihm schlecht oder gut gehet, und noch dadurch andere aufheitert.

Es war unter uns der Capitain H.. von dem Hohenlohe-Ingelfingischen Contingente der Rheinkonföderation, der mit seinem Contingente, aus 50 Mann Dragonern bestehend, nachdem er kaum nach Aragonien gekommen, bei erster Gelegenheit von dem berichtigten Guerillas Anführer Mina mit Bausch und Bogen gefangen genommen war. Dieser Capitain, ein echter Schwabe, worauf er sich auch nicht wenig zu Gute that, war ein überaus lustiger, jovialischer Mensch; ein Jeder hatte ihn gerne, er nahm jeden Spass mit Lachen auf, und theilte ihn auch wieder so aus, ohne jemanden zu beleidigen, aber am meisten hielt er vom Essen und Trinken; besonders das Letztere liebte er sehr,



blieb aber immer dabei nüchtern; mit einem Worte, er konnte einen guten Stiefel vertragen, und hatte er sein Gläschen, so war er der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden wie im ganzen Schwabenlande. Er wettete eines Tages mit dem Capitain F. von den badensischen Truppen, dass er auf einmal ein ganzes Schock Setzeier aufessen würde; die Wette ging um 6 Bouteillen Wein. Zu dem Ende wurde eine Bratpfanne, Baumöl, und ein ganzes Schock Eier auf einem Heerde herbeigeschaft, Feuer angemacht, und der Capitain F. schlug die Eier in das siedende Oel in die Pfanne selbst hinein, so viel wie nur hineingehen konnten. Als sie gar waren, fing der Capitain H. mit einem hölzernen Löffel bewaffnet an, sie zu essen; der Capitain F. zählte dabei ganz laut, wir alle waren die aufmerksamsten Zuschauer; von eins bis zwanzig verschluckte er die Eier sehr geschwind, von Dreissig bis Vierzig ging es schon langsamer, noch langsamer von Vierzig bis Fünfzig, aber von Fünfzig an fing er schon an zu würgen. Da sagte einer unter uns, ein alter französischer Capitain: Oho! il ne les mangera pas! Ja, ja! antwortete der Capitain H.: sprich Du auch französisch, so esse ich sie doch auf. Er gewann die Wette, bekam die 6 Bouteillen Wein, und that sich viel mit diesem auf seinen davon getragenen Sieg den Tag über zu Gute; den anderen Tag war er etwas unpass, aber doch bei guter Laune.

Einst besuchten uns 6 englische Seeofficiere von einem Kriegsschiff in unserem Kerker, wozu sie die Erlaubniss von dem Commandanten erhalten hatten. Die vielen Werkstätten, das Hammern u. d. machte ihre Aufmerksamkeit rege, Alles schien ihnen Mitleiden zu erwecken; mit theilnehmenden Gesichtern sahen sie stillschweigend zu, und verliessen uns mit der freundlichsten Begrüssung. Beim Commandanten bedankten sie sich noch einmal für die Erlaubniss uns gesehen zu haben, und baten ihn, uns mehr



Freiheit zu geben, was aber vergebens war. Den andern Tag erhielten wir von ihrem Schiffe durch ihre Grossmuth und Menschenliebe ein reiches Geschenk von Lebensmitteln, nämlich zwei Oxhoft rothen Wein, zwei Tonnen gepökelttes Fleisch und Speck, 24 Säcke weizenen Schiffszwieback, ein Fass Baumöl, eine Klafter Holz und eine Axt. Dies Alles vertheilte der älteste Obrist unter uns in Proportionen; es bekam ein jeder nach gemachter Repartition: 24 Quart Wein, 8 Pfund Fleisch und Speck, 36 Zwieback, ein Quart Baumöl. Auch an Geld machten diese menschenfreundlichen, englischen Officiere ein ansehnliches Geschenk; dies verwendete der Obrist für die Freimaurerloge. Viele Tage lebten wir von diesen Lebensmitteln, und danken es unseren Wohlthätern noch heute; der Commandant sah es nicht gerne und meinte: ein Ketzer verlasse den andern nicht. So lange wie wir diese Lebensmittel hatten, ging es lustig in unserem Kerker zu, der gute rothe Wein brachte die lustigste Laune unter uns hervor.

Auch für die langen Winterabende sorgten die italienischen Officiere zu unserer Unterhaltung, indem sie ein Marionettenschauspiel arrangirten; das Entrée kostete einen Sous. Die Italiener sind in solchen Dingen sehr geschickt, und vertrieben uns die langen Abende mit tausend Spasseereien, sogar der Commandant in seinem Costüm trat mit zwei gefangenen Officieren von uns auf die Scene und hielt seine gewöhnlichen Ermahnungen, worüber viel gelacht wurde. Dennoch war die Freude nicht der Art, dass man sich nicht nach der Freiheit gesehnt hätte.

Drei Officiere von uns, der französische Lieutenant Grenier von den Grenadieren, der französische Lieutenant Larent von der Linie eines andern Regiments, und der polnische Lieutenant Narwojn vom 1ten Regiment der Weichsellegion, alle drei starke verwegene und unternehmende Männer, machten einen Fluchtversuch, der aber



leider misslang. In dem kleinen Hofe nämlich hinter unserer Kaserne, wo wir herumgehen konnten, und wo in einem kleinen Nebengebäude unsere Küche war, befand sich eine Art Poterne oder falsches Thor; es war zwar vom Hofe aus durch eine alte Thür verschlossen, durch die Sparren sah man aber, dass eine Treppe hinunter ging. Durch geheime Kundschafter machten es jene 3 Officiere ausfindig, dass von dieser Treppe ein unterirdischer Gang bergab führte unter dem Parapet fort, durch den Graben bis an den Chemin Couvert, wo dann eine hohe Mauer war. Ihren Plan sehr geheim haltend, wollten sie durch diese Poterne die Flucht ergreifen. Von ihren Bettlaken machten sie sich ein Seil, und blos mit zwei Commis-Broden versehen, versteckten sie sich auf den Boden der Küche. Wir anderen verweilten bis gegen Abend auf dem Hofe, wo wir dann in die Kaserne durch den Unterofficier, der uns gewöhnlich auf und zuschloss, hereingezählt wurden. Mochte sich dieser nun beim Zählen gerrirt haben, oder aus sonst einem Grunde nicht darauf achten, dass ihm drei fehlten, kurz seine Rechnung schien ihm richtig, er verschloss uns, und wir gingen schlafen. Die drei Versteckten krochen in der Nacht vom Boden herunter, eröffneten glücklich die Thüre der Poterne im Hofe, stiegen die Treppe hinunter, kamen glücklich durch den unterirdischen Gang unter dem Parapet fort, durch den Graben, bis auf den Chemin Couvert, wo sie vor sich eine hohe Mauer hatten; mit Hülfe des Seiles welches sie sich gemacht hatten, liess sich einer nach dem Andern hinunter, überstiegen glücklich die übrigen Befestigungswerke, gewannen das Freie, gingen der Küste entlang, bemächtigten sich von niemanden gesehen, eines Fischerkahns mit Verdeck, Seegel und Mast stiegen hinein, und segelten immer gegen Abend in der Richtung von Valencia, wo damals die Franzosen waren; die Entfernung bis dahin beträgt an 20 Meilen. Das Meer war ihnen nicht sehr



günstig, da es calme war, so mussten sie rudern. Sie wären davon gekommen, aber sie hatten kein Compas bei sich. Sie ruderten die erste Nacht, den folgenden Tag, die zweite Nacht den zweiten Tag, die dritte Nacht und den dritten Tag. Sie richteten ihren Lauf nach der Sonne; dies ging jedoch nur am Tage an, aber nicht in der Nacht; in der Dunkelheit verloren sie oft ihre Richtung, und segelten alsdann rückwärts anstatt vorwärts. Dabei mussten sie beständig mit aller Gewalt rudern um nur den Kahn in Bewegung zu bringen; ihr Brod hatten sie schon verzehrt, trinken mussten sie das salzige Meerwasser, ihre Kleidung hatten sie sich ausgezogen um desto leichter rudern zu können, die entblössten Theile des Körpers, Arme, Hals, Rücken und Brust, waren den brennendsten Sonnenstrahlen ausgesetzt, so dass sie bald wie verbrüht, aussahen. Auf höchste erschöpft, strengten sie ihre letzten Kräfte an, um nur die Freiheit dadurch zu erlangen.

Am dritten Tage gegen Abend, erblickten sie nahes Land, steuerten mit ihren letzten Kräften darauf los, erreichten die Küste, und welche Freude hatten sie an's Land zu steigen, in der Hoffnung, ihre Wünsche erreicht zu haben, und dass das beschwerliche Rudern ein Ende habe. An zwei Stunden irrten sie an der Küste hin und her, ohne einen Menschen anzutreffen, endlich erstiegen sie einen Berg, und erblickten in der Ferne ein kleines Dorf. Sie gingen darauf zu; die Bewohner desselben, die im Felde arbeiteten, glaubten afrikanische Seeräuber zu erblicken, bewaffneten sich sogleich mit Gewehren, Säbeln, Messern und Aexten, und gingen auf die Unglücklichen los. Diesen blieb nichts übrig, als sich zu ergeben. Endlich gestanden sie es, dass sie französische gefangene Officiere seien, die sich vermittelst eines Fischerkahnes von der Insel Ivisa bis hierher nach Spanien geflüchtet hätten, es könne doch nicht mehr weit von Valencia sein, und wenn man sie bis dahin



begleiten wolle, so würden sie sehr gut dafür belohnt werden. Die Einwohner stutzten gewaltig über ihre Worte, und machten ihnen bekannt, dass dies Land nicht Spanien, sondern die Insel Ivisa sei, und dass sie nur eine kleine Meile von der Stadt Ivisa entfernt seien. Sie revidierten und durchsuchten ihre Taschen, ob sie kein Geld hätten, trennten dem einen Officier die goldenen gestickten Granaten hinten von den Schössen der Mondierung ab, banden ihnen die Hände mit Stricken auf dem Rücken, und brachten sie noch vor Abende zu unserem lieben Commandanten auf die Citadelle zurück. Der liess sie in den tiefsten Kerker jeden einzeln einsperren und hielt sie so ein ganzes Vierteljahr hindurch verschlossen. Wie sahen aber diese Armen aus, als sie wieder gebracht wurden! Die Haut vom halben Körper war nichts als Blasen, weshalb sie auch ihre Röcke nicht anziehen konnten; dazu waren sie von der Sonne verbrannt und ausgehungert. So waren denn diese 3 Unglücklichen noch schlimmer daran, als sie vorher gewesen waren. Beinah 4 Tage hatten sie in der Runde auf der See herumgerudert, und mussten doch wieder an ihren Verbannungsort zurück kommen, um noch mehr ins Elend zu gerathen. Erst als sie vor Elend krank wurden, wurden sie aus ihren engen Kerkern befreit, und kamen wieder zu uns. Das falsche Thor Poterne wurde fest vermauert, man stellte noch mehr Schildwachen des Nachts um uns herum; sogar in die Kirche zu gehen, obgleich mit Escorte, wurde nun niemandem mehr gestattet; und der alte Commandant war nun noch aufgebrachter gegen uns.

Während dieser Zeit wurden auch einige Officiere von uns gegen spanische Officiere ausgewechselt; dies Glück ward aber nur Wenigen zu Theil. Von unserem Regimente erhielt so der Capitain Valentin Szmigielski seine Freiheit; wir bedauerten diesen braven Mann aus unserer Mitte zu verlieren, aber wir wünschten ihm doch von ganzem Herzen



sein Glück und gaben ihm Briefe mit nach Polen an unsere Eltern und Verwandten, die er auch treulich besorgt hat.

Wie alle Spanier uns hassten und jede Gelegenheit suchten, ihren Groll und Rache an uns auszulassen, so waren auch die Bewohner der Insel Ivisa von diesem Uebel angesteckt, und um so mehr, je seltener sie ihren Geburtsort verlassen und weniger Bildung, Aufklärung und Civilisation als die Bewohner des Continents besitzen. Besonders ausgeprägt war dieser Hass bei den Frauenzimmern, und noch mehr in der gebildetsten Klasse, als unter dem Pöbel selbst. Wie oft hörten wir aus dem Munde einer Schönen auf dieser Insel und besonders in den angesehensten Häusern in der Stadt selbst, wo ich später vielfach Eintritt hatte, sagen: ein schöner Mann, wenn er nur nicht ein verfluchter Pole oder Franzose wäre. Nur mit Schüchternheit und Zurückhaltung betrat man ihre Wohnungen, wenn man etwa eingeladen war. Ueberal fand man einen Pater oder sonst einen Geistlichen in ihrer Mitte, welcher den Ton angab, und man musste sehr auf seiner Hut sein, ihm ja nicht mit Worten oder Mienen zu nahe zu kommen, oder auch nur einer Schönen einen holden Blick zuzuwerfen; man würde den höchsten Zorn sowohl der Schönen, als auch ihres Schutzengels, der ihnen tagtäglich Hass gegen uns einpredigte, erregt haben. Dennoch trat hier ein Fall ein, der die Schönen dieser Stadt in Erstaunen setzte und bewies, dass die Predigten dieser in den Häusern herumschleichenden, scheinheiligen Rathgeber nicht allemal Früchte trugen und dass es doch eine Kraft giebt, jedes Vorurtheil gänzlich umzustossen. Es ist die Liebe, die gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten den Sieg davon trägt. Ich will den Fall meinen Lesern, um ihre Neugierde zu befriedigen, treulich mittheilen.

Meine Schlafstelle hatte ich mit einem meiner Kameraden in dem Winkel des Corridors eingenommen, aus



welchem eine Treppe in das obere Stockwerk führte. Derselbe war ungefähr 6 Ellen lang und 4 Ellen breit. Das Ganze hatte ich oben und von der einen Seite mit Papier überklebt, und so ein Stübchen daraus gemacht, indem die anderen drei Seiten die Wände waren. Da das Fenster mit grossen Sandsteinplatten von 6 Zoll Dicke vermauert, und es darum in unserem Stübchen, wie wir es nennen wollen, zu dunkel zum Arbeitn war, so machte ich mit einem Bohrer ein Loch in der Sandsteinplatte von 4 Zoll im Durchmesser, wodurch das Stübchen gleich heller wurde. Welche schöne Aussicht gewährte uns dieses Loch, auf die unter uns liegenden Festungswerke, weiter auf die Stadt, noch weiter auf den Hafen voller Schiffe, und auf das hohe Meer, und endlich auf die nicht weit von Ivisa entlegene Insel Formentera, die mit einem Kloster und anderen Gebäuden ausgestattet, aber menschenleer und unbewohnt ist.

Zu diesem Loche fanden sich bald viele Liebhaber ein, theils wegen der schönen Aussicht, theils aus Neugierde um zu sehen, was draussen vorgehe. Besonders war unter ihnen der Lieutenant Pawłowski, von unserem Regimente, ein hübscher junger Mensch, aber von Natur ein wahrer Cupido; dieser guckte beständig durch dieses Loch, um etwas für sein schmachtendes Herz zu entdecken. Er hatte für seine Art von Beobachtungen ein so scharfes Auge, dass er bald hinter den Festungswerken, in einem der Häuser, im obersten Stockwerke bei offenem Fenster eine schöne Signorita sitzen sah, die mit Nähen beschäftigt war. Sein Herz schlug gewaltig vor Ungeduld, das Loch war für ihn zu klein, ja ich glaube er wäre dadurch auf Amorsflügeln zu ihr hindurchgeflogen, wenn es nur grösser gewesen wäre. Er wusste sich aber bald Rath zu schaffen, denn nichts ist so erfinderisch, wie die Liebe. In meiner Abwesenheit nahm er ein eisernes Instrument von meiner armseligen Werkstätte, und machte das Loch immer grösser, welches



mit der Zeit so gross wurde, dass er seinen Kopf, der nicht allzuklein war, mit seinen verliebten Gedanken hindurchstecken konnte. Der Unterofficier, der uns wie die Kaserne unter seiner Aufsicht hatte, warnte mich und sagte: Lassen Sie nun endlich das Loch so, wie es ist; wenn Sie es noch grösser machen, so lasse ich es gleich wieder zumauern. Durch diese Oeffnung, wollen wir jetzt sagen, fing unser Cupido seine Romangeschichte an. Erst waren Liebesblicke, Pantomimen im Gange, dann warf man sich Küsse zu, am Ende ging die Correspondence los, die Billets-doux wurden durch unsere Burschen, die nach Lebensmitteln in die Stadt gingen, besorgt, und auf demselben Wege die Antworten zurückgebracht. Diese Correspondence zog sich eine geraume Zeit hin; allein sie genügte den liebenden Herzen nicht. Unser Cupido fand Mittel, seinen Engel näher kennen zu lernen, und mit ihr selbst zu sprechen. Er erhielt nämlich die Erlaubniss in die Kirche zur Beichte zu gehen und bei dieser Gelegenheit war im Gotteshause das erste Rendez-vous. Zweimal musste er beichten, einmal dem Geistlichen aus Gewohnheit, das Zweitemal seiner Geliebten (*querida*) vom Herzen. Sie war die Tochter des dasigen alten Meer-salinen Inspektors, eines wohlhabenden Mannes, aber auch eines Todtfeindes von uns allen; ihr Name war Josephine (*Pepica*). Sie mochte wohl schon an 25 Jahr alt sein; ihr schwarzes Haar und ein grosses schmachtendes Auge, was den Spanierinnen so sehr eigen ist, gaben ihr wirklich einige Schönheit; sonst war sie wie fast alle Frauen in der Welt sind, die, wenn man ihnen nur vom Heirathen spricht, gleich weicher und sanfter werden, und mag auch der Geliebte sein, wer er wolle, sich ihm gleich in die Arme werfen. Sie war eigentlich schon über die Jahre der Liebe hinweg; ob ihr Liebhaber Peter oder Thomas hiess, ein Pole, ein Nordländer, oder ein Ivisenker sei, war ihr ganz gleich, wenn sie nur einen Mann bekommen könnte. Endlich als



die Liebe sich zwischen Beiden immer mehr befestigt hatte und der alte Inspektor seine Salzsalinen an der Küste an verschiedenen Orten inspiciereu musste, was ihn manchmal Tagelang vom Hause entfernt hielt, kam unser Liebesritter auf die Idee, seiner theuren Pepica einen Besuch im Hause abzustatten; die Liebe ist kühn und unternehmend, also trat er eines Tages Nachmittags bei seiner Schönen ein. Es dauerte aber nicht lange, so kehrte der Alte nach Hause zurück. Die Tochter hörte ihn kommen, in Todesangst nicht wissend, wohin mit ihrem Geliebten, versteckte sie ihn geschwind in den Schlafalkoven des Vaters hinter eine Gardine; aber zum Unglück und in der Eile blieb die Mütze des Liebhabers auf dem Tische liegen. Der Vater trat in die Stube, und seine erste Frage war: Wessen Mütze das sei, und wie sie hierherkam. Die Tochter schwieg — der Alte, der schon etwas Kunde von der Liebschaft mit unserem Kameraden hatte, merkte den Braten, ging gerade in den Alkoven hinein, hüllte die Gardinen zurück, und da stand wie versteinert der verliebte Sennor Don Tomas. Der Alte ereiferte sich so, dass er nach einer Pistole griff, die an der Wand hing, und wollte ihn erschiessen, da fielen ihm aber der Liebhaber sammt der Tochter zu Füßen, baten um Gnade und Verzeihung, und gestanden ihm offenherzig ihre gegenseitige Liebe, und die Tochter erklärte, dass sie dem einmal Geliebten ihre Hand auf immer geben wolle, er möge nun aus Polen, oder aus dem Welt Ende her sein. Davon wollte aber der Alte nichts wissen, wurde zornig und ging fort. Jetzt waren die Verliebten noch unglücklicher. Die Liebe schafft aber Rath. Die übrigen Verwandten der Pepica so wie ihre eigene verheirathete Schwester, der Schwager und andere Freunde, steckten sich hinter die hohe Geistlichkeit, diese hinter den Bischof, und durch diese alle wurde der Alte, der Wittwer war, überredet, geschmeichelt, und am Ende vom Bischof



selbst ermahnt, doch sein Kind nicht unglücklich zu machen, denn die schöne Pepica lag schon verzweiflungsvoll krank darnieder. Durch dieses Alles ward denn endlich dem Alten sein Herz erweicht, er willigte nach des Bischofs und der hohen Geistlichkeit Wunsch, (denn die konnte doch Steine erweichen) in die Trauung seiner Tochter mit Sennor Don Tomas. Aber vorher musste dieser zum Beweis, dass er ächter Catolico Romano sei, alle Tage in die Kirche zur Messe gehen, beichten und comunicieren. Nach diesem mussten wir alle vier übrigen Officiere von demselben Regiment vor dem Bischof erscheinen, wo man ein Protokoll des Inhalts von uns aufnahm: dass der Sennor Don Tomas Pawlowski in Polen keine Frau oder Verlobte habe, dass er dem katolisch römischen Glauben zugethan sei und dass in Polen niemand in Hinsicht seiner Verwandten und seines Vermögens eine Einwendung wider seine Trauung mit der Donna Pepica machen werde. Dieses Protokoll unterschrieben wir. In ein paar Tagen war die Trauung vollzogen, zu welcher wir Officiere vom Regiment eingeladen wurden; das Traktament am Hochzeitstage bestand ganz nach spanischer Art, in einer Tasse Schokolade und einem Glas frischen Wassers. Der Bräutigam erhielt als Mitgabe 1000 Piaster (9000 Gulden polnisch) und Pepica entschloss sich kurz und gut, mit ihrem Manne nach Polen zu gehen. Da sie später mit uns eingeschifft wurden, so werde ich von ihrem schweren Abschiede von ihrer Familie, und von ihrer Vaterstätte meinen Lesern bei unserer Einschiffung ein Mehreres mittheilen.

Wehmüthig und mit sehnsuchtsvollem Herzen sahen wir unsere Kameraden von uns Abschied nehmen, als sie ihre Freiheit erhielten. O! wann wird die Reihe an uns kommen? seufzte einer zu dem anderen, vielleicht werden noch viele Jahre vergehen, ehe wir die goldene Freiheit erhalten werden. Allein das Schicksal entschied anders



über uns, die wir schon so lange im Kerker geschmachtet hatten, und der Verachtung Preis gegeben waren; die Vorsehung wollte unseren Leiden ein Ende machen, und wir sollten das Theuerste in der Welt, unsere Freiheit, wieder erhalten.

Gewaltig schnell hatte sich das Glück der Waffen auf dem nordischen Kriegsschauplatz geändert. Die Unsri-gen waren schon bis hinter dem Rhein von Europa zurückgedrängt worden, als wir die erste Nachricht davon erhielten, so beschränkt war unsere Communication. Auf einmal hiess es, dass wir die Freiheit erhalten sollten. Zu Folge dessen, wurden wir sämmtliche Officiers am 14ten Februar 1814, aus dem Orte unserer Qual, der Citadelle, entlassen, und erhielten zu unserer ferneren Wohnung in der Stadt, zwei geräumige Häuser angewiesen, mit der Freiheit, in der Stadt, so wie auf der ganzen Insel nach Belieben herumzugehen, bis weitere Bestimmung über uns erfolgen würden. Wir waren jedoch bloss um so viel gebessert, dass wir nun unsere Lebensmittel selbst einkaufen konnten. Wir lebten mit den Einwohnern auf dem freundschaftlichsten Fuss, litten jedoch sehr viel auf andere Weise, nämlich durch eine unverhoffte Kälte. Am 18. und 19. Februar 1814 nämlich stieg die Kälte auf der ganzer Insel auf 8° Réaumur, und der Schnee blieb über eine gute halbe Elle hoch 4 Tage lang liegen, was, wie die ältesten Leute behaupteten, seit 50 Jahren auf dieser Insel nicht vorgekommen war.

Indem mich die Langeweile plagte, und die Lust in mir erwachte, das Innere dieser Insel, so wie deren Einwohner besser kennen zu lernen, so beschloss ich, da von unserer Einschiffung nach dem Continent noch nichts zu hören war, mit 3 meiner Kameraden, eine Fussreise durch die ganze Insel zu machen. Mit einigen Groschen versehen, machten wir uns auf den Weg. Die Insel Iviza ist der Grösse nach die dritte von den Balearen, oder die



grösste der Pituisen, zu deren noch Formentera gehört. Sie hat  $8\frac{1}{2}$  □ Meile Flächeninhalt mit 15,400 Einwohnern; auf die Stadt Ivisa selbst kommen 3000 Einwohner. Sie ist durchgängig von Bergen und Felsen durchschnitten, die Ufer sind meistens schroffe Felsen, und wegen ihrer Steilheit sind nur wenige Landungsplätze vorhanden. Die Einwohner auf dieser Insel sind durch Sitten und Gebräuche, Kleidung u. d. g. sehr von den Einwohnern der übrigen Balearen verschieden; sogar ihre Geldsorten sind verschieden. Der Majorkiner in seinen weiten Hosen, kurzer Jacke, rundem Hut, und die Majorkinerin mit ihrem weissen Schleier, schwarzer Kleidung und einer Menge von Perlenschnüren vorne am Halse, sieht weder dem Minorkiner, der sich schon mehr nach dem englischen und französischen Stile kleidet, noch dem Irienser ähnlich. Die Sprache ist auf jeder Insel anders; das majorkinische gleicht mehr dem katalonischen patois, das Irienser ebenfalls dem katalonischen, ist aber schon mehr mit dem Maurischen vermischt, und hat eine ganz eigenthümliche Aussprache. Auf Minorka, besonders in Porto Mahon, wird viel englisch, französisch und italienisch gesprochen, weil sich diese Nationen hier in Menge des nahen Festlandes und des Verkehrs wegen aufhalten.

Wir hatten während unserer Fussreise viel Gelegenheit, diese Bewohner recht aus ihrem Grunde kennen zu lernen. Ihre Statur ist gewöhnlich nicht gross, sondern untersetzt; und was uns am Meisten wunderte war, dass fast Alle blondes Haar hatten. Lange Haare, mit den Schultern gleich geschnitten, sind die Schönheit und die Zierde eines Mannes. Um die natürliche Blondheit noch zu erhöhen, wird folgendes Mittel angewandt, auf welches sich die Frauen vortrefflich verstehen. Zunächst lässt der Mann seine Haare auf dem ganzen Kopfe mit reiner feiner Asche einreiben, und bindet in der Nacht ein Tuch



um den Kopf; den andern Tag, wenn er das Tuch abgenommen, hält er seinen Kopf, an den Rand eines Klotzes oder einer Bank; ein Frauenzimmer nimmt ein kleines schmales Schlagescheit, legt die dicken Haare auf dasselbe, und schlägt mit der schmalen Kante des Schlagescheits auf die Haare, von den Enden bis nach dem Kopfe zu herauf, einmal neben das andermal, so lange, bis die Asche wieder herausfliegt; natürlich wird durch die Schärfe der Asche das Haar noch mehr gebleicht, und quillt durch das Schlagen auf, und wird stark; hernach wird es gut ausgekämmt, und eine rothe, hohe, spitze, wollene Mütze darauf gesetzt. Eine braune Jacke, ein Paar Leindwandhosen mit unzähligen Falten um den Leib, und ein paar Schuhe von Binsengras (Esparto), ist der ganze Anzug eines Ivisenkers. Bei den Frauenzimmern gilt ebenfalls ein recht langes und blondes Haar für die grösste Zierde; in Betreff der Farbe verfahren sie ebenso, wie die Männer; dann werden die Haare in einen Zopf gebunden, und mit einem weissen Bande umwickelt, so dass unten nur ein Büschel Haare herausragt. Da aber dieser Zopf bis an die Kniekehlen gehen muss, so hat ein jedes Frauenzimmer zur Noth einen  $1\frac{1}{2}$  Elle langen Zopf von Werch, der dicht am Kopfe an die natürlichen Haare angebunden wird. Als Kopfbedeckung dient eine dicht am Kopf anschliessende Mütze oder Haube mit allerhand Blumen, auf die noch ein grosser runder Filzhut gesetzt wird. Dies ist der Hauptputz der Frauenzimmer. Dazu tragen sie ein schwarzes Schnürleib, am Halse eine grosse Menge von Glaskorallen, einen schwarzen Rock mit tausend Falten, bis unten herunter, und Schuhe von Binsengras. Auffallend ist diese Tracht, besonders der lange Zopf muss sehr unbequem sein, und stimmt mit dem überaus warmen Klima nicht recht überein. Wir übernachteten öfters bei den Einwohnern, wurden freundlich von ihnen aufgenommen, und in dem



Maasse, wie wir ihre Sprache verstanden, oder sich unter ihnen einer befand, der spanisch verstand, war unsere Unterhaltung lebhafter. Aber von Gastfreundschaft wissen sie gar nichts; obwohl wir sie öfters bei ihren Mahlzeiten antrafen, so luden sie niemanden von uns ein; verlangten wir aber was für unser Geld, so gaben sie es sehr bereitwillig her, aber, wie es schien, weniger aus Dienstfertigkeit, als aus einer gewissen Geldgierde. Ueberhaupt sind die Bewohner dieser Insel noch sehr ungebildet und es würde schwer halten, sie von ihren Gebräuchen, die oft sehr sonderbar sind, abzubringen. So ist es bei ihnen Sitte, sich bloss am Tage zu begrüßen; wollte man aber in der Nacht, wenn man jemanden auf der Landstrasse begegnete, ihn grüssen, so würde dieser es für eine Feindseligkeit ansehen; stillschweigend muss man vorbeigehen. Sie halten sich für die ersten Menschen auf der Welt. Ihre Vergnügungen sind besonders bemerkenswerth: Eine kleine Kindertrommel, die an einer Schnur am Halse hängt, in der rechten Hand ein Schlägel, und mit der linken Hand eine hölzerne Pfeife zum Munde geführt; dies ist die ganze Musik bei ihnen, ähnlich, wie man bei uns den Bären vorspielt zum Tanzen. Nach dieser Musik, wird getanzt und gesprungen. Der Tänzer hat ein paar grosse hölzerne Castanietten in den Händen, und das tacktmässige Klappern derselben begleitet diese schöne Musik. Will jemand ein Frauenzimmer zum Tanzen auffordern, so sagt er kein Wort, sondern tritt gerade vor dieselbe hin, hält ihr seine Klappern dicht vor die Augen und macht damit einen abscheulichen Lärm, bis sie aufsteht und mit ihm tanzt. Der Tanz ist blos ein Schwingen in die Höhe, und kommt dem spanischen Fandango nicht gleich. Während des Tanzens sind immer einige Mannspersonen mit bis auf die Hälfte des Fauces mit Werch geladenen Gewehren zugegen, die im lebhaftesten Tanzen zu 2 bis 3 in die Runde der Tänzer treten, und



indem sie die Mündung des Laufes nach der Erde zu halten, ihre Gewehre unter Schreien und Vivatrufen abschiessen; der Sand und die Erde spritzen den Tänzern und Tänzerinnen an die nackten Füße, manchmal bis ins Gesicht; ja ich habe Frauenzimmer gesehen, der von dem in die Höhe springenden Kieselsande die Füße verwundet waren und bluteten; dennoch verliessen sie den Tanz nicht, weil es die grösste Ehre für sie ist und die Verwundeten als die besten Tänzerinnen gelten. So dauerte unter dem grössten Gewehrfeuer und wildestem Geschrei bei rauschendem Trommel- und Pfeifenspiel der Tanz oft bis in die späte Nacht fort. Getränke werden dabei nicht genossen, nur frisches Wasser. Solch einen Tanz der Ivisenker kann man auf eine halbe Meile weit hören, und man erstaunt, wenn man es mit ansieht. Ihr gewöhnlicher Gesang enthält auch nicht die mindeste Melodie und gleicht dem Geschrei halbwilder Menschen. Was die Fruchtbarkeit der Insel betrifft, so trafen wir auf unserer Fussreise viel Safran-, Reis-, Baumwollen-, Zwiebel-, Melonen-, Arbusen-, Gurken-, spanische Pfeffer- u. d. g. Felder an, dann wieder Waldungen von Oliven-, Aprikosen-, Citronen-, Pomeranzenbäumen; ferner Johannisbrod (algurafas), Feigen aller Art, Lorbeerbäume und Granatbäume in Menge. Hornvieh sieht man hier garnicht, aber viel Ziegen und Esel; erstere dienen zum Melken, letztere zur Bestellung des Ackers, und zum transportieren der Producte nach den nächsten Seehäfen. Schreckliche Felsen durchkreuzen die Insel im Innern, welches daher nur wenig bebaut und benutzt wird; die wenigen Hauptoerter sind an den Küsten gelegen, und der Anblick der Insel im Innern ist wüst und überaus traurig. Nachdem unsere Wissbegierde befriedigt war, kehrten wir nach der Stadt Ivisa zurück und genossen noch einige Tage der Ruhe. Die Stadt Ivisa liegt an einem Berge; unten an der Küste liegt die Hafenstadt (la marina, wie sie da



genannt wird) in einem Halbzirkel, hernach kommt die eigentliche Stadt la villa auch im Halbzirkel terrassenmässig erbaut, aber rund herum befestigt, mit engen krummen Gassen; dann ganz oben ist die Citadelle, unser Schmachtpalais. Die Bewohner der Stadt sind nicht wohlhabend, manche treiben Ackerbau und Handel mit Landesprodukten nach dem Continente.

Die Insel Formentera mit  $1\frac{1}{2}$  □ Meile Flächeninhalt, ist eine Meile weit von Ivisa entlegen, ganz flach, und unbewohnt; blos die Mauern eines verlassenen Franziskanerklosters und andere Nebengebäude sieht man noch. Da diese Insel vor Zeiten so oft von den afrikanischen Seeräubern überfallen, geplündert und die Bewohner, die nichts zur Sicherheit und Vertheidigung hatten, theilweise in die Sklaverei mitfortgeschleppt wurden, so waren auch die übrigen gezwungen, ihre Wohnorte und die Insel zu verlassen; und das ist der Grund, wesshalb sie jetzt nicht bewohnt und ganz von Menschen verlassen ist.

Endlich erschall die für uns so frohe Nachricht, dass wir nach dem Continent eingeschifft und in die Freiheit gesetzt werden sollten. Da wir uns nun auf immer von unseren Schicksals- und Leidensgefährten von so vielen Nationen, mit denen wir an 4 Jahre im grössten Elende, aber in der grössten Freundschaft gelebt hatten, trennen mussten, so scheint es mir angemessen, hier ein Namens-Verzeichniss der Officiere, die mit uns gefangen waren, folgen zu lassen; ich thue dies zum Andenken an sie, wie auch zum Beweise für sie, falls ihnen diese meine Schrift zu Händen kommen sollte, dass ich noch in späteren Jahren mich ihrer mit Wohlgefallen erinnert habe.



## ABTHEILUNG XI.

**Namens-Verzeichniss der Staabs- wie Subaltern-Officiere**  
*aller Nationen und Truppen, die mit mir vom 30. August 1811, bis zum 1. Juni 1814 in der spanischen Gefangenschaft in verschiedenen Depots waren.*

### 1. Polen.

|                                   |   |                                               |
|-----------------------------------|---|-----------------------------------------------|
| 1. Narwojn Lieutenant             | } | vom 1. Regiment der<br>Weichsel-Legion.       |
| 2. Borzyński Lieutenant           |   |                                               |
| 3. Strażyński Lieutenant          |   |                                               |
| 4. Białobrzieski Capitain         | } | vom zweiten Regiment der<br>Weichsel-Legion.  |
| 5. Drzewiecki Lieutenant          |   |                                               |
| 6. Bieliński Lieutenant           |   |                                               |
| 7. Wasilewski Capitain            | } | vom dritten Regiment der<br>Weichsel-Legion.  |
| 8. Żurawski Lieutenant            |   |                                               |
| 9. Hoffmann Lieutenant            |   |                                               |
| 10. Ubysz Lieutenant vom 4ten     | } | Regimente des Gross-<br>herzogthums Warschau. |
| 11. Jrasinski Lieutenant vom 7ten |   |                                               |
| 12. Rozmysłowski Capitain vom 9.  |   |                                               |
| 13. Szmigelski Capitain vom 9.    |   |                                               |
| 14. Gutowski Lieutenant vom 9.    |   |                                               |
| 15. Brockere Lieutenant vom 9.    |   |                                               |
| 16. Pawłowski Lieutenant vom 9.   |   |                                               |



*2. Sächsisch-Weimarsche Jäger.*

- 17. Bojneburg Capitain,
- 18. Schauroth Lieutenant,
- 19. Seibach Lieutenant.

*3. Nassau-Weilburg'sche Jäger.*

- 20. Kathreiner Lieutenant,
- 21. Schmidt Lieutenant,
- 22. Mühlbach Lieutenant,
- 23. Collette Porte-Drapeau.

*4. Hohenlohe-Sigmaringen Dragoner.*

- 24. Hopfensberger Capitain.

*5. Lippe-Schaumburg Infanterie.*

- 25. Korf Lieutenant.

*6. Baden'sche Infanterie.*

- 26. Froben Capitain,
- 27. Holzinger Lieutenant.

*7. Schweitzer Infanterie.*

- 28. Müller Capitain,
- 29. Heidegger Capitain,
- 30. Blaser Lieutenant,
- 31. Pfister Lieutenant,
- 32. Fischer Feldpostbeamter.

*8. Holländische Infanterie.*

- 33. van der Ippenburg Lieutenant.

*9. Neapolitaner Kavallerie.*

- 54. Brandini Capitain.

*10. Vom Königreich Italien Infanterie.*

- 35. Marin Obrister,
- 36. Rei Obristlieutenant,
- 37. Molinari Capitain,
- 38. Benedettini Capitain,



- 39. Sanche Lieutenant,
- 40. Ruberti Lieutenant,
- 41. Justiniani Lieutenant,
- 42. Toffoletti Lieutenant,
- 43. Mazi Lieutenant,
- 44. Caimi Doktor,
- 45. Henri Capitain von der reitenden Artillerie.

*11. Französische Infanterie, Kavallerie und Artillerie.*

- 46. Stadié Postdirektor der Feldpost in Catalonien und Arragonien,
- 47. Gros Capitain der Artillerie zu Pferde,
- 48. L'anglais Capitain von der Lienie,
- 49. Laurent Husaren-Lieutenant,
- 50. Colomer Dragoner-Lieutenant,
- 51. Berthé Dragoner-Capitain,
- 52. Mathieu Dragoner-Lieutenant,
- 53. Commens Capitain der Gensdarmen,
- 54. Faussier Capitain des Génie-Corps,
- 55. Titeu Infanterie-Lieutenant,
- 56. Larent Infanterie-Lieutenant,
- 57. Truffier Lieutenant der Voltigeurs,
- 58. Grenier Grenadier-Lieutenant,
- 59. Latour d'Auvergne Infanterie-Lieutenant,
- 60. Lagrange Infanterie-Lieutenant,
- 61. Roi Infanterie-Capitain,
- 62. Laporte Infanterie-Lieutenant,
- 63. Archias Infanterie-Lieutenant,
- 64. Vial Dragoner-Lieutenant,
- 65. Bollinger Dragoner-Lieutenant,
- 66. Faultrier Lazareth-Beamter,
- 67. Noël Infanterie-Capitain,
- 68. David Infanterie-Lieutenant,
- 69. Bergégère Infanterie-Lieutenant,

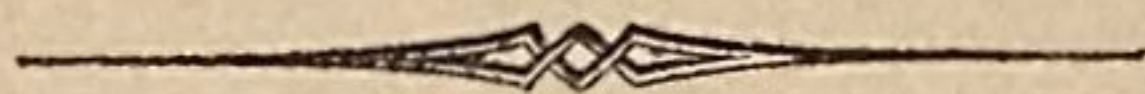


- 70. Husson Lieutenant von der Marine,
- 71. Chatler Infanterie-Capitain,
- 72. Augé Infanterie-Capitain,
- 73. la Fond Infanterie-Lieutenant,
- 74. Morand Infanterie-Lieutenant,
- 75. Ribé Oberwachtmeister der Gensdarmmerie.

*12. Dalmatier*

- 76. Petronowicz Capitain eines französischen Corsairs aus Ragusa.
- 77. Giuseppi ein Lazareth-Aufsehr (infirmier major) von der Armee in Catalonien, war schon 73 Jahr alt, und dennoch wurde er nicht eher befreit, bis wir alle frei wurden.

Wir waren im Ganzen an 115 Officiere; aber da ich mir die Namen der hier fehlenden nicht aufnotiert hatte, so konnte ich sie auch in diesem Verzeichnisse nicht mit anführen, doch kann man schon hieraus ersehen, in wie viel Sprachen in unserem Kerker gesprochen wurde.





## XII Abtheilung.

---

### Die Rückkehr nach Polen durch Italien, Tyrol, Bajonae u. s. w.

Den 1ten Juni 1814 sollten wir, polnische Officiers, auf das englische Jagdschiff (Louger) Namens Thistle eingeschifft werden. Dazu waren wir sehr bereitwillig, und jeder brauchte nur sein Päckchen, wenn er eins hatte, unter den Arm zu nehmen, um sich reisefertig zu machen. Nur unser Sennor Don Tomas mit seiner neuen spanischen Gemahlin der Sennora Duenna Pepika, hatte grössere Umstände nöthig; schwer sollte ihr der Abschied von ihrer Heimath, von ihrer Familie werden.

Am Morgen nahmen wir herzlichen Abschied von unseren Collegen, es war wirklich ein trauriger Augenblick; die Bande der Freundschaft, die wir angeknüpft hatten, wurden auf immer zerrissen, aber ein herzliches Lebewohl bekamen wir von ihnen mit auf den Weg. Indess war die Duenna Pepika mit ihrem Gemahl und ihrer ganzen Familie in die Hauptkirche beschieden worden; hier wurde dem jungen Ehepaar zur Aufmunterung und zur glücklichen Reise erst eine lange Messe gelesen, und dann eine Predigt über die Vorsehung Gottes gehalten, wobei der



Bischof mit der ganzen hohen Geistlichkeit zugegen war; darauf nahm der Bischof das junge Ehepaar mit unter den Baldachin, und der Zug bewegte sich im Singen nach den Hafen zu, während eine unzählige Menge Menschen sich dem Zuge anschloss, und die arme Pepika weinte, schluchzte, und ein paar mal unterwegs ohnmächtig wurde. So langten wir endlich bei dem Einschiffungsplatze an, wo schon die Engländer auf uns mit dem Kahne warteten, der uns auf das Schiff herüber bringen sollte. Nun kam erst der wahre Augenblick des Abschiedes; wohl zwanzigmal, und nochmal küsste Pepika die Hände und Füße ihres Vaters, des Bischofs, und ihrer Verwandten; schon in den Kahn getreten, sprang sie wieder hinaus, um noch einmal Abschied zu nehmen, und dies wiederholte sie einige mal. Endlich ward sie ohnmächtig in den Kahn gelegt, und die Engländer schon zu lange durch diese Ceremonie aufgehalten, nahmen den Augenblick wahr, stiessen mit uns vom Ufer ab, und segelten nach dem Schiffe hin, wo die Segel schon ausgespannt waren, und die schäumenden Wellen trennten uns von unsern Cameraden und der Insel Jviza, so wie die Pepika von ihren Eltern, Verwandten, und ihrer Heimath, auf immer. Bald gewannen wir das hohe Meer; bei dem günstigten Winde, segelten wir den folgenden Tag gegen Abend bei den Inseln Majorka und Cabrera vorbei, wo die Unglücklichen noch auf den nackten Felsen sassen, und schon den 4 Juni liefen wir wieder in den Hafen von Porto Mahon ein, wo wir  $1\frac{1}{2}$  Tage vor Anker lagen. Schon nicht mehr Kriegsgefangene, erhielten wir die Erlaubniss ans Land und in die Stadt zu gehen, und wir versäumten die Gelegenheit nicht, Mahon mit seinen Umgebung näher kennen zu lernen. Die Stadt selbst liegt in einer sehr anmuthigen Gegend in einem Halbzirkel um den Hafen herum, in welchem tausende von Schiffen aller Nationen der Welt, des grossen Handels wegen, die diese Stadt



im Mittelmeere treibt, vor Anker liegen, desswegen sind auch die Einwohner von Porto Mahon viel wohlhabender als die auf den übrigen Balearen. Hier hört man die englische, französische, italienische, deutsche, spanische, griechische und noch andere Sprachen reden, und sieht ebensoviel verschiedene Kleidertrachten; auch findet man unter den Einwohnern ganz europäische Bildung, Sitten und Gebräuche. Dies ist sehr natürlich, denn die Engländer haben hier einen ihrer Hauptplätze im mittelländischen Meere für ihre grosse Marine, und die Nähe Frankreichs, Italiens, und Siciliens, giebt ihnen vielfache Gelegenheit zur Bildung. Man findet in der Stadt selbst, die regelmässig in breiten Strassen erbaut ist, wie ausserhalb derselben, viele prachtvolle Palais und Landhäuser, nach englischem und italienischem Geschmack erbaut, in deren einem damals der Herzog von Orleans (Louis Filip) wohnte. Auch ein Theater, viele Fabriken und Manufakturen und besonders Werkstätten des Schiffbaus, und alles dessen, was dazu gehört, findet man hier. Die Lebensmittel sind aber wegen des grossen Zudranges von Menschen theurer, als auf den andern Balearen, aber auch von besserer Qualität. Sonst ist die Stadt von der Landseite wenig befestigt, und die übrige starke Befestigung zu beiden Seiten des Hafens bis an dessen Ausgange, in ziemlich schlechtem Zustande, wie schon früher bemerkt worden ist.

Der Schiffscapitain machte uns bekannt, dass er den Befehl erhalten habe, uns nach Neapel, und von da vielleicht nach Genua zu bringen. Wir begaben uns sogleich auf unser Schiff, und den 5ten Juni gegen Abend lichtete der Thistle die Anker. Bei dem günstigen Winde, den wir die Nacht hindurch hatten, segelten wir so schnell, dass wir in einer Stunde 11 englische Meilen zurücklegten. Diese unsere letzte Seereise war auch die anmuthigste für uns. Der Schiffscapitain mit Namen Bates, der Lieutenant



Digon, und der Schiffsarzt John Lezard, waren die gebildetsten und menschenfreundlichsten Leute, die man nur finden konnte; sie behandelten uns überaus gut, liessen uns alle Bequemlichkeiten geniessen, die man nur auf der See haben kann, und suchten uns die Zeit durch ihre angenehmen Unterhaltungen über verschiedene Seereisen, die sie in andern Welttheilen gemacht hatten, zu vertreiben, wobei sie alle gut französisch sprachen. Die junge Frau Duenna Pepika war vor Traurigkeit und aus Ungewohnheit der Seereise so erkrankt, dass man ihr eine Officier Kajüte einräumte und ihr Herr Gemahl, der Sennor |Don Tomas, Tag und Nacht bei ihr sitzen und ihr aufwarten musste. Sie fluchte manchmal gräulich, und Don Tomas musste dazu schweigen. O! wie froh waren wir, unsere Heirathslust bis nach Polen aufbewahrt zu haben und nicht das Loos der übermüthigen Liebesritter theilen zu müssen.

Den 8. Juni erreichten wir die Insel Sardinien und liefen in den Hafen von Cagliari ein, wo wir einen Tag vor Anker blieben. Dann setzten wir unsere Fahrt weiter nach Neapel fort, wo wir den 12. Juni gegen Abend anlangten. Hier im Hafen und in der Stadt verweilten wir drei Tage und hatten das Vergnügen den Vesuv mit seiner Rauch und Feuersäule so wie die Stadt Neapel zu sehen. Die hiesige englische Behörde wollte uns jedoch nicht annehmen, sondern wir sollten dem englischen Oberadmiral Lord Bentik zu seiner weiteren Verfügung übergeben werden und da dieser in Genua sein sollte, so bekam unser Schiffskapitain die Ordre, uns unverzüglich dorthin zu bringen. Wir verliessen demnach am 13. Juni den Hafen von Neapel, segelten bei günstigem Winde die Küste Italiens entlang, liessen die Insel Elba zur Rechten, und die Insel Corsica zur Linken liegen, und erreichten den 18-ten Juni glücklich den Hafen von Genua. Noch an demselben Tage wurden wir, nachdem wir uns bei dem Schiffskapitain Bates



für seine uns erwiesene Menschenfreundlichkeit, und bei den übrigen Officieren aufs beste bedankt und empfohlen hatten, ans Land gesetzt.

Hier wurden wir dem englischen Admiral Hallovel vorgestellt. Dieser gab Befehl uns ein Quartier anzuweisen und die Ankunft des Lords Bentink, der in Kurzem von Palermo nach Genua kommen sollte, abzuwarten; denn wie man uns versicherte, sollte er uns laut Verfügung der englischen Regierung, ein dreimonatliches Gehalt zu unserer Weiterreise auszahlen lassen. Wir wurden zu dem Ende in das grosse Hôtel el Cruce de Malta im 7. Stockwerke einquartiert. So endete unsere langwierige Gefangenschaft und unsere Seereisen, und wir sahen uns auf einmal von den in allen Rücksichten unbedeutenden Balearen nach dem schönen Italien und einem der schönsten Häfen dieses Landes versetzt. Allein in dieser grossen Stadt litten wir sehr, und hatten von Neuem mit dem Elende zu kämpfen. Es lagen damals in Genua eine Menge englischer, sardinischer und sicilianischer Truppen. Der Admiral Hallovel wollte uns keine Passports nach Polen ertheilen, bevor der Lord Benting angekommen wäre, den er in Kurzem erwartete. Wir erhielten täglich zu unserem Unterhalt bloss eine Ration d. i.  $1\frac{1}{2}$  Pfund Brod,  $\frac{1}{2}$  Pfund Fleisch und  $\frac{1}{2}$  Quart Wein. Dazu mussten wir erst die tägliche Anweisung oder die Bons von dem Commissariate einholen. Nun lag in der weitläufigen terrassenmässig erbauten Stadt an einem Ende das Brod-, an dem anderen das Fleisch- und am dritten das Weinmagazin, eins von dem anderen eine halbe Meile entlegen; wo sollten wir die Gefässe zum Tragen hernehmen? Dennoch nahmen wir einmal einen Wegweiser, empfangen die Rationen und trugen sie in unser Quartier; den Wegweiser mussten wir natürlich bezahlen. Jetzt wendete ich mich an die Signora Patrona des Hôtels, die in einem Winkel des Speisesaals sass; über ihr hing ein grosses



Madonnen Bild, zwei Lampen brannten Tag und Nacht daneben; sie strickte, aber die Heilige, die über sie hing, hatte ihr doch kein Mitleid eingeprägt. Meine Bitte um einen Topf, um eine Fingerspitze Salz und um die Erlaubniss das Bischen Fleisch am Feuer auf ihrem Heerde in der Küche kochen zu dürfen, schlug sie, die heilige Madonna mit grossen habsüchtigen Augen ansehend, rund ab, und wollte von nichts wissen. Das ist so italienische Sitte! sagte mir ein Landsmann, der schon mehrere Jahre in Italien gewesen war; hier kennt man keine Gastfreundschaft; sie sind gieriger auf den Groschen, als bei uns die Juden. Ich habe sie auch nie mehr um das Geringste gebeten. Wir verkauften unsere Bons und lebten von den eingelösten paar Groschen so, wie wir konnten. In unserem Quartier schliefen wir bloss; wegen des vielen Treppenaufsteigens verliessen wir es früh, spazierten den ganzen Tag in der Stadt und am Hafen herum, und der liebe Hunger war unser treue Begleiter, der uns nie verliess. Schon die dritte Woche verstrich, und von dem Lord Bentink war nichts zu hören. Die Langsamkeit der Engländer, uns die Reisepässe zu ertheilen, ging ins Weite. Hunger und Elend leidend, abgerissen, ohne einen Groschen Geld, was hatten wir anderes zu erwarten, als die grösste Noth? Das schöne Italien mit seinen Herrlichkeiten stillte unseren Hunger nicht. Am Ende begab ich mich selbst nothgezwungen zum Admiral Hallovel, stellte ihm unsere traurige Lage recht deutlich vor und erklärte ihm, dass wir auf die dreimonatliche Pension gerne verzichten wollen, wenn er uns nur unsere Reisepässe nach unserem Vaterlande ausstellen wolle. Endlich wurden uns diese ertheilt; wie froh waren wir darüber! sie waren halb englisch, halb französisch ausgestellt, aber keine Tour war darin angegeben, als das einfache: „von Genua nach Polen.“ Wir versäumten auch keinen Augenblick, uns auf den Weg zu machen; einige



Officiere von uns gingen über Turin nach Paris; wir drei Cameraden beschlossen den nächsten Weg nach unserem Vaterland zu nehmen. Der Don Tomas mit seiner Pepika blieb wegen des Gesundheitszustandes der letzteren in Genua. Ehe ich Genua verlasse, und das nahe Spanien, worin wir so viele Jahre zugebracht haben, ganz aus den Augen verliere, will ich über die verschiedenen Gebräuche und Sitten der Spanier, da sie mir noch frisch im Gedächtnisse sind, den Lesern etwas mittheilen, um dann, nach Beendigung dieser Aufgabe, mich auf immer von Spanien zu entfernen, und mit der Beschreibung unserer Rückkehr von Genua bis in unser Vaterland den Beschluss meiner Erzählung zu machen.





### ABTHEILUNG XIII.

---

**Verschiedenes über Spanien und dessen Bewohner von**  
*den Sitten und Gebräuchen, so wie dem Militair und dem*  
*geistlichen Stand in Spanien, in dem Zustande wie wir*  
*es während des Krieges vorfanden.*

Indem die geographische Lage, so wie die Grenzen und die Eintheilung dieses Landes, welches nach den neuesten Angaben vom Jahre 1822 auf 8777 □ Meilen Flächeninhalt, mit einer Einwohnerzahl von 11,248,176 berechnet worden ist.\*), meinen Lesern allzubekannt sind, so bedarf es auch hier keiner Erwähnung mehr. Ein Ausführlicheres dagegen über die Bewohner dieses Landes meinen Lesern mitzutheilen, soll mir ein besonderes Vergnügen gewähren, da mir mein mehrjähriger Aufenthalt unter ihnen Gelegenheit gegeben hat, ihre Sitten und Gebräuche gründlich kennen zu lernen.

Die Spanier (los Espagnoles) sind gewöhnlich von mittleren Wuchs, ihre Gesichtsfarbe ist gewöhnlich schwarzbraun oder olivenfarbig, ihr Haar schwarz und ein grosses

---

\*) Die grösste Länge von Spanien von Westen nach Osten beträgt 140, so wie die grösste Breite von Süden nach Norden an 120 Meilen.



schwarzes Auge, besonders bei den Frauen, belebt das magere Gesicht. Dass man selten unter ihnen Mannspersonen von hohem Wuchs und von korpulenter Statur findet, bringt wohl das Klima und die überaus mässige Lebensart mit sich. Sie sind lebhaft in ihrem ganzen Wesen; zur schweren Arbeit macht sie das Klima nicht geschickt; sonst aber sind sie unermüdlich und ertragen Alles mit Gleichmuth. Sie zeichnen sich durch einen besonderen Ernst und einen gravitätischen Anstand aus, besonders die Frauenzimmer höheren Standes. Sie sind stolz auf ihre Nation und bilden sich viel auf ihre alte christliche Abkunft ein, wovon wohl der Grund in ihrer Geschichte liegt. Sonst ist der Charakter des Spaniers hitzig und rachsüchtig; besonders wenn er gereizt wird, oder sich beleidigt fühlt, kennt er keine Grenzen, und die Rache bleibt gewiss nie aus. Ein langes Messer, welches fast ein jeder bei sich trägt, ist seine Sicherstellung; und Beleidigungen werden entweder durch den Zweikampf mit diesen langen Messern beseitigt, oder der mehr Rachsüchtige sucht seinen Gegner im Stillen meuchlings über den Haufen zu stechen. Ein Zweikampf mit solchen Messern ist viel gefährlicher, als mit andern Waffen, es ist schrecklich mitanzusehen. Die Jacke oder der Rock wird dabei ausgezogen und um den linken Arm von der Hand bis zur Schulter gewickelt; den hierdurch gleichsam durch einen Schild gedeckten Arm vorhaltend, das Messer in der Rechten, das linke Bein dabei ganz krumm gebogen, das Rechte hinter weggezogen gehen die Gegner auf einander los, indem sie durch diese niedergebeugte Stellung, den Bauch und die Brust, wonach gewöhnlich zuerst gestochen wird, gedeckt haben. Die Kämpfenden kommen sich theils nahe, und stechen so nach einander, bald über, bald unter den linken Arm, theils ziehen sie sich wieder zurück mit dem linken Arm die Stiche parirend; dabei kommen die komischsten Sätze vor.



Der Kampf dauert so lange bis einer fällt oder schwer verwundet ist. Fällt einer im Zweikampfe, so sucht der Andere sein Asil nach alter Sitte im nächsten Gotteshause. Die Geistlichen legen ihm Busse auf, und nach Vollendung derselben ist er frei. Sich auf Pistolen, Säbel und Degen zu duelliren, ist bei ihnen nicht üblich. Das Messer wird gewöhnlich, besonders von der minderen Klasse, hinten am Gürtel getragen, wo es fest steckt.

Indem die Jugend der Spanier, wohl in Folge des warmen Klimas eher zur Reife gelangt, als in nördlichen Ländern, so ist es auch natürlich, dass man eher heirathet. Nichts Seltenes ist es, ein Ehepaar zu sehen, wovon der Mann 16, 18, 19 Jahr, und die Frau 12, 13, 14 Jahr alt ist. Aber eben so schnell ältern sie auch, besonders die Frauen; ist eine einmal über die Dreissiger hinweg, so wird sie schon eine Alte genannt, und gebärt dann auch nur selten noch Kinder. Sehr viel ist dem Spanier wegen des herrschenden Majoratssystems daran gelegen einen Erben zu haben; hat er aber einen männlichen Erben, so ist er überaus glücklich, und fragt nach den Uebrigen nicht! Selten ist die Familie bei ihnen so zahlreich, wie in den nördlichen Ländern. Dass eine Frau 10—15 Kinder zur Welt brächte ist hier ein sehr seltener Fall. Die Mütter verzärteln ihre Kinder von Jugend auf, und lassen ihnen allen Willen, was natürlich seine guten Früchte trägt.

Im Innern der Wohnungen der Spanier findet man ziemliche Ordnung, d. i. nach spanischer Art. Die Häuser sind gewöhnlich massiv, in einem Viereck, und selten von 2 Stockwerken erbaut. In dem viereckigen inneren Hofe ist gewöhnlich eine Fontaine oder Cisterne, mit Quadersteinen eingefasst; bei den Reichern befindet sich gewöhnlich noch neben der Fontaine ein grosses steinernes Bassin, in welchem Gold- und Silberfische gehalten werden; sonst ist dieser Hof ganz und gar gepflastert; und ringsum



denselben sind Arkaden oder ein bedeckter Gang, wobei die Säulen gewöhnlich von Stein sind. Ist das Gebäude zweistöckig, so ist oben ein ähnlicher Gang, wie unten, aber von Holz. Diese Gänge dienen zu mancherlei, z. B. um bei schlechtem Wetter von einem Gemach in das Andere zu gehen, Wäsche zu trocknen u. s. w. Auch haben die verschiedenen Seiten derselben in den verschiedenen Jahreszeiten ihre besondere Bestimmung. Im Sommer wird im Schatten derselben gespeist. Im Frühjahr sieht man die ganzen Familien, jung und alt, auf der Sonnen-  
seite, um die Sonne zu geniessen (*para tomar el sol*) wobei geschlafen und gegähnt, zuweilen auch das Ungeziefer abgesucht wird. Drückt endlich die grosse Sonnenhitze in den Monaten Juni, Juli, August, September, so ist der Aufenthalt der ganzen Familie wiederum auf der Mitternachtseite dieser Galerie, um die Kühle zu geniessen (*para tomar el fresco*).

Die Stuben der Spanier sind nie gemalt, sondern blos überweisst. Landschaften, Kupferstiche u. d. lieben Sie nicht; dafür findet man aber Heiligenbilder von allerlei Art besonders in Oel in den Gemächern; gewiss erlauben es ihnen die Geistlichen nicht Gemälde, die andere Gegenstände darstellen aufzuhängen. Familien-Portraits oder historische Bilder, etwas aus ihrer Geschichte enthaltend, habe ich selbst in den grössten Häusern nicht angetroffen. In den Stuben findet man keine Fussböden von Brettern; bei den Aermeren sind sie gewöhnlich von Ziegeln, und bei den Reicheren mit Strohdecken belegt, die aus dem sogenannten Esparto (Binsengras) verfertigt werden. Dieses wächst nur in Spanien und zwar nur in den niederen Bergen zwischen den Felsen. Ist es reif, so wird es abgeschnitten, im Wasser eingeweicht, und getrocknet, dann wird es mit einem Schlageseit auf einen Stein oder Klotze so lange geklopft, bis es schmeidig wird, und sich jeder Halm der Länge nach



in zwei Theile theilt; aus diesem werden 4 bis 5 Zoll breite Streifen geflochten, welche dann mit Bindfaden zusammengeñäht, die Fussdecken in den Stuben bilden. Man verfertigt aus denselben Binsen auch allerhand Geräth wie Körbe, Sättel u. s. w. Selbst Schuhe (apargites) werden davon verfertigt, die besonders bei trockener Jahreszeit sehr dauerhaft sind. Auch dient es zu Stricken und auf den Schiffen findet man die dicksten Ankerthaue von demselben Material. Es ist so fest und zähe, wenn es aus dem Wasser kömmt, dass man selbst einzelne Halme nicht entzwei reissen kann, ohne sich die Hände zu zerschneiden und die besten Zähne erforderlich sind, um es auf einmal entzwei zu beissen.

Das Meublement der Spanier ist sehr einfach. Die Bettstelle besteht aus 2 Böcken, worüber drei Bretter gelegt werden; auf diese kömmt eine Materatze, ein Kissen von Wolle und eine Decke darüber. Dies ist das Bett des Spaniers und zwar schon des Wohlhabenden, denn der ärmere schläft auf der Binsengrasstrohdecke an der Erde. Die übrigen Möbel sind ein Tisch, einige niedrige Rohrstühle, eine Bank, sonst nichts. Von Spiegeln, Blumen und anderen Verschönerungen in den Stuben sind die Spanier keine Freunde, eben so wenig von Vögeln und Hunden. Auch trifft man in Spanien nirgends Oefen an, was schon das gelinde Klima mit sich bringt; aber zur Winterszeit ist es doch kalt, besonders in den Gebirgsgegenden. Um sich zu erwärmen, bedienen sie sich einer grossen Schüssel von Kupfer, welche in einem dicht anliegenden hölzernen Gestell von  $\frac{1}{2}$  Fuss Höhe stehend und mit Kohlen von Oliwenholz oder Steinkohlen gefüllt, mitten in die Stube gesetzt wird. Um diese Kohlschüssel (el brassero) sitzt die ganze Familie, alt und jung, den ganzen Winter hindurch, von früh bis in die Nacht, und es muss jemanden schon ein sehr wichtiges Geschäft ankommen, wenn er



davon aufsteht. Fast unentbehrlich ist dieser Brassero den Frauenzimmern, die bei der geringsten Kälte, schon erfrieren möchten, und die Nase dicht über den Brassero haltend dennoch sagen: (Jesus! que frio) Jesus! wie kalt. Bei diesem Brassero verleben sie den ganzen Winter, dabei erzählen sie sich etwas; oder die Mannspersonen rauchen ihre Papier-Cigarros, oder es spielt einer zum Zeitvertreib auf der Guitarre, und singt dabei. Die Kälte habe ich in Spanien nie stark und empfindlich gefunden; in den strengsten Wintermonaten regnet es nur, und rauhe Ost- oder Nordwinde wehen oft viele Tage ununterbrochen fort. Dennoch möchte dabei der an die Wärme gewöhnte Spanier schon vergehen, und wickelt sich auf der Strasse tief in seinen grossen Mantel bis über die Nase ein, dass man blos die Augen von seinem delikaten Gesichte sieht. Wir Ausländer konnten den Brassero nicht vertragen, denn er dunstet sehr, besonders wenn er mit Steinkohlen geheizt wird, und öfters litten wir die heftigsten Kopfschmerzen; ja manche der Unsrigen, die sich einen Brassero auf die Nacht in ihr Schlafzimmer herein setzen liessen, fand man den andern Morgen erstickt, und wir litten daher durch dieses Beispiel gewarnt, lieber etwas Kälte und eine frische Stube, wovon wir nach unserem Klima gewöhnt waren, als dass wir uns dem Tod auf solche Art aussetzten. Lichte werden nirgends in Spanien gebraucht; mit Baumöl getränkte Lampen von Messing, an denen 4 Dochte auf einmal brennen, vertreten die Stelle derselben.

In seiner Lebensart sowohl im Essen, wie auch im Trinken ist der Spanier sehr mässig. Obgleich in ganz Spanien der Wein im Ueberfluss vorhanden ist, so habe ich fast nie einen betrunkenen Spanier gesehen und der Betrunkene steht in so grosser Verachtung, dass der Spanier sagt: Ein Spitzbube sei ihm lieber, als ein Betrunkenener. Denn, argumentiert er, vor einem Spitzbuben kann



ich mich in Acht nehmen, indem ich mein Hab und Gut mit guten Schlösser versehe, allein vor einem Betrunkenen, mag er auch mein Freund oder selbst mein Bruder sein, bin ich nie sicher, dass er mich nicht im Rausche beleidige, misshandele oder sonst mir das grösste Unrecht anthue. Ueberhaupt sind die Bewohner aller Weinländer nicht so gierig auf den Wein, weil sie ihn immer haben, als die Bewohner der Länder, wo der Wein selten ist. Auch in Frankreich und Italien steht der Trinker in grosser Verachtung; man geniesst seinen Wein im geringen Maasse nur bei Mahlzeiten, und meistens mit Wasser vermengt; ausser dieser Zeit nur selten.

Der Weinbau ist in ganz Spanien heimisch; man findet fast überall unermessliche Weinfelder, auf denen in einer Linie gepflanzte Weinstauden, die alle Jahre beschnitten werden, ohne Stöcke und Spaliere wachsen. Die Weine die hier gewonnen werden, sind sehr verschieden; und wie viele Städte wir passierten, so viele Arten von Wein haben wir auch angetroffen; sie führen gewöhnlich den Namen nach den Städten oder nach der Gegend, wo sie wachsen. So ist z. B. der ganz schwarzrothe Wein (*vino tinto*) von Catalonien und Alikante, der hellrothe (*vino puro*) von Valde pennas, der gelbe oder weisse (*vino blanco*) aus der Gegend von Toledo und la Mancha; der süsseste in ganz Spanien von Malaga (*vino dulce*), der herbe (*vino seco*) aus der Gegend bei Antequera. Der theuerste und vorzüglichste Wein ist der, welcher in Xeres und in der Umgegend gewonnen wird. Alle diese Weine sind sehr stark und erhitzend, darum geniesst man sie nur mit Maassen. Spanien selbst verbraucht seine Weine kaum auf die Hälfte; mit dem besonders in guten Jahren sehr bedeutenden Reste wird ein grosser Handel aus dem Innern des Landes nach den grösseren und kleinen Seehäfen getrieben. Zum Transport über die hohen unwegsamen Gebirge werden blos



Maulthiere und Esel angewendet. Der Wein selbst wird in lederne Schläuche (denn hier wissen sie nichts von Tonnen wegen des gänzlichen Mangels an Holz) oder in grossen Bocksbeuteln oder vielmehr Weinbeuteln (*la peleja del vino*) verschickt. Bei dieser Gelegenheit etwas über die Zubereitung dieser Bocks- oder Weinbeutel (*la peleja del vino*).

Wenn ein grosser Bock oder eine grosse Ziege geschlachtet wird, — so wird ihm die Gurgel bis dicht an den Kinnladen durchgeschnitten und so ebenfalls das Fell um den ganzen Hals herum. Ist das Blut abgelaufen, so wird der Hals mit einer Schnur fest zugebunden, und durch eine in die Haut an einem Hinterbeine beim Knie gemachte kleine Oeffnung mittelst eines kleinen Blasebalgs Luft zwischen die Haut getrieben, wodurch der Körper sehr anschwällt. Ist dies geschehen, so nimmt der Schlächter den Blasebalg weg, bindet die Oeffnung fest zu, und schlägt mit ein paar Stöcken auf den Körper eine Zeit lang von allen Seiten, damit sich die Haut besser von dem Fleische und Knochen ablöse; sodann wird mit dem Messer um jedes Bein am Knie die Haut rund herum aufgeschnitten, und so das Fell des Thieres am Hintertheile bis vorne auf einmal abgezogen. Dieses Fell wird getrocknet, und mit Lohne zubereitet, und dann verpicht. Dies geschieht folgendermassen: die haarige Seite nach oben wird das Fell über ein Brett gezogen, an dessen einem Ende Füsse sind, während es mit dem andern Ende auf einen Tisch gelegt wird; nun werden mit einer Scheere nach der Art der Tuchscheerer, die Haare bis auf  $\frac{1}{4}$  Zoll hoch gleich geschoren, mit harten Bürsten gut ausgekämmt und von den abgefallenen Haarspitzen rein gemacht; sodann nimmt man zerlassenes heisses Pech, und schmiert die kurzen Haare damit recht stark ein, erst gegen das Haar, dann mit dem Haar, bis das Pech über alle Theile des



Felles gleichmässig vertheilt ist; dann wird das Fell, während das Pech noch warm ist, mit starken Bürsten so lange überrieben, bis die Haare dicht und gleichmässig anliegen, worauf es, wenn das Pech erkaltet ist, aussieht, als wenn es lackirt wäre, dann wird es auf einmal umgedreht, die Haarseite kömmt nach inwendig, die Oeffnungen an den Hinter- und Vorderbeinen, an den Knieen, so wie am After und am Bauche, wenn es ein Bock gewesen, werden fest vernäht, und ebenfalls verpecht und der Weinbeutel ist fertig.

Der Hals der schon an sich selbst weit ist, ist die einzige Oeffnung die offen bleibt, um den Wein herein und heraus zu giessen. Diese Bocksbeutel auch (*bota del vino* genannt), sind zum Transportieren der Weine den Spaniern unentbehrlich. Ein Maulesel trägt drei derselben, ein Esel trägt fasst an 80 Quart Wein. In den spanischen Wirthshäusern sind diese Bocksbeutel gemeinhin, um den Wein nicht zu verschütten, da die Oeffnung am Halse gross ist, mit einem hölzernen Rohr von der Länge eines Fusses versehen, welches in dieser Oeffnung fest eingebunden, und selbst mit einem hölzernen Stöpsel, vollends verschlossen ist. Steht solch ein Beutel ganz voll Wein im Winkel der Stube, so hat er ein drolliges Ansehen, die Vorderbeine stehen gerade in die Höhe und das eingebundene Rohr hängt herunter. Man kann sich daher nicht wundern, dass sich Donquixchote de la Mancha gegen einen zum Zweikampfe anschickte. Verlangt jemand Wein, so legt die Schänkerin den Beutel auf die Seite, knieet darauf und das Rohr erhebt sich langsam von selbst; wenn sie den Stöpsel herauszieht, so fängt es erst an zu blasen, mit einem abscheulichen Geruch, und dann kommt erst der Wein heraus, der in das Maass, nach welchem verkauft wird, aufgefangen wird. In Madrid, Sevilla, Grenada u. s. w. sind ganze Fabriken von solchen Bocksbeuteln, und man



kann deren in jeder Grösse bekommen. Die Kleinen haben ein gedrechseltes hörnerne oder hölzernes Mundstück, wie eine Trompete, welches mit einem kleinen hölzernen Stöpsel verschlossen ist; will man trinken, so zieht man erst den Stöpsel heraus. Man bedient sich solcher grossen Bocksbeutel auch zum Aufbewahren des Baumoels und Essigs; dann werden sie aber mit Kalk angerichtet, und dienen bloss für diese Flüssigkeiten; kein anderes Getränk kann hineingegossen werden, sonst würde es verderben.

Habe ich meinen Lesern ein Ausführlicheres über die Zubereitung dieser spanischen Bocksbeutel mitgetheilt, so kann ich es auch nicht unterlassen, ihnen etwas über die Verfertigung der grossen Weintöpfe oder Kufen mitzutheilen, die ebenfalls zur Aufbewahrung des Weins in den Häusern und Niederlagen dienen. Denn da in Spanien ein gänzlicher Mangel an Holz und besonders an Stabholz ist, und desshalb keine grosse Tonnen und Oxhöfte zur Aufbewahrung des Weins vorhanden sind, so haben sich die Spanier durch Erfindung und Verfertigung dieser grossen Weintöpfe für das ihnen mangelnde Holz schadlos gehalten und dieselben thun ihnen ganz vortreffliche Dienste zu demselben Zwecke.

Schon an zwei Jahre war ich in Spanien und sah diese ungeheuren Weintöpfe oder Kufen tagtäglich, konnte mir aber keine Idee davon machen, wie dieselben verfertigt werden: Wie gross muss der Ofen sein, sagte ich mir, um solch einen Koloss von Topf darin auszubrennen und was muss der Ofen für ein Loch haben, um einen solchen Topf hineinzubringen? Meine Neugierde wurde endlich befriedigt, als wir in dem Dorfe Ciempozuelas ohnweit Aranjues etwa drei Wochen standen.

Die grossen Weintöpfe oder Kufen (Tinajas) wie wir sie nennen wollen, werden im freien Felde verfertigt. Erst wird ein Gerüst von starken Reifstöcken gemacht, wie die



Gestalt oder Form des Topfes sein soll, d. i. unten rundspitz, in die Höhe breiter, dann allmählig wieder schmaler nach der Oeffnung zu, durch die bequem ein starker Mensch hineinkriechen kann; rund um diese Oeffnung wird ein starker Rand oder Kranz von Thon gemacht, kurzum die ganze Form dieser Gerüste, gross oder klein, gleicht der unserer Urnen, mit denselben kleinen Unterschieden, wie diese, je nachdem die Stäbe mehr oder weniger eingezogen, und mit einander festverbunden werden. Ist dieses Gerüst fertig, so geht es an die Verfertigung der Fliessen zur Ausfüllung. Dieselben werden von rothem, von Steinen gut gesäubertem und mit den Füßen unter beständigem Begiessen getretenem Thon in einer eisernen  $\frac{1}{2}$  Elle langen, 8 Zoll breiten und 2 Zoll dicken Form bereitet. Nun wird zuerst der Boden zum Topfe etwa 6 Zoll dick gemacht; das Gerüste kommt darauf zu stehen. Dann tritt ein Mensch hinein, ein anderer bleibt auswendig vor dem Gerüste stehen. Der Letztere nimmt die Tafeln oder Platten, stellt sie rund herum auf den Boden, drückt sie nach der Biegung des Gerüstes fest an die Reifstöcke und verschmiert mit dem anderen Arbeiter die Zwischenräume von allen Seiten gut mit Thon und Wasser. Ist die eine Schichte rund herum gleich hochgemacht, so gehen sie höher hinauf, immer einer dem andern behülflich bis oben an den Kranz, der recht stark ausgebogen und rund gemacht wird und die grosse Oeffnung bleibt. So steht der Topf etliche Tage in der Sonnenhitze; natürlich bekommt er, da der Thon sehr fett ist, hin und wieder Risse; diese werden dann öfters mit demselben Thon, Sand und Wasser verrieben, bis sich keine Risse mehr zeigen, worauf der Topf nochmal mit Wasser gut ausgeglättet wird. Nun wird ein Ofen von Feldsteinen und Lehm über diesen Topf gebaut. Ist der Ofen trocken und fest, so nehmen sie Strauchwerk, wie wilden Rosmarin u. d. g., stecken es in



die gelassene Oeffnung des Ofens, machen ein Feuer an, welches einige Tage unterhalten wird, und brennen so den Topf aus. Ist endlich der Ofen ausgekühlt, so wird er wieder auseinander genommen und der Topf ist ausgebrannt und fertig da. Es werden solche Töpfe von 8, 10, 50, 100 Garniez, die grossen bis zu 200 Eimern und darüber verfertigt. Man schleppt sie dann nach Hause, wo sie auf dem Hofe unter einem Dache in ein grosses Loch über die Hälfte versänkt werden. Von der einen Seite wird die Erde bis auf den Boden des Topfes herausgenommen und eine Treppe an dieser Stelle angebracht. Der Topf wird dann mit Wein angefüllt, welcher erst an 14 Tage abarbeiten muss, worauf die Beeren, die oben schwimmen herausgenommen werden. Ist der Wein klar, so giesst man an 6 Zoll Baumöl darauf, damit er nicht auswittère und deckt ihn mit einer geflochtenen Strohecke zu. Will man Wein herausnehmen, so muss man die Treppe hinuntersteigen, und aus dem kleinen Loche des Topfes, welches gleich bei Verfertigung desselben mit Fleiss gemacht wird, welches aber immer verstopft ist, den Wein abzapfen, der wie Rubin so klar und rein herausgeflossen kommt. Solche Weintöpfe hat ein jeder in Spanien im Hofe, der nur Weinfelder besitzt. Unsere Soldaten hatten daher Wein im Ueberfluss, und konnten ihn ohne Mühe bekommen, genossen ihn aber daher auch im Ueberfluss, so dass es oft bei diesen Töpfen zu Prügeleien zwischen Polen, Deutschen und Franzosen kam, denn ein jeder wollte zuerst Wein abzapfen.

Die Mahlzeiten der Spanier sind sehr einfach, und Alles dabei genau gemessen. Die Reichern geniessen des Morgens, da Kaffee nicht üblich ist, eine Tasse Chokolade, dann ein Glas Wasser, der Aermere eine Suppe von Brod mit Wasser, Zwiebeln, Knoblauch und Baumöl. Das Haupt und Nationalgericht der Spanier, welches ein jeder,



der Reiche wie der Arme, täglich geniesst, ist der Puchero, d. i. ein Ragout von Rind oder Hammelfleisch, Huhn, Bratwurst, Speck (tosino), und Erbsen (garbancos), Bohnen (avicuellas), Mohrrüben (carottas), oder anderen Gemüsen, je nachdem die Jahreszeit ist. Der rothe spanische Pfeffer (pimiento) darf an keiner Speise fehlen; der schwarze Pfeffer (pimiento negro) wird gar nicht gebraucht. Die Brühe wird auf Weissbrod aufgegossen, und so gespeist. Bei grossen Gastmählern werden vornehmere Gerichte servirt. Kalbfleisch trifft man bloss in Madrid an. Den Bratspiess kennt man hier nicht; alles Fleisch und Federvieh wird in Baumöl in einer Kasserolle geschmort. Der Nachtisch besteht in Feigen, Weintrauben, Melone, Gurken u. d. g. Zum Abendessen wird ein Salat und Fleisch gegeben. Die Spanier lieben den Knoblauch (ajos) so sehr, wie bei uns die Juden, was natürlich, vereint mit dem Genusse des rothen Pfeffers, vieles Aufstossen verursacht. Dies gilt aber als ein gutes Zeichen und wird mit den Worten: bon provecho (wohl bekomme es Ihnen) begrüsst; selbst in grössten Gesellschaften geniert man sich in dieser Beziehung nicht. Wir als Ausländer wunderten uns natürlich über diesen Gebrauch, wurden es aber mit der Zeit ebenfalls gewohnt. Ein geselliges Leben wie bei uns, ist den Spaniern unbekannt; sie wissen nichts von Bällen und öffentlichen Vergnügungen; alles ist zwangsmässig. In Gesellschaften in den grossen Häusern sitzen die Damen auf einer und die Männer auf der andere Seite des Zimmers in einer Reihe; die Erstern sprechen ganz leise, und die Letztern sitzen schweigend gravitatisch zusammen, sprechen wenig und rauchen ihre Papier Cigarren. Eine Unart würde es sein sich bei den Damen hinzusetzen, wenn es auch der Mann wäre. Geistliche fehlen fast nie in einer Gesellschaft und geben den Ton an und passen auf alles auf. Die Hand einer Dame zu berühren oder zu küssen, wäre die grösste



Unart. Erquickungen werden nicht dargereicht, höchstens kann man sich ein Glas Wasser ausbitten. Ist die Zeit zum Essen da, so entfernen sich die Gäste, und es wäre wider die Sitte, wenn jemand bleiben wollte, obgleich der Wirth mit den Worten einladet: *toda la Casa es para la Disposition des Auestedes* (das ganze Haus ist zu Ihrer Disposition). Selbst bei Verwandten zu Tische zu bleiben, sieht man als eine Schande an, als wenn der bleibende nichts im Hause zu essen hätte. Die Frauenzimmer sind in Gesellschaften wegen der Anwesenheit der Geistlichen sehr verschlossen, zurückhaltend! und bezeigen eine unschuldige Mine, aber Geheimnisse aufzubewahren, besonders in Liebesangelegenheiten darin sind sie Meisterinnen und verlangen dieselbe Kunst von ihrem Liebhaber. Fürchterlich rächen würde sich ein Weib, wenn man ihre Geheimnisse verrathen wollte. Im Geheimen thun sie Alles, aber in Gesellschaften merkt keiner, dass eine ein Geheimniss hat. Sie sind fast Alle brunet; das schwarze Haar, ein grosses schwarzes schmachtendes Auge, und ein kleiner Mund geben den Spanierinnen ein angenehmes Aüssere; auf einen kleinen Fuss und eine kleine Hand halten sie viel. Blondinen findet man nur sehr selten.

Sie kleiden sich sehr nett, und nie anders, als dass die Kleider eng an den Leib anschliessen und nur bis auf die halben Waden reichen, damit ihr netter Fuss recht zu sehen sei. Dazu gehen lange seidene Fransen zu 2 bis 3 Reihen um den ganzen Leib von oben bis unten. Die Kleider sind immer schwarz bei Vergnügungen, so wie bei Begräbnissen, im Sommer von Seide, im Winter von Wolle. Der Haarputz ist sehr einfach. Die natürlichen Haare werden in einen Zopf geflochten, in einen Kreisel auf den Kopf übereinander gelegt, und mit einem Kamm festgesteckt; einige Locken bleiben an den Seiten stehen und grosse goldene Nadeln mit brillantenen Knöpfen, die in den Kreisel



gesteckt werden, vollenden den Kopfputz. Hauben und Hüte sind nicht gebräuchlich. Auf den Strassen sieht man nie Frauenzimmer mit Mannspersonen zusammenspazieren gehen, sondern nur mit der Mutter, den Geschwistern, Verwandten. Hat eine Mutter mehrere Töchter und führt sie dieselben nach der Kirche oder auf den öffentlichen Spaziergang, so gehen die Töchter mit langsamen gravitätischen Schritten vorne in einer Reihe, und die Mutter hinter ihnen, um sie immer vor Augen zu haben. Eine Unart wäre es ebenfalls eine Dame auf öffentlicher Strasse anzuhalten, und sie anzureden; ein Gruss oder Liebesblick ist Alles, was man ihnen aus Artigkeit bieten kann. Der beliebteste Tanz bei den Spaniern ist der Fandango. Dazu gehört ein Frauenzimmer und eine Mannsperson. Sie stellen sich einander gegenüber mit Kastanietten in den Händen und begleiten mit diesen taktmässig ohne sich zu berühren, die Musik, welche in Guitarren Spiel mit abwechselnden Liedern zum Lobe der Tänzer besteht. Der ganze Tanz ist die kurze Darstellung der Geschichte zweier Liebenden, von dem Augenblicke an, wo sie sich zum ersten Male erblickten. Traurige und lustige Pantominen, Sätze und Sprünge wechseln mit einander ab, bis die Geschichte sich endigt; besonders sucht einer den Anderen im Tanzen anzuführen, worüber die Zuschauer herzlich lachen, und ihnen Bravos zurufen. Die Musik zu diesem Tanze ist in ganz Spanien immer die nämliche. Auf Hochzeiten kommt derselbe Tanz vor. Geschickte Tänzerinnen sind besonders die Zigeunerinnen in Andalusien oder die Abkömmlinge der Mauren in Grenada, wie ich schon weiter oben erwähnt habe. Ausser dem Fandango tanzt man noch den volera und die la tana, ersteren meistens in grossen Häusern und auf den Theatern, letzteren in niederen Kreisen. Auch ist in Spanien noch der Gebrauch zu Hause, dass der Liebende seiner Geliebten zur Nachtzeit ein Ständchen bringt, wobei



er stundenlang unter ihren Fenstern sitzt, und herzergreifende Seufzer zu ihr emporsendet. Wie oft habe ich solch einen überspannten Troubadour singen gehört, wenn ich Nachts mit der Patrouille die Strassen durchzog. Die Kleidungsstücke der Spanier sind so ziemlich in allen Provinzen dieselben und meist aus braunem oder schwarzem Tuch oder Manchester gemacht. Die Haupttheile sind: Eine kurze Jacke oder Spenzer, ein paar kurze Beinkleider, bei den Reicheren Pantalon von Manchester oder feinem Tuch, eine Weste, ein grosser, bis an die Knöchel reichender Mantel ohne Aermel mit einem Kragen von schwarzem oder braunem Tuch, bei den Reicheren ein paar Stiefeln, bei den Middleeren ein paar Schuhe von nicht geschwärtztem Leder, bei der armen Klasse ein paar Schuhe von Spagat (apargatus) oder von Binsengras (esparto). Die Haare werden von dem gewöhnlichem Spanier nie beschnitten, sondern in einen Zopf geflochten, der 3—4 mal zusammengelegt wird, worauf ein Tuch darüber gebunden, und eine spitze mit seidenen Schnüren und Puscheln besetzte Tuchmütze aufgesetzt wird. Die Reichern haben runde oder dreieckige Hüte, und beschneiden das Haar; auch haben sie die Ränder der Maentel inwendig mit rothem Sammt besetzt und alle Knöpfe an den Kleidern sind von Silber. Ein recht grosser Herr (un grand sennor) traegt als Abzeichen seiner Hoheit einen grossen dreieckigen Hut und einen feinen Tuchmantel, in welchen er sich tief einhüllt, indem er den einen Zipfel desselben über eine Schulter wirft, so dass der rothe Sammt zu sehen ist, von der rechten Hand laesst er bloss die Finger sehen, um diese immer zum Hutabziehen bereit zu haben, wenn er begrüsst wird, oder den Gruss durch einen Wink mit den Fingern erwidern zu können. Maenner von Jahren haben einen schwarzseidenen Haarbeutel, worin sie ihr Haar tragen, die Quasten und Schnüre am Ende desselben sollen einen Zopf vorstellen.



In den Seestaedten kleidet man sich schon etwas gechmackvoller; man sieht schon Ueberröcke und Fracks nach französischer Art. Die niedere Klasse kleidet sich meistens in Manchester, der in den Haefen sehr wohlfeil ist.

Der Boden ist in Spanien überaus ergiebig, Sandboden fanden wir nur theilweise in Estramadura am Tagus, wo wir in den Fichtenwäldungen bivouacquirten. Vom Düngern des Bodens weiss der Spanier nichts. Er pflügt nur mit einem Pfluge, der nach Art unserer Rübehacken eingerichtet und mit einem Paar Ochsen oder meistens Maulesel bespannt ist; saet Korn, Weizen oder Gerste darauf und eggt es zu. Im Verhältniss zu den Einwohnern wird in Spanien wenig Getreide gebaut und gewonnen, daran ist wohl erstens Schuld, dass die meisten Gegenden felsigt und bergicht sind, zweitens, dass sich die Spanier mehr auf den Weinbau legen und drittens, dass sie als Slaven ihrer Trägheit wegen nur so viel Land bestellen und besäen, als ihnen zum Unterhalt von einer Erndte zur anderen erforderlich ist.

Daher erhalten sie auch jährlich viel Weizen von den Küsten der Levante, Griechenland und der Barbarei zugeführt. In den Dörfern selbst findet man nicht Scheunen, Viehstallungen, Schaafställe u. d. g., sondern nur Wohngebäude, Kirchen und eine kleine Stallung (quadra) für Pferde, Maulthiere und Esel. Rückt die Ernte heran, so zirkelt sich der spanische Landmann einen runden Platz im Freien ab, von etwa 100 Ellen im Durchmesser, belegt die Peripherie desselben mit Steinen und ebenet den Boden, wie in unsern Scheunen. Was nun eingeschnitten wird, fährt er alles auf diesen Platz hin d. h. eine jede Getreideart besonders, und das so lange bis er das Getreide vom Halm hat. Dann fängt er an zu dreschen. Dazu hat er drei bis vier nebeneinander befestigte Bretter von 3 Ellen Länge, die auf der untern Seite mit alten Stücken



von Messern, Säbeln, Sicheln und in der Noth auch scharfen Feuersteinen beschlagen werden, nach vorne zu aber etwas nach oben zu erhaben sind nach Art eines Schlittens; daran befestigt er eine Wage, spannt 3 Maulesel davor, setzt sich auf einen vorn angebrachten Bock mit Lehnen, und so jagt er immer im Trapp und Galopp in der Runde herum; die Maulthiere dreschen durch das Treten die Körner aus, und die scharfen Stücke Eisen, unten an den Brettern, zermalmen und zerschneiden das Stroh zu Siede oder Heckerling. Denn von der Sonne ist es so trocken und mürbe, dass man es in der Hand ganz klein reiben kann. Ein solcher Drescher auf seinem Sitzbock hat ein ganz bequemes Leben; neben ihn hängt sein Weinbeutel und ein Sack mit den Lebensmitteln; so isst und trinkt er, wenn er will und raucht dabei seine Papier-Cigarre. Ein Anderer geht hinter ihm her mit einer hölzernen Gabel und schüttelt das niedergedrängte Getreide wieder auf. Ist das Getreide völlig ausgedroschen, und das Stroh zur Siede geworden, so fängt man bei gutem Winde an es von der Spreu zu sondern. Ist der Ausdrusch mit einer Getreideart fertig, so beginnt dasselbe Verfahren mit der andern. So wohl Körner, wie Spreu und Siede werden nach Hause unter das Dach gebracht. Den ganzen Winter hindurch hat man dann an nichts mehr zu denken, so dass das Faulenzen die Hauptarbeit ist. Schüttboden findet man in Spanien nicht, bloss im Hause ist das Vorhaus gewöhnlich unter dem Fussboden gewölbt, wie eine Cisterne; in dieses Gewölbe schüttet man sein Getreide und es erhält sich darin gut. Heu wird in Spanien nirgends gemacht, man sieht weder Wiesen noch Sensen, denn das ganze Jahr fehlt es ja nicht an Gras. Weizen und Gerste wird am meisten gebaut, Hafer sehr wenig. Buchweizen gar nicht, Erbsen auch wenig und zwar eine andere Art, wie bei uns; von andern Getreidearten weiss man in Spanien



nichts. Kartoffeln werden sehr wenig gebaut, und pfundweise auf dem Markte verkauft.

Die Schaaf werden in Spanien, wie es bei uns geschieht, nicht in Stallungen überwintert und gefüttert, sondern bleiben von Geburt an bis zu ihrem Ende unter freiem Himmel, und gewöhnen sich daher an jede Witterung. Auch in den Dörfern findet man nie kleine Schaafheerden, sondern alle schliessen sich an die grossen Schaafheerden an, die ganz Spanien auf schon bestimmten Wegen, von Norden nach Süden und umgekehrt, durchziehen, und unter dem Namen der spanischen Wanderschafe bekannt sind. Eine solche Heerde enthält 6, 8, 10 bis 15,000 Stück Schaaf und Ziegen und oft noch darüber. Das Wandern geschieht auf folgende Art: In dem südlichen Spanien findet man die sogenannten (Pastores Majores) Hauptschäfer oder Schaafmeister, welche eine Menge Unterschäfer oder Knechte (Ganadores) in ihrem Dienst haben. Sobald ein solcher im Frühjahr mit seinen Heerden nach den nördlichen Provinzen Spaniens aufbrechen will, so macht er es in der ganzen Umgegend bekannt; und ein jeder Eigenthümer kommt, zählt ihm seine Schaaf nach jeder Art stückweise zu, und bezeichnet sie mit seinem Zeichen. So wächst die Heerde von Tag zu Tag bis auf viele Tausende heran. Der Zug geht nun von Süden nach Norden, wobei aber bloss die Wege oder Strassen, die dazu von der Regierung bestimmt sind, passiert werden dürfen. Es giebt drei solcher Hauptstrassen von Süden nach Norden durch ganz Spanien. Während des Treibens haben die Schaaf und Ziegen in den Bergen die schwerste Weide; wo dieselbe reichlich ist, verweilen die Schäfer mit der Heerde so lange der Vorrath reicht, indem sie selbst sich derweile Hütten von Reisig bauen. Zur Sicherheit wird in der Gegend von Segovia oder auf den andern Hauptstrassen in anderen Städten Halt gemacht. Die Eigenthümer der einzelnen



Heerden finden sich bei der Schur ein, oder schicken ihre Bevollmächtigten, um die Wolle in Empfang zu nehmen, und sie zu verkaufen. Nach der Schur geht der Marsch weiter nach den nördlichen Provinzen, wo sie den ganzen Sommer in den Pyrenäen verweilen, und zwar bei grösserer Kühle in den niederen Bergen, bei grosser Hitze wieder auf den hohen Bergen. Rückt der Winter heran, so wird mit der ganzen Heerde der Rückmarsch nach den südlichen Provinzen angetreten, wo die Schaafte wieder den ganzen Winter über in den Gebirgen verweilen, indem das Gras hier nie vergeht. Der Eigenthümer bekömmt seine Schaafte auf diese Weise fast nie zu sehen, als bei der Schur. Den Zuwachs und Abgang berechnet der Pastor Major mit den Eigenthümern. Oefters trafen wir solche Heerden in den höchsten Gebirgen auf unseren Märschen an, so dass es uns nicht schwer wurde, sie ganz oder theilweise als Beute davonzutreiben. Grosse Hunde führen gewöhnlich diese Heerden, die Schäfer gehen hinten her. Ein jeder hat seinen Esel, der ihm sein Gepäck und seine Lebensmittel wie Brod, Käse, ein grosses Ochsenhorn mit Essig und ein anderes mit Baumöl fortbringt, zuweilen auch den ermüdeten Schäfer tragen muss. Jeder Ganador hat eine Guitarre bei sich; sie belustigen sich mit Tänzen und Singen ihrer Schäferlieder, deren Inhalt aus ihren Zügen entnommen ist. Denn solch ein Schäfer verlebt seine ganze Lebenszeit in hohen Bergen, Felsen, einsam und unter freiem Himmel. Die Kleidung eines solchen Ganadors sind haarige Ziegenfelle bunt wie sie die Natur gegeben hat. Zwei solche über die Schultern mit Schnüren aneinander gebunden, bilden eine Art Mantel; die Beine bedeckt ebenfalls ein Stück Fell, welches an den Seiten der Lenden ebenfalls zusammengebunden ist. Darunter befindet sich zwar ein Hemde und Leinwandhosen aber sie sind nicht zu sehen. So ganz und gar mit rauhen, bunten Fellen umgeben zum



Schutze gegen die rauhe Witterung und gegen den Regen hat ein Ganador das Ansehen eines Wilden, besonders wenn das Fell recht scheckigt ist. Auf dem Kopfe trägt er einen grossen, runden Hut zum Schutz gegen die Sonnenhitze.

Keine Gattung von Schaaf in Europa ist mit dem spanischen, in Hinsicht der Feinheit der Wolle, so wie des schönen Wuchses der Böcke, so wie der Mutterschafe, zu vergleichen. Dies macht das Klima, die vortreffliche immer grüne Weide, die frische Luft und die aromatischen Kräuter, die sie verzehren. Sogar ihr Fleisch ist viel schmackhafter und fetter, als bei unseren Schaafen, die bei der trockenen Fütterung sich nicht so veredeln lassen. Zu Tausenden wurden diese schönen Schaaf von uns auf den Bivouacs und in den Lagern hingeschlachtet, und dadurch ganze Heerden auf einmal vernichtet. Merkwürdig ist, dass man unter diesen Schaaf-Heerden eine Menge Ziegen gemischt findet; die Spanier meinen, dass dies den Schaafen nichts schadet.

Sonst haben die Spanier blos Pferde, Maulthiere und Esel als Hausthiere. Theils dienen ihnen diese zum Ackerbau, theils zum Lasttragen und zu Reisen. Mancher hält sich auch wohl ein paar Pferde und Maulthiere zum Vergnügen. Die schönsten Racen der Ersteren kommen aus königlichen Stutereien, deren eine bei Aranjuez, bei Ronda und mehrere in Andalusien sind. Ein kleiner Kopf mit grosser Nase, kleine Ohren, ein langer gebogener Hals, eine freie Brust, ein schönes Kreuz und schlanke Füsse sind wohl die Hauptvorzüge dieser Pferde; dazu sind sie sehr feurig; hierauf sieht der Spanier ganz besonders und zählt auch darnach. Wenn ein solches Pferd zum ersten Mal im Feuer ist, so möchte es vor Begierde und Hitze vergehen; aber es fehlt die Ausdauer, den zweiten und dritten Tag lässt das Feuer schon nach und das Thier



hängt den Kopf; dies erfuhren unsere Ulanen auf den Mär-  
schen und in Schlachten. Die Spanier verschneiden selten  
ihre Hengste; in ihrer Kavallerie sind fast lauter Hengste  
(el caballo entero) ein Wallach (un caballo oder una haca)  
ist selten. Die Hengste vertragen sich unter einander sehr  
gut, weil sie von Jugend auf zusammen aufwachsen. Die  
Stuten (jegas) werden nicht sehr beunruhigt, weil sie im-  
mer unter Hengsten stehen. Die Esel (los boricos) und  
Maulesel pflanzen sich unter einander fort. Den Eseln  
werden die Nasenlöcher noch um einen guten Zoll weiter  
aufgeschnitten, damit sie besser Luft schöpfen können, wenn  
sie schwer belastet sind. Auch putzt man sie aus, indem  
man ihnen in den Ohren am obern Ende ein Loch macht  
und durch dieses seidene Bänder von allerhand Farben  
zieht und fest bindet; auch bekommen sie öfters einen  
hohen Federbusch von rother Seide, zwischen den Ohren,  
der oben vom Zaum festgemacht wird. Der Sattel von  
Stroh hat hölzerne Hacken an den Seiten, worauf die Säcke  
mit Getreide oder anderen Lasten gelegt werden. Die  
Arieros (Getreidehändler) transportieren mit Hilfe dieser  
Thiere alles Getreide von einem Orte zum andern, über  
die höchsten Berge nach der Seeküste, und von da wieder  
andere Produkte in's Innere des Landes. Die Wege und  
Fusssteige in den hohen Bergen, obwohl nichts wie Felsen  
und Stein, dabei sehr schmal und steil, und oft dicht an  
Abgründen vorbeiführend, sind doch schon von den Huf-  
eisen dieser Lastthiere so ausgetreten, dass sie fast zu  
Treppen geworden sind. Die Arieros, von welchen mancher  
an 20 bis 30 solcher Thiere besitzt, vereinigen sich oft zu  
Caravanen von 100 solcher Lastthiere und durchziehen so  
die höchsten felsigen Berge und wieder die tiefsten Ab-  
gründe. An der Spitze einer solchen Caravane geht ein  
alter abgerichteter Borico mit einer grossen Glocke am  
Halse; dies ist der eigentliche Führer der Caravane und



wird von den Arieros nie anders als el Capitano genannt. Wo er hingeht, dahin folgt ihm Alles; bleibt er etwa zum Stallen stehen, so steht die ganze Caravane still. Aber wehe ihm, wenn er was verfehlt; dann bekommt er heillose Prügel, wobei der aufgebrachte Spanier schimpft und flucht, Arre Capitano — arre al demonio (marschire Kapitain — geh zum Teufel u. s. w.). Die Arieros vertreten die Stelle unserer Fuhrleute und die Esel sind nicht ohne Grund so zahlreich in einem Lande vorhanden, wo andere Transportmittel fast gar nicht anwendbar sind. Auch sind die Esel in diesem Lande nicht so faul wie gewöhnlich im Norden; in Folge des ihnen angemessenen Klimas haben sie einen weit grösseren Wuchs, sind sehr stark, und laufen ohne Last so schnell und sicherer, wie ein Pferd. Nichts ist bequemer, als Reisen auf solchen Eseln anstatt zu Pferde zu machen. Ich selbst legte einmal an einem Tage zwölf Meilen Weges auf solchem Esel zurück. Dazu kommt sein Unterhalt viel weniger zu stehen wie der eines Pferdes. Also sind die spanischen Esel sehr nützliche und brauchbare Thiere.

Eine sehr sonderbare Gewohnheit bei den Spaniern ist, dass sie sowohl Pferden, wie Eseln und Maulthieren die Haare auf dem Leibe scheeren. Dies ist das Geschäft der eigentlichen Mariscales (Schmiede) sowohl in den Städten, wie auf den Dörfern. Vermöge einer schon dazu verfertigten Scheere geht dies Geschäeft sehr rasch von statten. Dies Bescheeren bekommt den armen Thieren, die bei der grössten Hitze schwere Lasten tragen müssen, sehr gut. Die Art des Scheerens ist in jeder Provinz in Spanien eine andere und es herrscht ordentlich eine Mode darin, welche Theile des Körpers beschoren werden sollen, oder nicht. Allgemein wird der Rücken geschoren, denn da die Hitze ausserordentlich gross ist, so würde der Sattel, auf welchem nicht ein Reiter, sondern schwere Lasten aufliegen, durch



das bestaendige Drücken auf die langen Haare den Rücken des Thieres bald wund reiben, wogegen der Sattel, wenn er auf der blossen Haut liegt, wie ich selbst von den Spaniern es erklären hörte, keine Beschädigung verursacht. Daher wird auch sogar in der spanischen Cavallerie den Pferden der Rücken so weit ganz kahl abgeschoren, wie weit der Sattel nebst Schabracke aufliegt. Ausserdem wird gewöhnlich noch von den Ohren an zu beiden Seiten der Hals zur Hälfie herab bis an die Schulterblätter geschoren, wobei der Kamm des Pferdes oder Maulthieres wegfällt, dann der Bauch bis auf die Dürnung des Thieres und den ganzen Hintertheil herum; um die grösste Dückung des Hintertheils bleibt gewöhnlich ein 4 bis 5 Zoll breiter Streifen von Haare stehen, was fast dem Umgange eines Geschirrs bei uns ähnlich sieht und in denselben werden noch zum Spass Blumen ausgeschoren. Ein sonderbares Ansehen hat solch ein Thier und die Schur hat trotz ihres Nutzens doch auch ihre Unannehmlichkeiten. Es ist dem Thiere zwar kühler und es setzt sich kein Schmutz an; aber desto mehr wird das arme Vieh von dem Ungeziefer geplagt.

Von Viehzucht wissen die Spanier nicht das Geringste, in wenigen Gegenden blos, bei grossen Städten findet man Zugochsen, besonders in der Proviz Biscaya und Altkastilien. Milchkühe haben wir in ganz Spanien nicht angetroffen. Die Inhaber solcher Viehheerden lassen dieselben in den Bergen und Waldungen wild herumlaufen; hier pflanzen sich die Thiere fort, und sind so wild, dass sie beim Anblick eines Menschen gleich die Flucht ergreifen, auch wohl, wie besonders die Bullen, gerade auf den Menschen losgehen. Natürlich müssen die Ochsen, die wir in manchen Gegenden angetroffen haben, schon als Kälber verschnitten, unter den Menschen aufgezogen und zur Arbeit gewöhnt worden sein. Es ist sonderbar, dass in Spanien alles Vieh fahler



Farbe ist, seltener von schwarzbrauner, wie besonders die Bullen, die man zu den Stiergefechten nimmt. Ein überaus weiches Haar, ein schöner Wuchs, lange weisse grosse Hörner bei den Ochsen, geben dem Viehe ein schönes Ansehen.

Man findet wohl nirgends so viel Klöster und Kirchen wie in Spanien; fast in jedem Dorfe, wenn es auch noch so klein ist und selbst nur aus einigen Häusern besteht, trifft man eine Kirche an. In grösseren Dörfern findet man deren mehrere und in den Städten und Hauptstädten eine grosse Menge. Bei unserem Eintritt in Spanien im Jahre 1808 waren diese Klöster alle mit Mönchen angefüllt, dass man in manchen 30 bis 40 Mönche antraf. Aber im Jahre 1809 den 29. August wurden alle Klöster durch den König Jozef Napoleon aufgehoben und die Mönche mussten die Klöster verlassen, die uns fortan als Kasernen dienten. Nur mit einem Kloster in Madrid wurde eine Ausnahme gemacht, dies war das Kloster del Santo Cajetano de la Providencia (des heiligen Cajetans von der Vorsehung). In diesem Kloster befinden sich nur arme Mönche, die bloss von der Vorsehung Gottes leben und nicht die geringsten Fonds oder Ländereien zu ihrem Unterhalte haben. Sie sind bloss mit Beten und Fasten beschäftigt, und geniessen nur das, was ihnen barmherzige Menschen aus den Häusern zu Essen bringen. Durch eine kleine Scheibe in der Pforte werden ihnen die Speisen gereicht; ein Mönch nimmt sie in Empfang, giebt die leeren Geschirre zurück und dankt dafür. Natürlich wird dadurch ihr tägliches Mahl, welches ihnen in so verschiedenen Speisen aus so verschiedenen Häusern gereicht wird, sehr bunt. Auch desswegen wurde dieses kleine Kloster nicht aufgehoben, weil die Mönche während der -Madriter Revolution 1808, einige französische Officiers in ihren Mauern aufgenommen und bis zur Rückkehr der



Franzosen im Geheimen am Leben erhalten hatten. Sonst fand man in Spanien alle Mönchsorden, bloss die Jesuiten fehlten. Von den la trape Orden existierte nur ein Kloster in ganz Spanien. Dass die Klöster so voll waren, ging nicht so sehr aus der Faulheit und Bequemlichkeit der Spanier, wie aus ihren damaligen Majorats-System hervor, nach welchem das Vermögen ungetheilt auf das älteste Kind in der Familie übergeht. Was sollten bei diesem System die übrigen Kinder anfangen, um ihren Lebensunterhalt zu finden? Ein Handwerk zu lernen schien ihnen eine Schande; in den Soldatenstand einzutreten war ihnen meist zu unbequem; was blieb ihnen also übrig, als die Zuflucht in den klösterlichen Mauern? Die von schönem Wuchs und empfehlendem Aeussern hatten den Vorzug bei der Aufnahme in die Klöster, die Schwächeren und Nichtansehnlichen mussten aus Noth unter dem Militair oder im Civildienst ein Unterkommen suchen. In einem Hause wo ich im Quartier stand, lernte ich einen Familienvater kennen, dessen ältester Sohn zu Hause als künftiger Erbe war, und als Sennor Don das Haus seines Vaters bewohnte; der zweite Sohn war ein Dominikaner, der dritte ein Capuziner, der vierte ein weltlicher Geistlicher, der fünfte ein Carmeliter; diese waren alle feiste und wohlerährte Männer, und ihre Gesichter waren Zeugen ihres guten und bequemen Lebens; der sechste Sohn war ein Officier der vor unserer Ankunft in Grenada seinen Abschied genommen hatte, ein blasser, magerer Mann. Diese 6 Söhne waren alle zu meiner Zeit zu Hause, die Mönche ohne Kutten so wie der Officier ohne Mondierung in Civildleidung, letzterer bezeugte aber immer viel Achtung gegen seine Mönchsbrüder und er that mir öfters leid, wie diese ihn zurücksetzten. Ganz Spanien war damals voll solcher Mönche, die aus den Klöstern vertrieben waren; viele waren nach den Städten geflüchtet, die von uns noch



nicht eingenommen gewesen, und viele blieben in den Häusern ihrer Familie. Aber überall bewiesen sie sich aufdringlich und suchten ein imponiren des Wesen selbst gegen die Ihrigen zu behaupten. Nur gegen uns waren sie sehr zurückhaltend; allein die Verachtung, die sie im Herzen gegen uns hegten, konnten wir aus ihren Augen sehen — und nur aus Furcht gingen sie uns mit aller Vorsicht aus dem Wege. Daran thaten sie auch sehr wohl. Viele von ihnen führten die Truppen ins Feld, in der einen Hand das Kreuz, in der anderen ein Heiligenbild haltend, fingen aber die Kugeln an zu pfeifen, so machten sie sich weit bis hinter die Front, wo sie oft von unseren Ulanen bei der Umzingelung des Feindes gefunden und auf der Stelle niedergemacht, oder wie einmal 4 Trinitairs auf einmal aufgehängt wurden. Die leeren Klöster wurden von den Unsrigen sehr mitgenommen; alles, was nur von Holz war, wurde beim Kochen, Braten, Backen verbrannt und in die Wände wurden Nägel und Hacken zum Aufhängen der Gewehre, Patrontaschen und Tornister eingeschlagen. Da nirgends Kasernen vorhanden waren und bei Bürgern unsere Soldaten nicht einquartiert werden durften, so musste man die Klöster dazu benutzen, zuweilen selbst die Kirchen, dies brachte der Krieg so mit sich, und man konnte nicht anders verfahren; aber schrecklich bleibt es immer, dass man so hausen musste. Wo wir einige Wochen oder Monate gestanden hatten, war Alles vernichtet und zerstört; sogar hölzerne Heilige verschonten wir nicht. Wer war aber lediglich daran Schuld, als die französische Militair-Behörde? Hätte diese von der Stadtobrigkeit (ajuntamiento) das Nöthige requirirt, so würde dieselbe schon Rath geschafft und Materialien zum Kochen würden den Soldaten nicht gefehlt haben; aber wenn dem Soldaten nichts zum Kochen gegeben wird und der Hunger ihn quält, so muss er nehmen, wo er was findet.



In den Kirchen in Spanien trifft man nirgends Bänke zum Sitzen an; die Frauen sind von den Männern in der Art gesondert, dass sie vom Eingange der Kirche zur linken Hand knieen, während die Mannspersonen zur rechten Hand stehen. Die Fenster werden zur Sommerszeit oft mit Tuch verhangen, so dass die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, und eine angenehme Kühle in den Kirchen auch bei der grössten Hitze herrscht.

Auf den öffentlichen Wegen und Landstrassen in Spanien trifft man nirgends Kreuze, Kapellen oder Heiligen-Bilder an, noch viel weniger Wegweiser. Sie beobachten auch die Fastzeit nicht, indem im Innern Spaniens gar keine Fische zu haben sind, und zahlen dafür an den päpstlichen Stuhl.

Mit Ausnahme der hohen Geistlichkeit in den Städten haben die spanischen Geistlichen keinen hohen Grad von Bildung. Sehr viele Dorfgeistlichen (Beneficiaries oder Cura) trafen wir, die kein Wort latein verstanden (denn unter unseren Officiern befanden sich sehr gute Lateiner). Der Einfluss der Lehren solcher Geistlichen ist überall sichtbar. Die Spanier sind durch die fanatischen und albernen Lehren die ihnen von Jugend auf durch die Geistlichkeit ertheilt werden, sehr eingenommen für sich. So halten sie sich einzig und allein für die wahren Kinder Gottes, und nennen sich deshalb los Catolicos verdaderos romanos (die wahrhaften römischen Katholiken). Wer kein Spanier ist, stammt nach ihrer Lehre nicht von dem Blute Jesu ab, also kann er auch keinen Anspruch auf die Rechte des wahren Katholiken machen, und ist ein blosser Monneros (was eigentlich Nachäffler heisst). Solch eine Erklärung gaben sie über uns, und kein Mensch konnte sie davon abbringen.

Die allgemeine Bildung war zur unserer Zeit in Spanien noch im hohen Grade gegen andere Länder zurück.



Doch glaube ich, dass die Anwesenheit der Franzosen, und anderer aufgeklärten Nationen in diesem Lande während der sieben Kriegsjahre, wenigstens einige Aufklärung und einiges Licht hervorgebracht haben muss. Die Druckereien, die Censur, der Schulunterricht, alles war in den Händen der Geistlichen; sie waren die Verfasser der meisten Werke die man in Spanien hatte, und lehrten nur so viel, als sie es für nöthig fanden. Die besten Schriftsteller starben in der Inquisition oder nahmen die Flucht ins Ausland. Die Erziehung der Jugend war ganz schlecht. Man gab z. B. den Lernenden von anderen Ländern die schlechtesten Begriffe, schilderte ihnen das ihrige als das erste, ja sogar als ein Paradies; ein Abscheu gegen andere Nationen und Religionen wurde ihnen schon von Kindheit an eingeprägt. Die Blinden, die man auf allen Strassen sitzend antrifft, verkaufen Heiligenbilder, wobei sie auch wohl gelegentlich den kleinen Unterricht der Jesu-Lehre vortragen. Dennoch hält sich der Spanier für den klügsten und aufgeklärtesten Menschen in der Welt; daher auch keiner sein Land verlässt, um in anderen Ländern sein Brod zu suchen, wie ich denn seit 1814 keine Spanier mehr angetroffen habe, da man doch Franzosen, Deutsche und Italiener in Menge bei uns in Polen finden kann. Bei dieser Gelegenheit will ich meinen Lesern des Spasses halber noch ein Stückchen aus der spanischen Literatur mittheilen.

In Almeria stand ich lange Zeit bei einem hohen Geistlichen, den man Cura Rector Benefician del San Jago titulierte, im Quartier. Er hatte eine kleine spanische Bibliothek, in welcher ich mir manchmal die Langeweile mit Lesen und durchblättern der Bücher vertrieb. Unter diesen Büchern fand ich eine kleine Geographie von Europa. Die Beschreibung der Länder, ihrer Grösse u. d. will ich hier, da ich es schon vergessen habe, übergehen, aber am Ende des Buches machte der Verfasser eine allgemeine kurze



Beschreibung aller europäischen Nationen in folgender Definition:

1. Quatros Ingleses, quatros Tunantes i burachones  
Vier Englaender, vier Einfaelte und Versoffene.
2. Quatros Franceses, quatros picuros  
Vier Franzosen, vier Schwindler, oder Windbeutel.
3. Quatros Italianos, quatros ladrones  
Vier Italiener, vier Spitzbuben.
4. Quatros Allemanos, quatros hombres de bien  
Vier Deutsche, vier gute Menschen.
5. Quatros polacos, quatros grandissimos Comedores  
e Bevedores  
Vier Polen, vier grosse Esser und Trinker.
6. Quatros hollandeses, quatros comerciantes  
Vier Hollaender, vier Kaufleute.
7. Qutros Russos, quatros subordonades  
Vier Russen, vier Unterthaenige.
8. Quatros Turcos, quatros peros  
Vier Türken, vier Hunde; aber nun ganz zuletzt
9. Quatros Espagnoles, quatros Sennores Cavalleros  
nobiles  
Vier Spanier, vier Herren, adeliche Kavalieri.

Da mir dieses Buch wegen seiner Einfalt so sehr gefiel, so schenkte es mir der Geistliche. Es verursachte uns Officiern manchen Spass; und ich wollte es zum Andenken mit nach Polen nehmen, aber da ich es immer im Mantelsacke auf meinem Reitpferde hatte, so verlor ich bei meiner Gefangennehmung mit dem Pferde auch das Buch.

Wenn die Glocke zum Abendgebet in Spanien geläutet wird, so fällt jeder auf die Knie, es möge in der Stube, oder auf der Strasse sein; ja sogar Fahrende steigen aus ihren Wagen und der Reiter von seinem Esel; Alles kniet



nieder, es ist ein Augenblick Stillstand, und erst nach Vollendung des Gebetes setzt jeder seinen Weg weiter fort.

Die in Spanien nur allein herrschende katholische Religion ist der unbegrenzteste Fanatismus. Die heilige Inquisition erlaubte es nicht, dass andere Religionssekten in Spanien aufkamen; und selbst einzelne Andersgläubige durften sich in diesem Lande nicht aufhalten, oder auch nur sehen lassen, sonst würde man ihn als einen Ketzer aufgreifen und der Inquisition Preis gegeben haben. In den Seehäfen wurde noch zu unserer Zeit strenge Aufsicht über die vielen fremden Kaufleute geführt. Kam z. B. ein Engländer, Holländer, Daene u. s. w. in einen Hafen an, so durfte er nicht eher ans Land, bevor er sich bei dem Capitano del puerto (Hafenkapitain) gemeldet hatte, der ihn so lange bei sich behielt, bis ein Mönch aus dem ersten besten Kloster herbeikam, der dem fremden Kaufmann als Begleiter in die Stadt mitgegeben wurde. Der Kaufmann mochte in seinen Geschäften gehen, wohin er wollte, so folgte ihm der Mönch auf den Fuss, und hatte genau Acht auf ihm, was er that, und was er sprach. Der Begleiter und Schutzengel des Bösen, musste dann den Kaufmann zurück in den Hafen begleiten, und der Mönch erhielt dafür täglich von dem Kaufmann einen Piaster (9 Florins polnisch). Zu übernachten war dem Kaufmanne in der Stadt nicht erlaubt. Juden durften sich gar nicht sehen lassen; der Spanier erschreckt schon von dem blossen Namen Judio (Jude).

Die Universitäten sind der Schutz des Aberglaubens der alten Zeiten, und die Lehrer in denselben sind noch einige Jahrhunderte zurück. Junge Pfaffen ertheilen den höheren Unterricht in der Religion; Bettelmönche lehren die Philosophie u. s. w. Der Aberglaube ist nicht blos die Quelle der Dunkelheit, sondern es entspringen aus demselben auch wahrer Aberglaube und Gotteslästerung. Die



Bibel wird gar nicht gebraucht. Die Pfaffen trüben durch ihre eigenen Zusätze das Werk des Evangeliums, und benutzen dasselbe fast nur, um durch ränkische Uebersetzung das gemeine Volk mit dem Worte Gottes für ihre Zwecke zu gewinnen. Die Spanier wollen viel Religion haben, aber desto weniger haben sie Christenliebe; durch Gelderlegungen glauben sie sich der grössten Sünden, und eines schlechten Gewissens zu entledigen; sie fürchteten sich vor der Inquisition, aber nicht vor Gottes Strafen. Dies ist das wahre Bild Spaniens in den Jahren als wir darin waren, Gott gäbe, dass seit dieser Zeit sich vieles zum Vortheil verändert habe. Es ist die reine Wahrheit, die ich hier niedergeschrieben habe, denn die Wahrheit ist eine der Haupttugenden des Erzählers.

Das stehende Heer in Spanien belief sich in Friedenszeiten selten über 50,000 Mann. Während aber die anderen Mächte in der Kriegskunst Fortschritte machten und die Kriege nach neuerer Art zu führen lernten, war das spanische Militair in allen möglichen Rücksichten zurück geblieben. Von der Organisation ihrer Armee kann ich meinen Lesern fast gar nichts mittheilen, da schon vor unserer Ankunft in Spanien die reguläre Armee zum grossen Theil geschlagen, aufgerieben und zersprengt worden war, und der Rest derselben in den nachkommenden Schlachten den Todesstreich von uns erhielt. Viele Freiwilligen traten nun in die Glieder der Vaterlandsvertheidiger ein, aber die so entstehenden Heere waren nicht einexerziert, konnten keine Manövers und waren daher nur unbrauchbare Kolosse oder Menschen-Massen, die von unseren regulären wenn auch der Zahl nach schwächeren, so doch gut einexerzierten und disciplinierten Truppen, gänzlich geschlagen, zersprengt und gefangen wurden. Dazu kam, dass der Spanier einen Abscheu vor dem Militärstande hatte, und dieser darum um so mehr vernachlässigt wurde. Die Soldaten



hatten meistens englische altmodische Gewehre, wenigstens fanden wir nur solche auf den Schlachtfeldern. Die Bekleidung und die Mondierung der Truppen, muss wohl regimenterweise verschieden gewesen sein, da die Gefangenen ganz verschieden und bunt gekleidet waren. Am gewöhnlichsten waren kapuzinerbraune Mondierungen, mit rothen, blauen, grünen und gelben Aufschlägen, dann wieder weisse und blaue Mondierungen mit eben solchen Aufschlägen. Die Kavalleristen, besonders los Carabineros reales) die königlichen Karabiniers, hatten nach der alten Mode steife lederne Stieffletten mit einer eisernen Stange, die, durch drei Oesen hin durchgeschoben, die Stiefflette am Fusse festhielt; an derselben war unten der Sporn angenietet, und die Stelle der Reiterstiefeln vertraten Schuhe. Den Karabiner hatten die Reiter nicht so an der rechten Seite des Sattels angeschnallt, wie die Unsrigen, sondern an der hinteren Pausche des Sattels war ein eiserner Ring, und an dem Karabiner an der dem Schlosse entgegengesetzten Seite ein eiserner Hacken, mit welchem der Karabiner so in den Ring eingehängt wurde, dass er senkrecht zur Erde herabhing. Mit einem Worte, Alles, was die Mondierung, Armatur und Disciplin betraf, war im höchsten Grade unvollkommen und weit hinter dem Militairstand anderer Nationen zurück. Der Soldat titulierte seinen Obristen, Kapitein, Lieutenant u. s. w. nicht nach dem Heiligen seines Vornamens, Sennor Don Antonio, Sennor Don Fernando u. s. w. Die Schildwache musste nicht allein vor seinem Officier das Gewehr anziehen, oder präsentieren, sondern auch vor jedem Geistlichen das Nämliche thun. Wenn ein Soldat, nicht im Dienste, auf der Strasse einem Geistlichen begegnete, musste er ihm die Hand küssen. Die Artillerie war sehr schlecht und nur mit Maulthieren bespannt; jedoch fanden wir unter den Officieren, Bombardierer und Kanonierer, einige sehr geschickte



Artilleristen. Auch die alten ausgedienten Soldaten und Invaliden bildeten eine Miliz (los milicianos). In den Kirchen sah ich oft Officiere ihre Degen ablegen und zur Messe dienen und zwar noch von den Regimentern, die der König Jozef Napoleon schon errichtet hatte. Der spanische Soldat von Müssigkeit bis zum Hungerleiden gewöhnt, kann viel Strapazen und weite Märsche aushalten. In den Festungen, in den Bergen und hinter den Felsen ist er ein guter Soldat, aber nicht im freien Felde; dies bewiesen sie bei jeder Gelegenheit. Die schlimmen Erfahrungen in dem langen Kriege mit den Franzosen und anderen regulären Truppen, die ihnen beständige Verluste beibrachten, zeigten ihnen die Nothwendigkeit, auch ihre Armee zahlreicher zu gestalten und auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen; und so viel wir seit der Zeit, wo wir Spanien verlassen haben, aus den öffentlichen Blättern geschöpft haben, ist vieles schon geschehen, und jetzt soll die spanische Armee ganz nach europäischer Art gut einexerziert, bewaffnet und an 150,000 Mann stark sein.





## XIV. ABTHEILUNG.

### **Die spanischen Stiergefechte.**

#### *Los Juegos de los Torros.*

Die jetzt nur in Spanien existirenden Stiergefechte mögen wohl einigen Zusammenhang mit den römischen Kämpfen mit wilden Thieren und Gladiatoren haben; wenigstens haben die spanischen Stiergefechtsplätze (las plasas oder la Carreteria de los Torros), deren ich so viele gesehen habe, die grösste Aehnlichkeit mit den römischen Amphiteatern, deren ich eins in Verona gesehen habe, welches von Julius Caesar vor Christi Geburt erbaut an 2000 Jahr alt, aber so gut bis jetzt erhalten ist, dass nicht ein Stück Granit oder Ziegel daran fehlt.

In Madrid, Sevilla, Granada, Segovia, Cordua, Burgos und Ronda haben wir die grössten und berühmtesten Stiergefechtsplätze in ganz Spanien angetroffen. Gewöhnlich befinden sie sich hinter der Stadt, seltener auf einen grossen Platz in der Stadt. Sie sind alle nach derselben Construction zirkelförmig von Ziegeln oder Steinen erbaut. Der Durchmesser des inneren Zirkels oder der eigentlichen Bahn ist wenigstens 100 Ellen lang; die äusseren Wände, welche zugleich die äussere Peripherie des ganzen Gebäu-



des ausmachen, sind wenigstens um  $\frac{1}{3}$  grösser, als der innere Zirkel. Die Wände haben an 10 Ellen Höhe. Der ganze Bau hat nur ein Hauptthor und in gleichen Entfernungen drei kleinere Pforten zum Aus- und Eingange des Publikums; aber keine Fenster, so dass man von der Aussenseite eines solchen Stiergefechtsplatzes nichts sieht, als die runde Mauer, mit den Pforten und dem Thor, so wie das Dach, welches nach Aussen zu abschüssig auf die äussere Wand abfällt.

Inwendig geht parallel mit der äusseren Wand rund herum ein Säulengang, von Steinen, Ziegeln oder Holz, der die Höhe der äusseren Wand hat und mit der äusseren Mauer das Schindel-Dach trägt. In den Zwischenräumen von diesem Säulengange bis zur äusseren Wand sind im Zirkel wenigstens 12 steinerne Sitzreihen en échelon für's Publikum erbaut, deren jede eine Elle breit ist. Viele tausend Menschen können hier, wenn einer neben dem andern sitzt, mit aller Bequemlichkeit dem Spiele zusehen; auch darf dabei Niemand aufstehen, damit er den hinter ihm Sitzenden die freie Aussicht nicht benehme. Die innere Einfassung des Platzes besteht aus starken Bohlen oder Mauerwerk, steht mit den Säulen in Verbindung, und ist an 5 Fuss hoch. An dieser Einfassung sind hin und wieder 3 Fuss hohe Stufen oder schmale Trittbänke von Holz angebracht, die folgenden Zwecke haben: Wenn sich ja der Stierfechter nicht mehr von dem ihn verfolgenden Stiere retten kann, so tritt er schnell auf diese Bank, und springt über die Einfassung hinweg mitten in die Zuschauer hinein, und manchmal den Frauenzimmern gerade auf die Köpfe, was weiter nicht übel genommen wird und viel Spass und Gelächter im Publikum hervorbringt.

Im Innern des Platzes sind an einer Seite auf einer Erhöhung die Logen für die königliche Familie, oder sonstige hohe Standespersonen angebracht; sie sind mit rothem



Sammt und goldenen Franseln tapeziert, und haben Vorhänge. Gerade diesen Logen gegenüber ist auf den erhabensten Stufen das Orchester eingerichtet, welches meist aus Trompeten und Pauken besteht; die Musiker tragen rothe Purpur-Mäntel und runde Hüte mit goldenen Borten besetzt.

Der übrige innere Raum im Zirkel, der rings von dieser Einfassung umschlossen ist, bildet die eigentliche Kampfbahn. Dieselbe ist ganz eben und mit Sand bestreut und wird von den Spaniern *la carretera de los Torros* oder *la Arena* (d. i. Stier- oder Laufbahn der Stiere) genannt.

Rechts vom Eingange bei dem grossen Thorwege, ist an der äusseren Peripherie dieses Gebäudes ein viereckiger Stall angebaut, in welchem die zum Gefechte bestimmten Stiere vor dem Anfange des Schauspiels eingesperrt werden. Zu diesem Stall führt ein Eingang von der Strasse, um die Stiere hineinzutreiben, und eine dem Eingange entgegen gesetzte Thür führt gerade auf den Kampfplatz. Durch diese werden die Stiere einzeln zum Kampfe herausgelassen. Dieser Stall ist mit guten festen Thüren versehen, damit die wilden Stiere nicht etwa alle auf einmal durch dieselben durchbrechen, und dabei so dicht, dass auch nicht der geringste Lichtstrahl durchdringen kann. Dies ist mit Fleiss so eingerichtet, damit der Stier, wenn er auf einmal aus dieser Dunkelheit in das helle Tageslicht versetzt wird, noch mehr in Stutzen und Scheu gerathe. Trompeten und Pauken erschallen bei seinem Eintritt auf dem Kampfplatz; dies und die ungeheure bunte Reihe von Menschen, die ein fürchterliches Geschrei und Gelächter erheben, macht, dass das Thier gar nicht weiss, wohin es auf einmal versetzt worden ist. Es bleibt plötzlich stehen, hebt den Kopf und den Schwanz in die Höhe, schnaucht und brüllt dabei fürchterlich, scheert mit den



Vorderbeinen vor Wuth und Angst den Sand, und springt dann in fürchterlichen Sätzen immer in der Runde herum um sich einen Ausweg zu suchen.

Die Stiere (torros) die zu diesen Stiergefechten gebraucht werden, dürfen nicht älter als 3—4 Jahre sein. Sie wachsen alle in der Wildniss in den hohen Gebirgen auf, wo sie sich auch fortpflanzen. Natürlich sind sie so scheu, wie bei uns die Hirsche und Rehe, dass sie bei der Annäherung eines Menschen sogleich die Flucht ergreifen. Um ihrer habhaft zu werden, haben die Spanier folgende Mittel:

Es wird unter den Schluchten in dem Gebirge eine kleinere schmale Schlucht ausgesucht; der Eingang derselben wird rund herum recht hoch mit ausgehauenen Reisig und Strauchwerk belegt, und nur eine kleine Oeffnung gelassen, an der eine Thür zum Zuziehen angebracht wird, in diese Schlucht wird eine Kuh hereingeführt, und möglichst weit vom Eingange entfernt, angebunden. Das Thier, gewöhnt an die Gesellschaft des Viehes, fängt alsbald aus Bangigkeit an zu brüllen. Sobald der Stier das Brüllen der Kuh hört, welches in den Bergen und Thälern weit wiederhallt, so läuft er darauf zu, sucht um die Schlucht rund herum einen Eingang, und gelangt endlich durch die mit Fleiss offen gelassene Luke zu der Kuh. Die im Hinterhalt sitzenden Bergbewohner ziehen nun das Gitter von beiden Seiten zu, und der Stier ist gefangen. Sie suchen ihm dann eine Schlinge über den Kopf zu werfen, ziehen ihm die Gurgel etwas zu und binden ihm lange Stricke um die Hörner und Beine, und für den Fall, dass er sehr wild und nicht zu bändigen ist, noch einen langen dünneren Strick um den Beutel. Ist dies geschehen, so lüften sie ihm die Gurgel, worauf er sich erhebt. Die Bewohner bleiben immer weit entfernt von ihm, wie es die Stricke erlauben, deren jedes von einem oder 2 Menschen gehalten wird.



Will nun der Stier mit Gewalt vorwärts, so ziehen die Hintersten die Leinen fest an, welche an die Vorderbeine fest gebunden sind, so dass er auf die Knie fällt, hilft dies nichts, so ziehen sie ihm den Beutel an, dann rührt er sich gewiss vor Schmerz nicht mehr. Will er zurück, so halten ihn die Vordersten vermöge der Stricke an den Hörnern zurück u. s. w. Auf diese Art kann sich das Thier nicht mehr wehren, es mag noch so wild sein, und muss folgen, wohin es die Menschen haben wollen. In einigen Orten werden die Stiere auch in Gräben gefangen, in welchen eine Kuh angebunden ist und die mit einer Schiebethür oder einem Gitter versehen sind. Nach dem Fange wird dann auf dieselbe Weise verfahren, wie eben beschrieben ist.

Auf diese Art wird der gefangene Stier meilenweit bis auf den Stiergefechtsplatz geführt; erst wenn er in den Stall eingesperrt ist, werden ihm die Stricke abgebunden. Ich sah einmal in Grenada, dass ein solcher wilder Stier von 12 Männern geführt wurde. Der Strick am Beutel ist natürlich sehr schmerzhaft, aber oft das einzige Mittel, den Stier zu bändigen und führen zu können.

Zu solch einem Stiergefecht sind gewöhnlich 8 bis 10, höchstens 12 Stiere erforderlich. Je mehr derselben getödtet werden, desto brillanter ist das Schauspiel. Den Eigenthümern werden die Thiere bezahlt; der Fang und Transport bis an Ort und Stelle wird besonders berechnet.

Diese Stiere kommen alle in den finstern Stall, wo sie weder zu fressen noch zu saufen bekommen; denn der Hunger soll dazu beitragen, dass das Thier noch wüthender kämpft; und je mehr dies der Fall ist, desto mehr Ehre haben die Stierfechter.

Die Tage, an welchen solche Stiergefechte gegeben werden sind gewöhnlich Fest- oder Sonntage; auch an Namenstagen der Könige, finden sie statt, wo dann das Schau-



spiel fürs Publikum gratis ist, manchmal auch an Ehrentagen hoher Standespersonen. Diese Spiele finden nur in den heissen Sommertagen statt, natürlich, wie der Spanier sagt: macht die grosse Hitze den Stier noch wüthender.

Der älteste Kämpfer bei diesen Spielen ist der Maestro de los torros (Stiergefichtsmeister) der bei den Spaniern in sehr hohem Ansehen steht, und dem man bei jeder Gelegenheit grosse Achtung erweist. Er erscheint zu dem Gefechte oder Spiele mit einem Haarbeutel, in Schuhen und seidenen Strümpfen, kurzen engen Beinkleidern von weissseidenem Zeuge, einer eben solchen Weste mit Blumen in Gold und Silber gestickt, einer seidenen scharlachrothen Schärpe um den Leib, und einem purpurrothen seidenen Mantel, welchen er sich während des Kampfes um den linken Arm wickelt, um damit das Thier noch mehr zu erbossen und anzuführen. In der rechten Hand hat er sein  $1\frac{1}{2}$  Elle langes scharfes zweischneidiges Schwert. Während des ganzen Spieles sitzt dieser Maestro de torros auf seinem hohen Sessel, wie auf einem Throne ganz ruhig, als blosser Zuschauer des Spiels, und tritt erst dann auf, wenn die neben ihm stehenden Herolde (Bando-rileri) ihn unter Pauken- und Trompetenschall zum alleinigen Kampfe mit dem Stiere herausfordern.

Zuerst erscheinen auf dem Kampfplatze mit dem Stier 3—4 Unterfechtmeister (torreadores). Diese sind ebenfalls sehr leicht gekleidet, in leichten Schuhen, seidenen Strümpfen, weissseidenen Beinkleidern, einer eben solchen mit Silber und Blumen gestickten Weste, einer rothen Schärpe um den Leib, einem Haarbeutel und einem rothseidenen Mantel, um das Thier noch mehr zu erzürnen und herumzuführen.

Dann erscheinen 2 starke eingeübte Männer zu Pferde sitzend; die Pferde müssen alte starke und nicht scheue Thiere sein; der Sattel auf denselben hat hinten eine



halbe Elle hohe Pausche, wie eine Lehne am Stuhl, damit der Reiter, wenn der Stier auf ihn mit den Hörnern und mit Gewalt eindringt, er ihm die Lanze vorhaltend, einen festeren Sitz habe; der Reiter selbst ist mit ledernen Stiefletten, Beinkleidern und einem Harnisch vom stärksten Sohlenleder um den Obertheil des Körpers bekleidet; auf dem Kopfe hat er einen grossen runden Hut, der unter dem Kinne festgebunden ist, in der linken Hand hält er die Zügel des Pferdes, und in der rechten Hand eine Lanze von 5 Ellen Länge, an deren oberem Ende sich eine eiserne dreischneidige Spitze befindet, die nur 3 Zoll lang ist, damit das Thier nicht auf einmal getödtet, sondern durch den Stich noch mehr in Wuth gesetzt werde. Eine gute Elle vom unteren Ende hat diese Lanze einen tiefen Einschnitt oder Griff, wie die Lanzen der alten Ritter. So gewaffnet erwarten diese Kämpfer zu Pferde, welche Picadores (Stecher) genannt werden, den Stier.

Bei der Bekanntmachung, dass ein Stiergefecht gegeben werden soll, lebt ein jeder Spanier, sei er alt oder jung, gross oder klein, Pfaffe oder Soldat, reich oder arm, von Neuem auf und das schöne weibliche Geschlecht nimmt den grössten Antheil daran. In den Häusern, in den Zirkeln, in den Gassen wird von nichts anderem gesprochen, als von diesem bevorstehenden Stiergefecht, dem Haupt und Nationalvergnügen der Spanier, welches nach Menschlichkeit zu urtheilen, beinah an Barbarei gränzt, und uns Ausländern wirklich wenig Vergnügen gewährte. Nur die Neugierde trieb uns, das Spiel mit anzusehen, um doch einen Begriff davon zu haben, und dereinst in unserem Vaterlande davon erzählen zu können.

Ist nun die Stunde da, wo das Spiel seinen Anfang nehmen soll, gewöhnlich die Mittagsstunde, wenn die Sonne am meisten sticht, so strömt Alles hin, was nur gehen und das Entré bezahlen kann, ja der Bettelmann giebt seinen



letzten Groschen hin, um dem Rufe: Vamos al Torro (gehen wir zum Stiergefecht) der dahin eilenden Volksmenge zu folgen. Essen und Trinken wird dann vergessen, und das schönste Theater oder Konzert wäre nichts gegen das Stiergefecht, so ist der Geschmack der Spanier.

Ist nun die ganze Volksmenge versammelt, so wird durch Trompeten- und Paukenschall das Signal zum Anfange des Spiels gegeben. Die Unterfechtmeister stehen auf dem Kampfplatze einzeln umher, die Reiter ebenfalls, mit der linken Seite gegen die Einfassung und mit der Rechten, welche die Lanze zum Stechen bereit hält gegen den Kampfplatz zugekehrt, so erwarten sie den Stier. Trompeten und Paukenschall ertönt wieder; die Thür des Stalles öffnet sich und ein wilder Stier stürzt heraus. Da die wilden Stiere niemanden in den Stall zu dringen erlauben, so ist oben in der Decke des Stalles ein Loch angebracht; durch dieses steckt ein Mensch eine mit einer eisernen Spitze versehene Stange, und sticht den Stier, der am nächsten bei der Thür ist auf den Buckel. In diesem Augenblicke wird unter Pauken- und Trompetenschall die Thür ein wenig geöffnet und das gepeinigte, vielleicht in der Meinung, seine Freiheit wieder zu erhalten, bricht aus den finstern Stall hervor, dessen Thür geschwind wieder zugemacht wird. So tritt der Stier ganz unverhofft auf den Kampfplatz.

Trompeten und Pauken und das Gelächter und Geschrei der grossen Volksmenge empfangen ihn, hier stehen die Kämpfer vor ihm mit ihren Mänteln, dort die Reiter mit ihren Speeren. Bestürzt, wüthend und verzweifelt stutzt der Stier über die ihm unbekannten Dinge, wird dann auf einmal wild, läuft hin und her, und raset in der Runde herum. Im Vorbeilaufen bei den Reitern, bekommt er einen kleinen Stich zur Aufmunterung ins Genick, dreht sich plötzlich um und dringt mit den Hörnern auf die



Reiter ein. Diese empfangen ihn mit der Lanze und zu gleicher Zeit springt ein Fechtmeister hinter ihn her, und sticht ihn mit einem Stöckchen, an welchem ein spitzer Nagel ist, auf das Hintertheil. Der Stier vergisst den Reiter, dreht sich geschwind nach dem Fechtmeister um, stürzt auf denselben mit niedergebeugten Hörnern los, aber dieser macht einen Seitensprung und der Stier in der Wuth, fährt bei ihm vorbei. Wieder sticht ihn einer auf den Buckel, der Stier dreht sich gegen seinen Peiniger um und verfolgt ihn, aber dieser springt über die Einfassung herüber gerade in das Publikum, was viel Gelächter und Spass macht. Schon wieder ist einer hinter ihm und klopft ihn auf den Rücken; der Stier dreht sich schnell um, sein Gegner hält ihm den rothen Mantel vor; der Stier stutzt, brüllt, hebt den Kopf und Schwanz in die Höhe, und stürzt mit Wuth auf den Feind; dieser springt bald links, bald rechts, und vexirt ihn mit dem Mantel; der Stier verfolgt ihn; er weicht seinen Stichen aus, am Ende lässt er seinen Mantel an die Erde fallen, und entflieht. Der Stier glaubt, der Mensch sei hingefallen, bohrt in der Wuth mit den Hörnern den Mantel tief in die Erde, zerreisst denselben in Stücke, und trägt zuweilen ein Stück Mantel an den Hörnern als Siegespreis davon. Schon reizt wieder einer seine Wuth durch einen Stich auf den Rücken; und während er ihn in der Runde herum jagt, kommt ein anderer von der Seite und sucht ihn durch etwas anders, von der Verfolgung abzubringen. Aber endlich trifft seine Wuth ihr Ziel. Dem Reiter bricht die Lanze auf dem Genick des Stieres, er wirft Reiter und Pferd über den Haufen, die Eingeweide dringen aus dem Bauche des Gaules und der Picador muss eiligst die Flucht ergreifen. Zweimal war ich Zeuge, einmal in Malaga und das zweitemal in Grenada wie die Pferde auf dem Fleck todt liegen blieben; Dann sind aber die Zuschauer ausser sich vor Freuden.



Bewunderungswerth ist die Gewandheit und Geschicklichkeit der Torreros.

Oft tritt einer mit seinem Mantel ganz dicht dem Stiere vor die Augen; dieser geht dann etliche Schritte zurück, um einen bedeutenden Ansatz gegen ihn zu nehmen, aber indem der Stier mit herabgesenkten Hörnern auf ihn eindringen will, lässt er ihn ganz nahe herankommen, springt ihm dann mit einem Satz auf den Kopf und dann der Länge nach über den ganzen Stier hinweg; der Stier, einmal im Laufe begriffen, bleibt plötzlich stehen, und sieht sich nach allen Seiten nach seinem Gegner um. Ein solches Kunststück verursacht grosses Gelächter und Freude unter den Zuschauern und der Torrero bekommt tausend Bravos. Der Stier, wie ein jeder Ochs, stösst nie mit seinen Hörnern seitwärts, sondern nur gerade vor sich. Das wissen die Torreros so genau, dass sie ohne Furcht den Stier ganz nahe kommen lassen, und nur auf die Seite springen, worauf der Stier in der grössten Wuth bei ihnen vorbei schiesst; so wird der Stier dressirt bis ihm die Zunge vor Mattigkeit lang und schwarz aus dem Maule heraushängt. Aber er darf nicht ruhen, und wird immer vom Neuen in Wuth gebracht. Helfen die kleinen Neckereien nicht, so haben die Fechtenden einen kleinen Stock, etwa eine Elle lang; an dem untern Ende sind eiserne scharfe Widerhaken, und am oberen Ende gekräuseltes rauschendes Papier angebracht; sie suchen nun dem Thier so nahe zu kommen, dass sie ihm die Stöcke vermöge der Widerhaken hinter den Ohren feststecken können, wozu viel Schnelligkeit und Geschicklichkeit gehört. Wenn nun das Thier den Kopf schüttelt, so rauscht ihm das Papier hinter den Ohren, und es schmerzt ihn, so dass er gereizt und wüthend den Kampf vom Neuen beginnt. Ein noch schrecklicheres Reizmittel ist folgendes: An kleinen Stöckchen mit Widerhaken wird der Länge nach



ein schlangenförmiges Feuerwerk fest gebunden. Nachdem der Fechtende den Schwamm an demselben angezündet, nähert er sich dem Stiere und führt ihn mit Springen hin und her, und sobald der Stier den Kopf zur Erde zum Stossen beugt, wendet sich der Fechter zur Seite, und steckt im Vorbeistürzen dem Stier das Feuerwerk hinter die Ohren fest. Was aber jetzt geschieht, wenn das Feuerwerk losbrennt, sich mit fürchterlichen Geprassel entladet, dem Stiere auf dem Kopfe brennt, und ihm die Haare versengt, das ist gräulich mit anzusehen. Jetzt ist er erst wahrhaft rasend, springt in gefährlichen weiten Sätzen herum, dringt überall ein, jagt Menschen und Reiter vom Kampfplatz, schüttelt mit dem Kopf um dies Feuerwerk, welches ziemlich lange brennt, abzuschütteln und scheint sich in die Erde kratzen und scharren zu wollen. Ich sah einst einen solchen Stier, seinem Peiniger gerade in dem Augenblicke da er über die Einfassung springen wollte, einen so fürchterlichen Stoss in die Rippen mit den Hörnern versetzen, dass er in die Luft geschleudert 3—4 Bänke weit mitten unter die Zuschauer fiel und beinahe seinen Tod gefunden hätte. Bei solcher Gelegenheit wird, wenn auch der Stier den Fechtenden schon unter seinen Hörnern hätte, unauthörlich gerufen: (Bravo! vappo, brav, prächtig, viva el torro famoso, pero el torrero non vala nada): Es lebe der kühne Stier, aber der Stierfechter ist nichts werth.

Noch ein anderes Reizmittel sind die Hunde, welche besonders gegen weniger muthige Stiere angewendet werden. Besonders dazu abgerichtet, verfolgen sie, 5—6 an der Zahl, den Stier, und beißen ihn an den Hinterfüßen, am Schwanze, ja sogar am Beutel. Der Stier muss laufen, die Hunde in Wuth hinter ihm her. Dreht sich aber der Stier plötzlich um, so nimmt er einen solchen Hund auf die Hörner und schleudert ihn hoch in die Luft, dass er weit von ihm todt niederfällt, oder reißt ihm mit den Hörnern die Ein-



geweide aus dem Leibe, u. s. w. Hilft aber dieses Alles, die Papierstöcke, das Feuerwerk, die Hunde nichts, und der Stier bezeigt keine Wuth, keine Kampflust, so schreit das Publikum, wobei sich die niedere Klasse der Frauenzimmer besonders hervorthut: fuera! fuera! queste torro! fuera con el, que tiene muchas cojones! (heraus! heraus! mit diesem Stier, heraus! mit ihm! er hat einen zu grossen Hodensack). Hier zeigt sich erst die wahre Begierde der Zuschauer, dass sie den Sieg nicht mehr erwarten können. Wenn aber viele Torreros Pferde und Hunde den Tod bei solchen Gelegenheiten gefunden haben; dann heisst es bei den Spaniern: un juego de torros famoso (ein prachtvolles Stiergefecht).

Erst dann, wenn alle Mittel, das Thier noch ferner zum Kampfe anzutreiben nichts mehr helfen und es den Zuschauern zu lange mit einem Stiere dauert, so wird gerufen: el maestro torrero fuera (der Stiergefechtsmeister soll heraus.)

Sodann erschallen wieder Trompeten und Pauken, der Maestro torrero erhebt sich von seinem bisher eingenommenen Sitze oder Throne, betritt den Kampfplatz, kniet vor die Loge des Monarchen, wenn er gegenwärtig ist, oder vor der höchsten Standesperson, die sich in dieser Loge befindet, nieder, legt sein Schwerdt, so wie seinen rothen Mantel vor sich auf die Erde, erhebt seine Hände bittend gegen die Loge und sagt: (Wenn es der König ist:) yo pido a Vuestra Maestad (bei einer hohen Standesperson) yo pido al Exelentissimo Sennor la licencia de que yo puede matar este torro, para la satisfaccion del publico: (Ich bitte Ew. Majestät oder Ew. Excellenz um die Erlaubniss, diesem Stier zur Satisfaktion des Publikums zu tödten).

Dies wird natürlicherweise gerne bewilligt. Der Maestro Torrero steht auf, nimmt sein Schwerdt in die rechte Hand, wickelt sich den rothen seidenen Mantel um seinen



ganzen linken Arm, der ihm als Schild dient; die übrigen Fechtmeister setzen sich zu den Zuschauern bei Seite. Jetzt ist der Maestro torrero ganz allein auf dem Kampfplatze; es herrscht allgemeine Stille. Die Neugierde des Publikums ist gespannt und ein jeder erwartet mit Bangigkeit den Ausgang des Kampfes.

Der Oberfechtmeister nähert sich nun mit langsamen Schritten dem Stier, wobei er ihm den Mantel in der linken, und das Schwerdt in der rechten Hand vorhält. Macht der Stier Mine auf ihn loszugehen, so winkt er ihm mit dem Mantel nach einer anderen Seite, hat er dies einige mal wiederholt und den Stier gehörig geneckt, so lässt er ihn ruhig herankommen und weiss seinen Hörnern so geschickt durch eine Seitensprung auszuweichen, dass der Stier öfters bei ihm vorbeifährt. Ist das Thier sehr wild und wüthend, so macht er es nicht lange mit ihm, sondern erlegt ihn bald; ist es aber ein wenig langsam und ermüdet, so sucht er es erst wieder zu reizen, und wüthend zu machen; sonst würde er vom Publikum ausgelacht werden, einen Stier, der sich nicht gewehrt, erlegt zu haben. Den Todesstoss darf er nur geben, wenn der Stier mit aller Wuth auf ihn eindringt und den Kopf zur Erde zum Stossen niederbeugt, um ihn auf die Hörner zu nehmen, und ihm dadurch das Genick bloss stellt. Dabei haben diese Maestros torreros eine solche Geschicklichkeit und Kraft in dem Arm, dass sie dem Stiere das scharfe Schwerdt allemal von oben zwischen den Schulterblättern bis an das Herz hineinstossen, so dass der Stier gleich auf die Knie fällt, und zu Boden sinkt. Dabei muss der Maestro dss Schwerdt in fester Faust halten und sehr vorsichtig sein, damit der Stier, wenn er mit dem Kopfe in die Höhe schnellt, ihm nicht das Schwerdt aus der Hand schlage.

Läuft das Niederstossen des Thieres glücklich ab, so werden dem Maestro torrero viele wiederholte Bravos zu-



gerufen, und Trompeten und Pauken erschallen. Dann wird der grosse Thorweg geöffnet und 3 Pferde oder Maulthiere in einer Art von Kummetgeschirr, worauf ein jedes eine kleine Fahne hat, mit Strängen und einer Stellwaage versehen, werden von einem Menschen eingeführt. Die Waage wird dem todten Stier an die Hörner gebunden, die 3 Pferde oder Maulthiere voran, und so schleppen sie im Triumph den todten Stier unter Pauken- und Trompetenschall dreimal in der Runde auf dem Kampfplatze herum, und zum Thore hinaus, welches alsbald hinter ihnen wieder geschlossen wird.

Der Maestro torrero nimmt seinen Platz oben wieder ein, und ein frischer Stier wird auf den Kampfplatz gelassen. Das Spiel fängt vom Neuen an, und so geht es fort, bis die für das Spiel bestimmten Stiere alle todt sind, dies geschieht nie eher, als bis der Abend herannaht; oft hat dieses hohe Fest auch erst später ein Ende.

Kann ein Stier, der sehr wild und wüthend ist, nicht getödtet werden, so wird er bis zum folgenden Tag aufbewahrt, alsdann kommt das Publikum wieder zusammen, und der Maestro torrero muss ihn tödten, oder er hat etwas vom Publikum zu hören. Es kommen Beispiele vor, wo der nämliche Stier 3—4 mal auf den Kampfplatz geführt wurde, so wild und wüthend war er. In solchen Fällen geht es selten ohne Unglück ab. So verlor der berühmteste Oberrtierfechter in ganz Spanien Pedro Hillo in Madrid in meiner Gegenwart sein Leben. Der König Józef Napoleon gab den Einwohnern von Madrid ein grosses Volksfest, in einem ausserordentlichen Stiergefecht bestehend, gratis. Die besten Stiere aus allen Gegenden Spaniens wurden herbeigeschafft. Der König beehrte dieses Stiergefecht mit seiner Gegenwart, und viele hohe Standespersonen waren zugegen. Das Amphitheater war stickend voll. Pedro Hillo, der berühmteste Maestro Torrero in ganz



Spanien und der Liebling der Nation, trat auch hier auf. Schon hatte er 9 Stiere an diesem Tage zu seinem Ruhm, unter dem Beifall des Königs und des Publikums erlegt. Den zehnten Stier, der ungeheuer gross, stark und wild war, konnte er mit aller Mühe, da es schon dunkel ward an diesem Tage nicht mehr erlegen; also wurde das grim-mige Thier bis zum folgenden Tag aufbewahrt. Den fol-genden Tag Nachmittags begann das Spiel von Neuem. Pedro Hillo kämpfte standhaft und mit vieler Geistesgegen-wart, aber in dem Augenblicke als er dem wüthendem Thiere den letzten Stich ins Genick beibringen wollte, stiess ihm dieser die Hörner durch den Leib und trug ihn zur Schau und zum Schrecken des Publikums eine Weile auf dem Kampfplatze herum, bis er von den wachhabenden Soldaten mit vielen Bajonetstichen getödtet wurde. Ganz Spanien bedauerte diesen Pedro Hillo, und der König Jozef Napoleon setzte seiner hinterlassenen Wittwe und deren 4 Kindern eine jährliche Pension von 4000 Fran-ken aus.

In Malaga lernte ich im Hause meines Wirths einen alten ausgedienten Maestro de los torros kennen. Obgleich er schon sehr alt war, so besass er dennoch ungeheure Stärke, er war ein breitschultriger Mann. Einmal wies er mir seinen nackten Rücken: derselbe war von unten bis an das Genick mit einer langen tiefen Furche bezeichnet. Das war die Spur einer Verwundung, die ihm auch ein wüthen-der Stier mit den Hörnern beigebracht hatte; er hatte ihm den ganzen Rücken aufgeschlitzt. Die Wunde musste sehr tief gewesen sein, denn die Narbe war wohl eine gute halbe Elle lang und ziemlich tief.

Das Fleisch von den getödteten Stieren wird gegessen und ist sehr schmackhaft. Unsere Truppen bekamen ein-mal das Fleisch von 12 solchen Stieren als Rationen, nach-dem zum Namenstage des Kaisers Napoleon dem Publikum



ein Stiergefecht gratis gegeben war. Die Fleischer in Spanien werden nie ein Stück Vieh schlachten, bevor sie es mit ihren Hunden eine Stunde lang auf dem Hofe herum gehetzt haben; sie behaupten, dass das Fleisch dadurch schmackhafter werde. Die besten und wildesten Stiere in ganz Spanien kommen aus den hohen Gebirgen der Sierra de Ronda in Niederandalusien. In Ronda selbst ist einer der grössten Stiergefechtsplätze in Spanien und die berühmtesten Stierfechter treten auf dem dortigen Kampfplatze auf. Die Ober-, wie die Unterstierfechter sind alle sehr gut bezahlt, so dass man nicht sagen kann, dass sie ihr Leben umsonst der Gefahr aussetzen. Die Einkünfte von solch einem Stiergefechte müssen nach der grossen Menge Zuschauer zu urtheilen auch beträchtlich sein. Das gewöhnliche Entrée war ein Franco.





## ABTHEILUNG XV.

---

### Die Rückkehr nach Polen und die politischen Veränderungen in demselben.

Nachdem ich nun von Spanien, wo es mir sehr oft spanisch vorgekommen und ergangen ist, auf immer Abschied genommen habe, will ich meinen Lesern noch das Ende meiner Erzählung, d. i. die Rückreise nach Polen mittheilen.

Da in den uns von dem Admiral Hollowel ertheilten Reisepässen keine Tour angegeben war, welche wir nehmen sollten, um in unser Vaterland zu gelangen, so schlug ein jeder den Weg ein, der ihm gefiel. Einige von unseren Cameraden nahmen den Weg über Turin, Lyon und Paris, um, wie sie vorgaben, dort von der neuen französischen Regierung, ihr rückständiges Gehalt als Officiere, welches ihnen von Rechtswegen so wie uns zukam, ausgezahlt zu erhalten. Mir schien jedoch der Erfolg zu zweifelhaft, um desshalb einen so grossen Umweg zu wagen und so beschlossen wir drei, der Capitain Rozmysłowski, der Lieutenant Gutowski und ich, den meiner Ansicht nach nächsten Weg auf dieser grossen Tour nach Polen zu nehmen; meine zwei Cameraden, sowohl der Capitain wie der Lieutenant,



verstanden auch nicht ein Wort deutsch oder französisch, und hielten sich schon deswegen an mich, wie an ihren Führer, da ich dieser zwei Sprachen völlig mächtig war. Eine nähere Beschreibung der schönen Stadt und des Hafens von Genua zu geben halte ich für überflüssig, da diese meinen Lesern aus den vielen Berschreibungen der Länder und Städte von Italien nur allzubekannt sein möchte.

Zu Ende des Monats Juni verliessen wir Genua, aber in so traurigen Umständen, dass wir nicht einen Heller Geld, nicht ein Stückchen Brod, und dabei zerrissene Kleider und Schuhe hatten; die Gesundheit war unser ganzes Vermögen. Aber die Hoffnung belebte uns, dass wir mit jedem Schritt vorwärts uns unserem Vaterlande mehr näherten. Wir machten den Tag über starke Märsche, überstiegen den Zweig der Alpen, der das genuesische Gebiet von der Lombardei trennt; die Höhen der Schweizer-Alpen von denen, obgleich es im Juni war, ein rauher Mitternachtswind wehte, blieben uns zur Linken liegen; wir passierten auf dieser Tour die kleinen Städte Voltago, Novi, Voghera und langten den fünften Tag in Tortona, der ersten Stadt der Lombardei an, wo wir eine österreichische Garnison fanden. Die zwei letzten Tage hatte uns der Regen nicht verlassen; die Wege waren so verdorben und bestanden aus so fettem Lehm Boden, dass wir beinah, die schon an sich schlechten Schuhe verloren hätten; dazu hatten wir die ganze Zeit über nichts warmes genossen. In diesem überaus traurigen Zustande meldeten wir uns bei dem österreichischen Platz-Commandanten; der Regen triefte von unsern Kleidern stromweise auf den Fussboden des Zimmers. Der Commandant gerührt durch das traurige Schicksal und durch die Erzählungen unserer langwierigen Gefangenschaft und der Leiden, die wir während derselben ausgestanden hatten, ertheilte uns eine Invitation an die



Municipalität der Stadt, in Folge deren wir in der Lombardei wie in den noch zu durchpassierenden österreichischen Staaten Lebensmittel und Quartiere bekommen sollten. Noch mehr auf unsere Bitten und auf das Zureden eines anderen gerade anwesenden österreichischen Officiers, der ein Landsmann von uns nämlich ein Gallicianer war, bestimmte uns der menschenfreundliche Commandant ein Vorspann geben, und notierte dieses in den Reisepässen mit auf. Wir fanden demnach immer gut Quartier in den Hotels, sowie die schönsten Speisen, Wein und Brod; auch Vorspann bekamen wir auf jeder Station von der Post zugestellt. Denn in der Lombardei war durch die Municipalitäten diese Einrichtung getroffen, dass kein Officier bei den Bürgern einquartiert wurde, noch Lebensmittel in Natura erhielt, sondern die Officiere wurden in den Hotels einquartiert, und bekamen da zu essen. Je höher der Officier im Range war, um so mehr Gerichte wurden ihm aufgetragen. Der Capitain bekam Brühe, drei Gerichte, Wein und Brod, die Lieutenants nur zwei Gerichte, Brühe, Wein und Brod. Mit einem Worte, die Verpflegung der Officiere in der Lombardei war sehr bequem, sowohl für die Officiere, wie für die Bürger. Dieselbe Bewandniss hatte es mit dem Vorspann, welches die Post laut Invitation der Municipalität den Officieren zustellen musste, sowohl die Verpflegung der Officiers, wie das Vorspann wurden von den Bürgern durch gemachte Repartitionen der Städteobrigkeit gezahlt. Leider fanden wir diese gewiss sehr schöne Einrichtung nur in der Lombardei. Unsere Lage ward dadurch auf einmal so verbessert, dass wir es dem braven menschenfreundlichen Commandanten nicht genug zu danken wussten. Die guten Speisen, die Bequemlichkeit in den Hotels gaben uns neue Kräfte, und da das Vorspann in Cabriolets oder Chaisen mit 2 oft 3 guten Pferden immer zur Stunde bereit war, so konn-



ten wir manchen Tag 2 ja sogar 3 Stationen, zurücklegen wenn sie klein waren. Von Tortona, welches wir im grössten Frohsinn und mit dem innigsten Dank gegen den Commandanten verliessen, nahmen wir unsere Tour über Pavia, Mailand, Pizzigitone, eine kleine aber gut befestigte Festung, weiter über Lody, Piacencia, wo wir mit einem Prahm über den Po gesetzt wurden, sodann über Cremona, Bosolo, Villa franca und gelangten endlich nach Mantua, der stärksten Festung in Italien. Der Ticino umgiebt die Festung mit Morästen ganz und gar, so dass nur ein Weg herein und am andern Ende der Stadt und Festung herausführt. Die Stadt an sich selbst ist ziemlich gross, und hat regelmässige Strassen und schöne Häuser, die alle mit Souterrains erbaut sind, in welchen die Bewohner sich während einer Belagerung aufhalten und von den feindlichen Kugeln und Bomben gesichert sind. Wem sollten nicht die Schicksale dieser Festung von den Jahren 1797 und 1798 bekannt sein, als sie Wurmser so standhaft vertheidigte und Bonaparte belagerte? Ersterer musste die Festung vor Hunger übergeben und schloss eine so ehrenvolle Capitulation, dass er mit allen Feldstücken und Waffen, frei und frank aus der Festung nach Oesterreich ziehen konnte. Wo wir wollten, wurde uns ein Ruhetag gestattet, so auch hier, und ich benutzte die Ruhe, um diese merkwürdige Festung mir gut zu besehen.

Sodann setzten wir unsere Reise über verschiedene kleine Städte, und unbedeutende Ortschaften bis nach Verona fort; und hatten so die ganze Lombardei hinter uns. Diese schöne Ebene von Tortona an bis Verona ist wohl eine der schönsten in Europa, mit schönen Flüssen, Städten, Dörfern und Casinias angefüllt; die schönen Landstrassen und Chausseen sind an den Seiten und von oben mit Spalieren versehen, unter denen der Italiener auf seinem hohen zweirädrigen Cabriolet, welches einen Hängestuhl zum Sitz



hat und mit einem starken Pferde bespannt ist, eine Cigarre rauchend, seine Tagereise im Kühlen vollbringt. Gärten, man möchte sagen, Waldungen, von Obst- und anderen edlen Bäumen dehnen sich überall aus; kurz, diese Ebene ist die schönste, die ich je gesehen habe; das schöne Klima dazu macht, dass man diese ganze Gegend nur mit einem grossen Garten vergleichen kann.

Verona, am linken Ufer der reissenden Etsch gelegen, die in den höchsten Gebirgen Tyrols ihren Ursprung hat, und hier mit einer schönen steinernen Brücke überspannt ist, ist eine sehr alte Stadt noch von den Römerzeiten her; dies beweist noch das von Caesar erbaute Amphitheater, welches aus lauter Quadersteinen, Granit und Marmor besteht, und noch so gut erhalten ist, dass auch nicht ein Stein oder Ziegel daran fehlt. Schon an 2000 Jahr dem Zahn der Zeit, Trotz bietend, wird es wohl noch lange Jahre ein Denkmal der Herrschaft der Römer bleiben. Neugierig, dieses Werk des Alterthums zu sehen, begaben wir uns dorthin. Nachdem wir das Aeussere besichtigt hatten, welches ganz mit grünem Moos überwachsen ist, wollten wir auch das Innere besehen. An dem ersten Thore war ein Hammer angebracht; wir klopften; das Thor öffnete sich, und es erschien ein nicht mehr junges Frauenzimmer mit der Frage: *che volete voi?* (Was wollt ihr?) Wir antworteten ihr: wir seien Reisende und Ausländer und wollten uns das Innere des Amphitheaters besehen. Das können sie, — sagte sie, — aber jeder von uns sollte ihr dafür 3 *Parpagiola* bezahlen (ein *Parpagiol* gleich 9 polnischen Groschen.) Da wir aber keinen rothen Heller bei uns hatten, so wollte sie uns das zweite Thor nicht aufmachen. Es that mir leid, unverrichteter Sache umkehren zu sollen, und bat sie dringend. Allein da sie von ihrer habsüchtigen Forderung nicht abstehen wollte, so



nahm ich mein altseidenes Halstuch vom Halse und bat es ihr an. Sie nahm es, und nun liess sie uns herein.

Wir fanden aber nichts so Ueberraschendes, denn der innere Raum dieses Amphitheaters ist rund und von Säulen, Bogen und 12 Sitzbänke im Zirkel umgeben gerade wie die spanischen Stiergefechtsplätze, nur mit dem Unterschiede, dass Alles von Marmor ist. Sonst ist Verona eine ziemlich grosse Stadt, treibt viel Handel mit Seide, und hat an 60 Tausend Einwohner. Wir verliessen sie, und damit die Lombardei, nach 24stündigem Aufenthalt, passierten das kleine Städtchen Ala in Welschtyrol und langten am folgenden Tage in Roveredo an. Hier mussten wir uns bei dem österreichischen Commandanten, einem alten Obristen melden, und unsere Pässe vorzeigen. Nach Ansicht derselben that er sonderbare Fragen an uns: Seits doch Polaken, warumb hobs ten Napoleon gedient, und worum seits holter mitgangen mit de Franzosen nach Spanien. Ich antwortete ihm darauf: wir hätten unseren Landesoberhaupten so gut gedient und Folge leisten müssen, wie er seinem Kaiser diene und Gehorsam schuldig sei. Darüber schien dieses wahre Original eines Oesterreichers etwas aufgebracht zu sein. Er musste wohl noch unter Laudon gedient haben, denn er schien mir hoch in den Siebenziger zu sein, hatte nur wenige graue Haare auf dem Kopfe, und diese wenigen Haare waren in einen dünnen langen mit schwarzen Banden bewickelten Zopf gebunden, der ihm bis an den Hintertheil herunterging; der Kopf war stark gepudert und pomadirt. Er hatte eine weisse Mondierung mit rothem Kragen und rothem Unterfutter an, deren Schösse bis auf die Knöchel herunter gingen, aber nicht angenäht, sondern mit Hafteln angeknöpft waren, dazu eine weisse Weste, und kurze rothe Beinkleider, ein paar lange steife Stiefel bis an die Kniee mit grossen stählernen Anschnallsporen. — Er that noch die Frage an



mich: Wo hob's holter so gut deutsch gelernt, worauf ich ihm die schuldige Antwort gab: auf Schulen in Deutschland.

Nun erhob dieses Original das Echo seines menschenfreundlichen Herzens und sagte: Vorspann und Quartier werdet ihr bekommen aber keine Lebensmittel. Ich stellte ihm unsere Lage vor, dass wir die Lebensmittel in den Hotels durch die ganze Tour in der Lombardei bis hierher bekommen hätten, dass wir ohne Mittel seien, um uns zu beköstigen, dass wir heute noch nicht einen Bissen genossen hätten, und so weiter. Worauf er uns erwiderte: In der Lombardei seien andere Vorschriften, als hier in Tyrol, er habe keine Lebensmittel für uns, und könne uns keine geben; so laute die Vorschrift für Tyrol.

Ich antwortete ihm ganz gelassen, dass die Commandanten in der Lombardei sich ebenfalls auf gewisse Vorschriften von ihrer Regierung berufen, aber aus Menschenfreundlichkeit und in Anbetracht unserer traurigen Lage, uns die Lebensmittel hätten verabfolgen lassen; wir bäten ihn daher dringend, uns für den heutigen Tag eine gleiche Wohlthat zu erweisen; könne er es laut Vorschriften nicht thun, so könne er es doch aus Mitleiden und gutem Herzen. Nun wurde aber mein guter Oestreicher erst recht aufgebracht und sagte: Schauts! so ein junger Mensch wils mir halter alten Obrist was lernen, ich werd' ihn haltgleich in Arrest stecken lassen. Ich antwortete ihm fast aufgebracht über sein unmenschliches Herz ganz lakonisch: Vier Jahre hätte ich bei den Spaniern in Arrest gesessen, ohne zu erschrecken; ich würde auch vor seinen Arrest nicht erschrecken, wenn ich darin nur zu Essen bekäme. Das fruchtete. Meine unerschrockene Antwort, die mir unser trauriges Schicksal ausgepresst hatte, brachte bei dem alten österreichischen Heros einige Mässigung hervor, und mit freundlichem Gesicht unterschrieb er die An-



weisung zu den Lebensmitteln für uns, die wir auch im Hotel erhielten. Wir dankten ihm, und schieden dann als Freunde von einander. Aber lange blieb dieser österreichische Obrist uns im Gedächtnisse und seines Gleichen haben wir nicht wieder angetroffen.

Die Umgegend von Roveredo ist schon sehr gebirgig, die Stadt selbst, die nicht sehr gross ist, liegt in einem Thale zwischen Bergen, die rauschende Etsch fliesst dicht dabei vorbei. Die Einwohner treiben meistens Seidenbau, in allen Häusern, ja in allen Stuben hängen die Seidenwürmer auf Brettern; diese wurden gerade zu der Zeit mit Maulbeerbaumblättern gefüttert. In den Stuben war von diesen Würmern ein solch übler Geruch, dass wir es darin nicht lange aushalten konnten. Vom Getraideanbau müssen wohl die Bewohner Roveredos wegen der Berge wenig wissen; sie scheinen mir nicht wohlhabend zu sein, ihr Haupterwerb ist wohl der Seidenbau.

Noch an demselben Tage verliessen wir Roveredo, und langten noch vor Abend in Trident an, welches auch eine alte Römer-Stadt, und wegen der Kirchenversammlung, die hier gehalten wurde, berühmt ist. Es ist eine ziemlich grosse, regelmässig gebaute Stadt und hat viele ansehnliche Häuser.

Wir mussten uns ebenfalls bei dem Platzkommandanten melden. Er war Obristlieutenant, zwar noch jung, aber äusserst freundlich und artig, und das wahre Gegenheil von dem Kommandanten in Roveredo. Wir erzählten ihm unsere Renkontre mit demselben. Ja! sagte er, das ist nichts Neues; alle Militairs, die von Roveredo zu uns kommen, klagen und erzählen uns das Nämliche. Was verlangen Sie Besseres von solch einem Original? Hier finden sie es anders. Der Magistrat hat angeordnet, dass man Ihnen gute Quartiere, Lebensmittel und Vorspann gäbe. Versäumen sie ja nicht, sich bei dem Feldmarschall



Lieutenant Grafen von Frimont zu melden, und ihm Ihre Aufwartung zu machen; er wird sie gewiss sehr artig aufnehmen, denn allen französischen und anderen Officiern, die aus der Gefangenschaft hierdurch kommen, um in ihr Vaterland zurückzukehren, lässt er Geld zur weiteren Reise auszahlen. Wir folgten dem guten Rathe des Platzkommandanten, der uns sogar noch das Quartier des Grafen anzeigte, und mit den 3 schon visirten Pässen versehen, begaben wir uns dahin. Zwei Schildwachen, die auf dem Korridor vor seiner Thür standen, frugen: Wer seids! was wollt ihr holler hoben? Wir wollen uns bei dem Grafen melden, antwortete ich. Es ist holter nit erlobt, erwiederte die Schildwache. Ueber dies Gespräch öffnete sich die halbe Doppelthür, und ein schöner grosser und schon älthlicher Mann mit einem Stern an der linken Seite trat heraus, denn er hatte wohl das Gespräch von Innen gehört. Es war der Graf selbst. Er frug gleich: Wer wir sind, und hiess uns in das Zimmer einzutreten. Nachdem ich ihm gesagt, dass wir drei polnische Officiere seien, die aus vierjähriger spanischer Gefangenschaft nach unserem Vaterlande zurückkehren, es für ihre Pflicht hielten, sich bei Sr. Excellenz im Durchreisen zu melden, nahm er die Reisepässe, las den ersten und frug: Welcher der Capitain von uns sei? Als dieser sich ihm vorgestellt hatte, nahm der Graf sein rothes griechisches Käppchen vom Kopfe, legte es auf den Tisch, schob einen Stuhl herbei, und sagte zum Capitain: Setzen sie sich Camerad! Er las dann die anderen zwei Pässe, benannte jeden von uns mit Namen, rückte dann ebenfalls zwei Stühle heran, und hiess mit den nähmlichen Worten uns Lieutenants uns setzen. Der Graf war ein schöner, voller und schön gewachsener Mann, wie es schien, ein Sechziger; sein Haupt war schon etwas ergraut, aber auf demselben noch das volle Haar; er war in Civil, mit einem schwarzen Frack, einer schwarz-



seidenen Weste, eben solchen kurzen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und leichten Schuhen bekleidet; er stand beständig vor uns, und that viele Fragen, den spanischen Krieg und unsere Gefangenschaft betreffend, an uns, die ich allein, der deutschen Sprache mächtig, beantworten konnte, wobei er sehr bedauerte, dass meine Cameraden kein Deutsch verstünden; über die Krigsbegebenheiten in Spanien that er sehr viele Fragen, und hörte mit grosser Theilnahme, wie uns die Spanier so schlecht und barbarisch in der Gefangenschaft behandelt hätten. Bei dieser Gelegenheit erzählte er uns: In den Jahren 1793 und 1794 sei er als Major in zweijähriger französischer Gefangenschaft gewesen, aber das könnte er den Franzosen zum Ruhme nachsagen, dass er von ihnen sehr gut behandelt, und seinem Range gemäss, auch gut bezahlt worden sei, wie denn keine Nation in Europa ihre Gefangenen so gut behandle und Unterhalt gebe, wie die Franzosen. Er frug mich auch, wo ich so gut deutsch gelernt habe. Auf deutschen Schulen von Jugend auf, antwortete ich, und namentlich in Berlin. Worauf er es als einen grossen Vorzug pries, wenn ein junger Mensch mehrere, und besonders die deutsche Sprache als die nöthigste von allen, erlernt habe. Auch machte er uns einige Elogen, indem er äusserte: Die Polen hätten sich überall gut geschlagen, die polnische Armee habe Officiers aufzuweisen, die in Egipten, in St. Domingo, in Italien, in Spanien, in Russland mitgefochten; diesen Vorzug habe die österreichische Armee nicht. Während der ganzen Unterhaltung, die wohl eine Stunde dauerte, blieb er selbst stehen, erlaubte es aber nicht, wenn ich aufstehen wollte, um seine Frage zu beantworten. Endlich ging er an die Thür, zog an der Klingel, und im Augenblick erschien sein Adjutant in völliger Mondierung. Er übergab ihm die drei Pässe und sagte zu dem Adjutanten: Hier haben sie die Pässe dieser drei polnischen Officiere,



führen sie die Herren zu dem Kriegskommissär, und sagen sie ihm von mir: Er solle diesen Officieren nach ihrem Range Geld zur Weiterreise geben. Wir standen auf, und bedankten uns vielmals bei dem Grafen für seinen Edelsinn und Hilfe, die er uns in solch trauriger Lage angedeihen liess. „Es ist nich des Dankens werth! erwiederte er. Es ist meine Pflicht und Schuldigkeit! Ein Camerad muss dem anderen helfen! Ich wünsche Ihnen, meine Cameraden, eine glückliche Reise, und wünsche, dass Sie glücklich in ihr Vaterland ankommen, und die Ihrigen noch am Leben und bei guter Gesundheit antreffen.“ Dies waren die letzten Worte dieses wahrhaftig edlen Mannes. Beinah zu Thränen durch diese überaus grosse Herablassung gerührt, verbeugten wir uns nochmals und folgten dem Adjutanten, der uns durch die ganze Stadt und noch ein grosses Stück Weges hinter dieselbe zu dem Kriegskommissarius führte. In dessen Kanzlei angelangt, legte ihm der Adjutant die Pässe vor, und sagte: Auf Befehl des Feldmarschalls Lieutenants und Grafen sollen Sie diesen Herrn polnischen Officieren, jedem nach seinem Range, Geld zur Weiterreise auszahlen. Aber der Herr Commissair ward darüber sehr ungehalten und sagte zu dem Adjutanten: Der Feldmarschall schickt nur immer her, ich soll Geld auszahlen, er weiss aber nicht, dass ich nicht einen Kreutzer in der Kasse habe; es ist nicht meine Schuld, dass man von Wien kein Geld schickt, ich kann auch nichts auszahlen. Der Adjutant, ein junger Mann, warf ihm zornig die Pässe auf den Tisch und sagte: Die Herren können doch hier nicht so lange warten, bis Gelder von Wien ankommen; haben sie kein Geld in der Kasse, so müssen sie es aus ihrer Tasche vorstrecken, und können es sich dann in Abzug bringen; dies ist der Wille des Feldmarschalls. Übrigens, meine Herren, setzte er hinzu, gehen sie dem Herrn Commissair nicht vom Halse, bis er ihnen Geld gegeben, und



damit empfahl er sich und liess uns stehen. Der Zorn malte sich im Gesichte des Commisairs. Er schrieb in einem fort. Über zwei Stunden blieben wir so stehen, die Hüften und Seiten thaten uns schon weh vom Stehen; kein Gegenstand war da, auf den man sich hätte setzen können. Endlich schlug die Uhr 9, und der kaiserlich königliche österreichische Kriegskommissair hob sich von seinem Sitz auf und frug ganz pathetisch: Wer kann von Euch deutsch schreiben? Als ich mich dazu erbot, hiess er mich seinen Platz einnehmen, legte mir einen Bogen Papier vor und diktierte: Regiment, Bataillon, Kompagnie oben an. Ich endesbezeichneter Capitain vom abbenannten Regiment, Bataillon und Kompagnie bescheinige hiermit, dass ich von der kaiserlich königl. Kriegskasse zu Trident 60 Gulden Wiener Währung Conventions Münze ausgezahlt erhalten habe. Nun die Unterschrift des Empfängers. Für uns Lieutenants musste ich zwei ähnliche Quittungen aufschreiben, bloss mit dem Unterschiede, dass wir nur 40 Gulden W. W. C. M. erhielten. Nach Empfang dieses Geldes eilten wir in die Stadt zurück, und zum Feldmarschall, um uns nochmals zu bedanken. Er liess uns vor und sagte: Es sei keines Dankes werth, er habe blos seine Pflicht als Camerad gethan. Ueber das Benehmen des Commissairs, welches ihm wohl der Adjutant rapportiert haben musste, äusserte er, dass er es immer so mache, alle Kriegskommissairs seien habsüchtig, unmenschlich, und verstünden nur ihre Beutel zu füllen, und den Staat zu betrügen. Damit empfahlen wir uns auf immer, bedankten uns noch an demselben Abende bei dem guten Platzkommandanten für seinen uns ertheilten Rath, und setzten am anderen Morgen unsere Reise nach der schon in deutsch Tyrol gelegenen Stadt Botzen fort. Hier angelangt, bekamen wir unser Quartier bei einem gewissen Baron v. Ingram. Dieser hatte sein schönes Landgut nicht weit hinter der Stadt;



ein schönes Palais, anmuthige Gärten und Parks zeugten von der Wohlhabenheit des Besitzers. Von dem alten Baron, welcher Wittwer war, und seinem Sohne wurden wir mit solcher Freundlichkeit und Artigkeit empfangen, wie es im elterlichen Hause nicht besser hätte statt finden können. Die Herzensgüte des Vaters wie des Sohnes gewannen unsere Herzen gleich beim Eintritte in das Haus, wo Nächstenliebe einheimisch war. Wir wurden sogleich auf das Beste bewirthet. Da der alte Baron so viel Antheil an unser Schicksal nahm, so gab ich mir alle Mühe, diesem alten braven Manne durch meine Erzählungen recht angenehm die Zeit zu vertreiben, was bis spät in die Nacht dauerte. Da es gerade an einem Sonnabende war, so bat der Vater wie der Sohn, dass wir am folgenden Tage, als einem Sonntage, nicht weiter reisen, sondern der Ruhe bei ihnen geniessen sollten. Dies geschah. Wir übernachteten in so weichen Betten, wie sie uns seit 7 Jahren nicht vorgekommen waren, und schliefen darum auch länger, als gewöhnlich. Beim Erwachen fand ein jeder von uns auf dem Stuhle neben seinem Bette ein paar Pantalon, ein weisses Hemde, ein Vorhemde, ein Halstuch, und eine Weste. Wir kleideten uns geschwinde an, und gingen zum Frühstück zu dem Baron herunter. Ich nahm den Sohn an die Seite, um mich mit ihm wegen der Sachen, die wir auf unseren Stühlen beim Erwachen vorgefunden, zu verständigen; er kam mir aber mit seiner Artigkeit zuvor und bat: Ich möchte darüber nichts sagen oder auch nur danken, um dem alten Vater die Freude nicht zu verderben. Daher dankten unsere Herzen nur stillschweigend. Wir verlebten hier den angenehmsten und freudigsten Sonntag, den ich je in meinem Leben verlebt habe; viele Gäste fanden sich ein, welche die Gesellschaft noch mehr erheiterten, es wurde viel erzählt, besonders interessierten Alle meine Erzählungen von dem Kriege in Spanien und unserer Gefangenschaft.



Spät am Abend ging die Gesellschaft im Frohsinn auseinander. Den folgenden Tag schickte uns der Baron mit seiner Equipage, des Vorspanns nicht achtend, nach der nächsten Station, der Stadt Brixen, ab, nachdem uns diese braven und menschenfreundlichen Herrn noch ein gutes Reisegeld heimlich zugesteckt hatten. \*)

Von Brixen setzten wir unsere Reise über Sturtzen, Martenau fort, und gelangten auf den Brenner, den höchsten Berg in Tyrol. In dem Wirthshause oben auf dem Gipfel war eingeheizt, denn es schneite ein wenig und die rauhe Luft war uns in unseren leichten Sommeranzügen sehr empfindlich. Nicht weit von diesem Wirthshause ist ein länglich viereckiger, von Felsen umgebener Teich, aus welchem von der einen Seite die Etsch und von der anderen der Jnn ihren Ausfluss haben, die erstere nach dem adriatischen Meere, der Jnn nach der Donau. Dann ging es über Inspruk nach Seefeld, den letzten Ort in Tyrol. Sehr verwundert waren wir hier, als der Fuhrmann da, wo die Grenzpfähle von Baiern und Tyrol stehen, auf einmal stille hielt und sagte: Nun! meine Herren jetzt steigen sie ab! Warum? frugen wir, es ist ja noch  $1\frac{1}{2}$  Meilen bis Partenkirch, zur ersten Station in Baiern, wohin wir gebracht werden müssen. Ja! sagte der Fuhrmann, das weiss ich wohl, aber in das verfluchte Baierland fahr ich nicht hinein,

---

\*) Nach vielen Jahren blieb mir die Güte und Gastfreundschaft dieser Herrn im Gedächtniss. Im Jahre 1836 lernte ich zwei Tyroler aus Botzen, die des Handels wegen in Polen waren, kennen. Sie wunderten sich, als ich an sie die Frage that: ob der Baron Ingram in Botzen mit seinem Sohne noch lebe. Dez Alte, sagten sie, sei längst gestorben, der Sohn habe die Erbschaft übernommen, geheirathet und es gehe ihm sehr gut. Ich gab diesen Tyrolern einen Brief an den jungen Baron mit, ihm nochmal für sein gutes Herz und die freundliche Aufnahme im Jahre 1814 dankend; ob er den Brief bekommen, weiss ich nicht; Antwort habe ich auf denselben nicht erhalten.



machen sie mit mir was sie wollen. Wir stiegen von dem Wagen herunter und wollten ihn dazu zwingen aber er warf Leine und Peitsche weg und sagte im höchsten Zorn: Hier haben sie Pferde, Wagen und Leine, machen sie damit, was sie wollen; ich gehe nach Hause und lasse Alles hier, aber in das verfluchte Baierland bringt mich kein Mensch hinein. Was sollen wir machen? Halb fluchend, halb lachend mussten wir unsere Bündel unter den Arm nehmen, und getrost die 1 $\frac{1}{2}$  Meilen bis Partenkirch spazieren, wo wir uns bei dem Commandanten beschwerten. Ja! sagte dieser: das ist nichts Neues, unsere Leute machen es eben so; sie fahren bloss bis an den Grenzpfahl, nach Tyrol fahren sie für keinen Preis hinein. Solcher Nationalhass herrschte damals zwischen Tyrolern und Baiern, zwischen deutschen Völkern! Welcher Unsinn und Mangel an Aufklärung! Die Tyroler sind fanatisch katholisch. Für das Auge ist ihr Land recht annehmlich, aber der Erwerb muss schwer sein; darum ziehen sie in anderen Ländern umher, um sich mit Singen oder Jodeln oder durch den Verkauf von Pfeifen und Tabacksdosen aus Gensenhörnern und anderen Waaren der Art einiges Geld zu verdienen. Die allgemeine Bildung ist noch sehr zurück. Ich sah einmal einen Zwirn- oder Leinwandhändler, der auf die Jahrmärkte in den Städten herumzieht, wie er vor seinen hohen zweirädrigen Wagen, auf dem ein grosser Kasten stand, seine älteste Tochter zwischen die zwei Deichseln, vor dieser die zweite Tochter und seine zwei noch jüngeren Söhne ganz vorne angespannt hatte; sie zogen gewaltig mit Kreuzriemen den Karren den Berg hinauf, während der Alte, seine Pfeife rauchend, mit einer langen Peitsche unaufhörlich wie aufs Vieh knallte, und dabei schrie und kommandierte, wie ein Bauer auf seine Pferde. Die armen Kinder! So etwas sieht man doch in unsern Ländern nicht.

Wir setzten unsere Reise von Partenkirch über Land-



stat, über das Lechfeld, Augsburg bis Donauwerth fort. Hier war ein Kosakenobrist, ein geborener Deutscher, mit Namen Otto v. Ottenfels als russischer Platzkommandant angestellt. Da unser Vaterland schon an Russland abgegeben war, und wir in Folge dessen als russische Unterthanen betrachtet, oder wenigstens mit ihnen gleich gestellt waren, so notierte der Commandant in den Pässen mit auf, dass uns Quartier, Lebensmittel und Vorspann gleich den russischen Officieren überall verabfolgt werden solle. Wir reisten nun weiter über Rotk, dann über Nürnberg, in welcher alten Stadt wir die alte Burg mit ihren Alterthümern und Merkwürdigkeiten besuchten, weiter über Fürth, wo so viele Juden sind, endlich nach Baireuth, wo uns der baierische General und Commandant einen Rasttag zu halten erlaubte. Hier stand das russische ukrainische Infanterieregiment; mit den Officieren, die fast alle Polen aus Wolhynien, Podolien und der Ukraine waren, machten wir in einem Hotel Bekanntschaft. Als Landsleute noch mehr theilnehmend, luden sie uns auf den folgenden Tag zu einem kameradschaftlichen Frühstück ein. Der Obrist und wohl an 60 Officiere nahmen Theil daran; gute auserlesene Gerichte fanden wir zum ersten Mal wieder nach polnischer Weise zubereitet, guter Wein fehlte auch nicht, und es wurde brüderlich getrunken. Als wir uns endlich, da unser Vorspann unten vor dem Hause unserer Abreise harrte, von unseren Landsleuten verabschiedeten, ihnen noch vielen Dank für ihre Gastfreundschaft sagend, steckte der Obrist jedem von uns ein ansehnliches Reisegeld, welches er durch Kollekte von dem Officierkorps gesammelt, in die Tasche. Nochmals Dank sagend und nochmals den herzlichsten Abschied nehmend, bestiegen wir den Wagen.

Es ging nun ohne Unterbrechung über Güntzberg, Hof im sächsischen Lande, Plauen, Chemnitz, Zwickau bis Oederan fort. In diesem Städtchen bekam ein jeder von



uns sein Billet zu einem besonderen Quartier. Als wir die Strasse heruntergingen, und die Nummern betrachteten, hörte uns ein vor einem grossen Hause stehender, schon etwas bejahrter dicker Herr polnisch reden. Er winkte uns, und wünschte die Billete zu sehen, um sich zu überzeugen, was wir für Quartiere angewiesen bekommen hätten. Ach! sagte er: dies sind arme Leute, wo sie Quartier haben sollen: sie werden es da nicht gut haben; ich habe gehört, dass sie Polen sind; ich nehme sie alle drei zu mir ins Quartier, wenn es ihnen gefällig ist. Wer hätte diese freundliche und aus so gutem Herzen kommende Einladung nicht angenommen? Wir sahen die sächsische Gastfreundschaft und Gutmüthigkeit wieder im hellsten Lichte. Wir fanden in dem Hause dieses biedern Mannes die grösste Bequemlichkeit, sowohl in Hinsicht des Unterhalts, als auch der Ruhe. Am andern Morgen bedankten wir uns herzlich für die gütige Aufnahme und reisten weiter. Es ging zunächst über Freiburg nach Dresden. Hier verliess uns unser Capitain, indem er mit einem russischen Ulanen-officier, der als Courier nach Polen abging, gemeinschaftlich, um eher in Posen zu sein, abreiste. Wir zwei Lieutenants reisten über Königsbrück, Spremberg, Guben, Forsta, ins Preussische, passierten bei Crossen die Oder, und gelangten nach Schwiebus, der letzten Stadt im Preussischen. Es war gerade an einem Sonntage, und wir sollten in dem Hause des Gastwirths und Schenkers Kiepert, (dessen Name ich hier mit Fleiss aufführe) Quartier bekommen. Beim Eintritt in dessen Haus, trafen wir bloss die Schenkerin, die uns eine Bank in der Schenkstube als Quartier anwies; von Lebensmitteln war keine Rede. Wir verlangten auch keine, denn fürs erste wussten wir, dass der Wirth nicht zu Hause war, fürs zweite waren wir hinlänglich mit Geld versehen, um uns welche zu kaufen. So hatten wir wohl von 2 bis 9 Uhr Abends als Fremde die



4 Wände angesehen, als Kiepert, der Wirth selbst eintrat. Die Schenkerin überreichte ihm das Billet, und sagte, dass wir zwei polnische Officiere seien. Darauf fing dieser Kiepert, der wohl einen Rausch haben musste, schrecklich an, auf die Franzosen und noch mehr auf die Polen zu schimpfen und seinen Sohn, der bei den freiwilligen Jägern diente, herauszustreichen. Sein Schreien und Aufhauen mit der Faust auf den Tisch, nahm kein Ende. „Wir Preussen haben bei Leipzig gesiegt, wir Preussen haben die Franzosen über den Rhein gejagt, wir Preussen haben zuerst Paris eingenommen,“ war sein ewiger Refrain. Wie sonderbar klang uns diese Sprache in dem Munde eines Mannes in so hohem Alter mit dem Schlafrock und einer langen Pfeife im Munde. Auf der ganzen Reise ist mir kein Mensch vorgekommen, der sich so grob gegen uns ausgelassen hätte, wie dieser Kiepert. Wir aber schwiegen lieber zu den Redensarten dieses alten Prahlers still. Am andern Morgen besuchte mich ein guter Freund von unserer Familie, der in Schwiebus wohnte und ein Kirchenamt bekleidete. Ich erzählte ihm das Benehmen dieses Kiepert und er stellte ihn darüber zur Rede. Nun schämte sich der Wirth vor uns, und, um die Sache wieder gut zu machen, liess er ein gutes Frühstück anrichten und ladete uns dazu ein. Aber ich sagte auf polnisch zu meinem Cameraden, ich wolle nichts von dem Alen anrühren, ein so grober Mensch verdiene es nicht. Wir nahmen also unsere Mützen, setzten uns auf den Wagen, fuhren fort, und erreichten noch an demselben Tage die Grenze unseres Vaterlandes ohnweit des schönen Kloster Paradies und der Stadt Meseritz.\*)

---

\*) Meine Leser fragen vielleicht, was aus der Duena Sennora Pepika und ihren Sennor Don Thomas geworden ist; ich werde ihre Neugierde zu befriedigen suchen, und ihnen noch ganz zuletzt darüber mittheilen.



Hier schliesse ich meine Erzählungen. Wer die Grenzen seines Vaterlandes, nach so vielen Trübsalen erreicht, im Kriege kein Krüppel geworden ist, und die völlige Gesundheit behalten hat, kann sich glücklich schätzen. Die Leiden sind geendigt; die Freude, in den frohen Zirkel der Seinigen zu sein, lässt allmählig alle vergangenen Uebel in Vergessenheit gerathen. Und wenn auch zuweilen die Rückerinnerung uns traurig stimmt, so belebt uns doch die Hoffnung auf ein Besseres, und mit ausharrender Geduld erwarten wir die Zukunft.

Meinen alten Vater traf ich noch am Leben an, erst 1826 schied er im hohen Alter von dieser Welt. Die Mutter lebte nicht mehr. Wie gerne hätte ich sie noch einmal sehen wollen, aber es sollte nicht sein.

Unsere polnische Armee löste sich, sobald die russische Armee Polen besetzte, auf, und jeder Officier, wie Soldat, erwartete in seiner Heimath die hohen Verfügungen und Befehle seines neuen Landesherrn und Monarchen.

Sobald die Sennora Duena Pepika völlig genesen war, schafften sie sich ein bequemes Fuhrwerk an, reisten damit nach Polen und langten 6 Wochen später an, als wir. Bei der neuen Organisation der polnischen Armee wurde er als Oberlieutenant im 2ten Jägerregiment angestellt, darauf wurde er Platz-Adjutant in der Festung Modlin, wo er auch gestorben ist. Die Wittwe mit ihren 2 Kindern kaufte sich eine kleine Wirthschaft in einem Dorfe unweit Warschau. Aus Neugierde sie zu sehen, machte ich einst einen Spaziergang dorthin, aber ich traf sie nicht mehr, denn sie hatte die Wirthschaft wieder verkauft und war in das Augustower Gouvernement gezogen. Ich habe nie mehr von ihr gehört, ausser, dass sie eine Pension seit dem Tode ihres Mannes bezieht und noch am Leben sein soll.







LA DEPUTAZIONE DEGLI ALLOGGI MILITARI

Assegna in solo Alloggio al N. 465 —

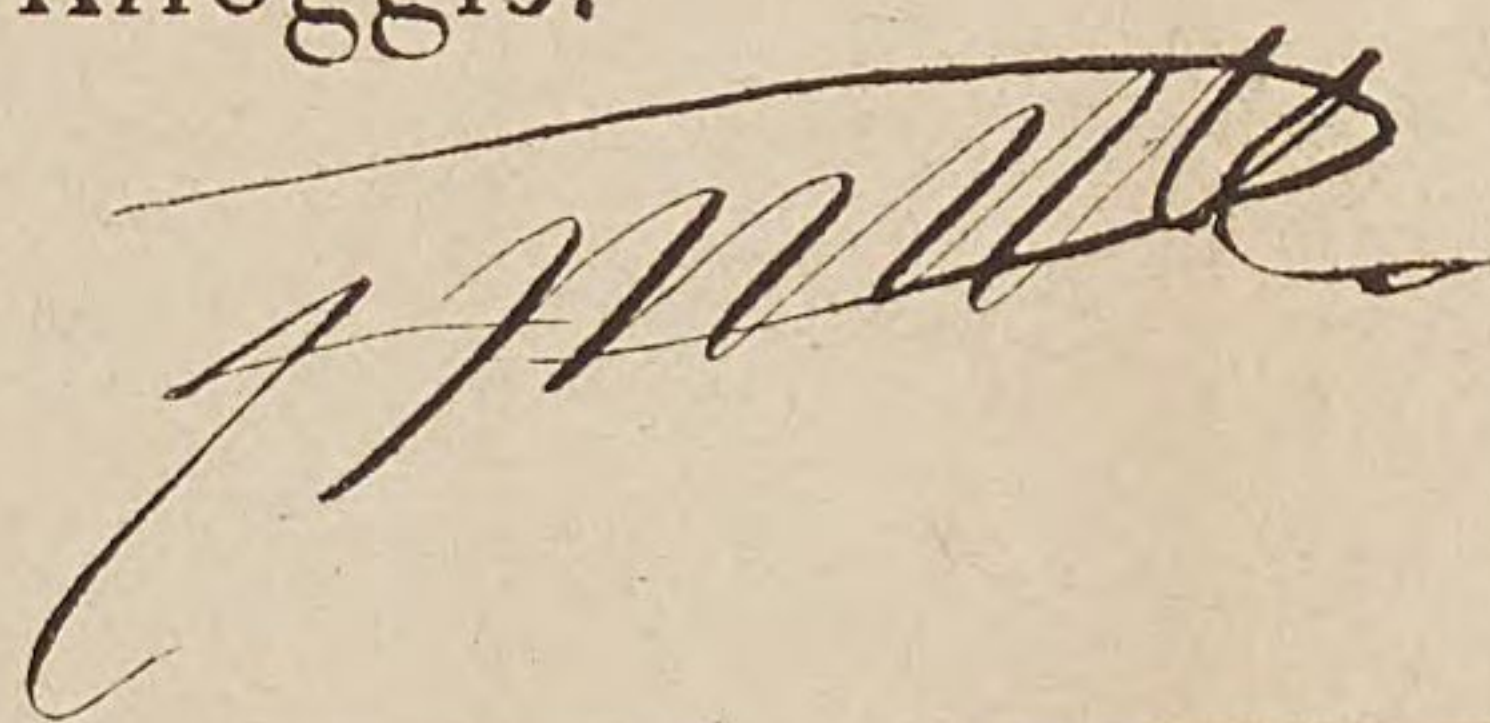
Casa *Marco*

Strada *S. Geronimo*

Un Signor *ufficiale per navette*

Verona li *21 July* 1814.

Avvertendo, che se alla partenza degli alloggiati non renderete intesa la Deputazione, incorrerete nella pena di doppio Alloggio.



To czteroletniej Niewoli Włoskiej Officerowie Pułku Linijnego Piechoty Wielkiego Księstwa Warszawskiego i mianowicie Ignacy Rozmysłowski Kapitan Leon Gustowski Porucznik i Stanisław Broekere Porucznik wacając przez Kraj Włoski na piechotę do Ojczyzny w Roku 1814 w Miesiącu Lipca, za Biletami powyższymi wypłaczone mieli Kwaterę na jedną Noc w Mieście Verona i gospodarz domu tegoż zamiast nie szczesliwym okazać wżem kolwiek byloscym Serce odmaniając nawet wstępu do swego. Domu postawił na wieczną pamiątkę Officerowi polskiemu Bilet powyższy.





Nach der vierjährigen spanischen Gefangenschaft sind den Offizieren des 9<sup>ten</sup> Fuss-Regiments des Grossherzogthums Warschau namentlich dem Kapitän Ignatz Rozmyslawski, dem Lieutenant Leon Gustowski und dem Lieutenant Stanislaus Brockere, als sie durch Italien im Jahre 1814 nach ihrem Heimathlande zurückkehrten, durch obiges Billet Quartiere in der Stadt Verona auf eine Nacht designirt worden. —

Der Hauswirth hat jedoch, anstatt den Unglücklichen Mitleid zu erweisen, denselben den Eintritt in das Haus verboten, und dem polnischen Offizier obiges Billet zum Andenken überlassen.



## A N H A N G.

Zum völligen Schlusse meiner Schrift füge ich für den Leser noch einige Erläuterungen über die spanische Sprache, und die Aussprache derselben bei.

Die spanische Sprache ist eine Mischung aus der lateinischen und maurisch-arabischen Sprache. Wie man sie schreibt, so spricht man sie auch aus, mit Ausnahme folgender Buchstaben:

1. Das spanische che sprich wie ein deutsches tz aus z. B. leche die Milch sprich aus wie: letze; muchaco, der Junge, muchaca das Mädchen sprich aus wie: Muzazo, Muzaza.

mucho viel sprich aus wie: mutzo.

la mancha der Fleck, sprich aus wie: Mantza.

2. Das lange j oder das Jot hat den Werth des deutschen ch z. B. la mujer die Frau sprich aus wie: Mucher, el hijo der Sohn sprich aus wie: Jcho, jamas niemals, sprich aus wie: chamas, el Ajuntamiento der Magistrat, sprich aus wie: Achuntamiento, jugar spielen, sprich aus wie: chugar u. s. w.

3. Steht das x in der Mitte eines Wortes so wird es wie ein che ausgesprochen z. B. Donquixote sprich aus wie: Donquichote, Alexandro Alexander sprich aus wie: Alechandro,

4. Stechen zwei ll nebeneinander so sprich es so aus als wenn noch ein i dahinter stände z. B. la calle die



Strasse, sprich aus wie: callie, el Cavallo das Pferd, sprich aus wie Cavallio u. s. w.

Sonst bleiben sich alle Buchstaben gleich in der Aussprache, und haben keine Veränderung. Die Selbstlauter werden niemals verändert, wie a, e, i, u, o, y, bleiben sich immer gleich, stehen aber zwei Selbstlauter neben einander, so spricht man jeden besonders aus, wie z. B. bueno gut, sprich aus wie bu-e-no. Agua Wasser, wie Agu-a; la fuerza die Stärke, wie fu-er-ça; nuevo neu, wie nu-e-vo; la criada das Dienstmädchen, wie cri-a-da. Das c bekommt eine cedille wie im Französischen z. B. el corazón das Herz, Arzobispo der Erzbischof, sprich das ç wie ein c aus, hat aber das c keine cedille so wird es allemal wie ein k ausgesprochen z. B. la casa das Haus, sprich aus wie kasa, Cura der Geistliche wie Kura, blanco weiss, wie blanko, Medico der Doktor wie Mediko u. s. w.

Sonst ist die spanische Sprache eine schöne, sie hat einen angenehmen Klang; die Aussprache ist sanft, besonders bei dem weiblichen Geschlecht von höherer Bildung. Am besten und reinsten wird sie in Andalusien, Grenada und Malaga gesprochen. So verschieden wie die Provinzen sind, so verschieden ist auch der Dialekt dieser Sprache besonders bei dem gemeinen Mann, wie dies in allen Ländern Europas ist. Sehr verschieden ist das Katalonische, Biskaische und ächt Kastilianische. In der Stadt wie in der Umgegend von Jaen (sprich Chaen aus) schnarchen (roncar) alle Bewohner, ehe sie sprechen wollen; darüber lachen die Bewohner der anderen Provinzen und nennen sie desshalb roncadores Schnarcher aus Jaen; sie ärgern sich natürlich, wenn man ihnen dieses nachmacht. Sonst ist die spanische Sprache sehr leicht zu erlernen.













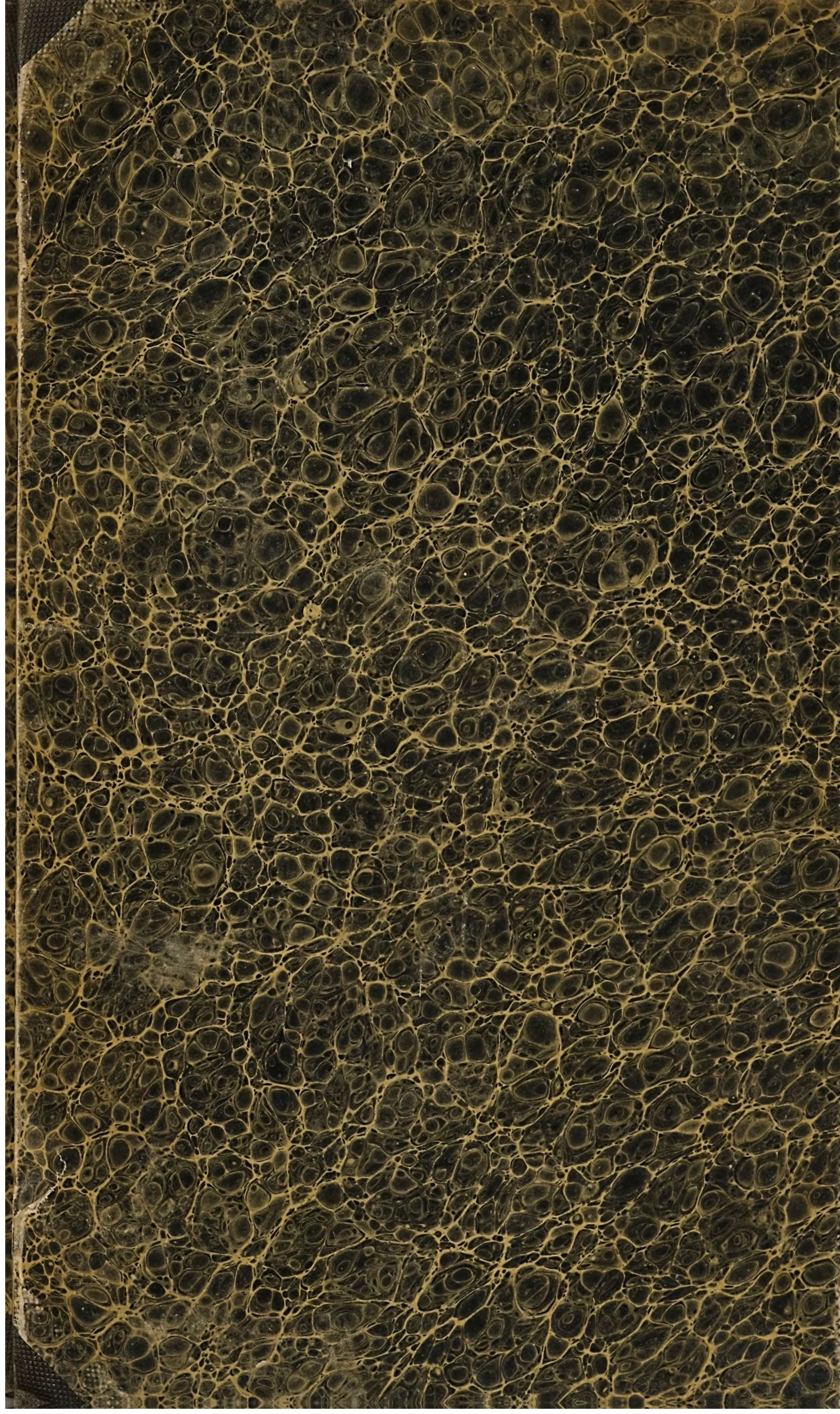














Broekere, Stanislaus v.

Memoiren aus dem Feldzuge in Spanien (1808-1814)

Posen 1883

Biogr. 140 sw

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11570319-6